eccl.

H. III. 51.

Arch. eccl.
0 16/3

Moſaiſches Recht.

Dritter Theil.

Von perſönlichen Rechten und Verbindlichkeiten.

§. 144.

Von Gelübden überhaupt. Sie werden als gültig und von GOtt acceptirt angeſehen.

Wo die Gottheit ſich nicht ausdrücklich erkläret hat, ob ſie menſchliche Gelübde acceptire, kann es, auf das zurückhaltendſte zu reden, doch nicht anders als ſehr zweifelhaft ſeyn, ob GOtt Gelübde annehme. Sollte er es nicht thun, ſo kann man aus ihnen nicht die geringſte Verbindlichkeit herleiten: denn nicht aus einem Verſprechen allein, ſondern aus Verſprechen des einen und Acceptation des andern entſteht Verbindlichkeit, die Zuſage zu halten. Die göttliche Acceptation eines Gelübdes kann man nicht ſo gerade zum voraus ſetzen, da GOtt von unſern Gelübden keinen Vortheil hat, und ſie gemeiniglich Menſchen eben ſo wenig Nutzen bringen. Wie? wenn jemand GOtte ein Laſter, eine Uebelthat gelobte,

z. E. Ehebruch zu treiben, oder, wie uns eben die Pohlniſche Geſchichte ein Beyſpiel giebt, einen Königsmord zu begehen, ſollte wol GOtt das Gelübde annehmen? Niemand, als ein Böſewicht oder Gotteslăſterer, wird dieß ſagen wollen, und der Gedanke wäre ſchon abſcheulich. Es iſt aber genug, wenn man nur erſt dieſe Ausnahme macht, die Gültigkeit der Gelübde ſo zu durchlöchern, daß ungewiß wird, ob ſie auch nur einige Verbindlichkeit haben: denn eine groſſe Menge anderer Gelübde, ein Licht, das Menſchen nützlich werden könnte, unnützer Weiſe in einem leeren Gewölbe den Eulen zum Anſtoß aufbrennen zu laſſen; eine gewiſſe Summe jährlich zu Allmoſen auszugeben, die vielleicht künftig bey geänderten Glücksumſtänden unſere nächſten Angehörigen nöthiger haben, oder die Müßiggänger zu ihrem eigenen Schaden und zum Schaden der Geſellſchaft nähren wird; oder nicht zu heyrathen, dem vom Schöpfer aus weiſen Urſachen in die Natur gelegten Triebe zu widerſtehen, und, ſo viel an uns iſt, dazu beyzutragen, daß das menſchliche Geſchlecht nicht fortgepflanzt werde: möchten vielleicht vor dem Richterſtuhl der philoſophiſchen Moral als ſündlich beſtehen. Selbſt das Faſten, wenn es nemlich wöchentlich einen Tag geſchiehet, und in wahrer Enthaltung von Eſſen und Trinken beſtehet, ſehen erfahrne Aerzte als eine langſame Art von Selbſtmord an: (*) Krankheiten werden freilich nicht davon entſtehen, aber das Alter des Leibes, d. i. das Zuſammenfallen der Saftgefäſſe, wird früher erfolgen, und von dem iſt wieder die Folge, daß man auch ohne Krankheit am maraſmo ſenili ſtirbt. Jene gelobte in einem übereilten Augenblick, keine Spitzen mehr zu tragen: wenn nun aber in den Ländern, wo ſich manche von Spitzenknütteln nähren, theure Zeit und Hungersnoth einfällt, (wir haben eben im vorigen Jahre in ſolchen Ländern ein Beyſpiel

(*) *Richter, de jejuniorum noxis, Goettingae* 1752.

ſpiel davon gehabt) hieſſe es nicht, GOtte gelobet, gerade dem beſten und arbeitſamen Theil der Armen die nützlichſte Allmöſe zu entziehen? Es kann am Ende gar der Zweifel entſtehen, der, wo die Gottheit ſich nicht ausdrücklich über die Gelübde erkläret hat, ſehr vernünftig iſt: entweder iſt das, was ich gelobe, das Beſte, ſo ich in den und den Umſtänden thun könnte, oder es iſt es nicht. In jenem Falle iſt es ohnehin meine Pflicht, denn der vermuthliche Wille GOttes iſt, thue, was nach deiner Erkenntniß das Beſte iſt: im andern Fall iſt es Sünde zu thun, was ich etwan einige Jahr nach geſchehenem Gelübde nicht mehr als das Beſte erkenne.

Dieß alles ſind Betrachtungen, die man in der theologiſchen und philoſophiſchen Moral anſtellen kann und ſoll, und freilich ſcheint es, daß im Neuen Teſtament gar keine Gelübde verbindend ſind, weil ſich GOtt gegen uns nirgends erklärt hat, ſie anzunehmen. Allein das Iſraelitiſche Volk hatte dieſe Erklärung von GOtt ſelbſt, obgleich ihm eben nicht angerathen wird, Gelübde zu thun. Bey dieſer Erklärung GOttes waren die Gelübde der Iſraeliten verbindlich, und zwar nicht blos nach der Moral, ſondern auch nach dem bürgerlichen Recht, und der Prieſter war befugt, über ihrer Erfüllung zu halten. Die Hauptſtellen, die hiervon handeln, ſind das 27ſte Capitel im dritten, und das 30ſte im vierten Buch Moſe.

Noch ein paar allgemeine Anmerkungen zu machen, ſo zeiget ſich in den Geſetzen Moſis keine beſondere Gunſt für Gelübde, und auch keine beſondere Abneigung: Dem Geſetzgeber, und ſelbſt dem GOtte, der ihn ſendet, ſcheint es ziemlich einerley zu ſeyn, ob man gelobe, oder es unterlaſſe. (*) Er ermahnt nirgends dazu, er redet etlichemal ſo von ihnen, als wenn ſie übereilt ſeyn könnten, und ſpätere Bücher der Bibel ha-

(*) 5 B. Moſ. XXIII, 23.

haben ſogar Warnungen gegen übereilte Gelübde. (*) Es ſcheint, Moſe behalte ſie als ein altes Herkommensrecht ſeines Volks bey, und ſorge nur dafür, daß nicht eines dritten, des Vaters oder Ehemanns, Rechte durch ſie gekränket werden, oder ſie dem, der ſie übereilt gethan hat, zu ſehr zur Laſt fallen mögen, daher er auch eine Gewalt verordnet, die ſie mildern oder abkaufen laſſen kann. Dieß iſt ohngefähr die Seele ſeines Geſetzes. An manche Gelübde, die in ſpätern Zeiten gewöhnlich geworden ſind, denkt er gar nicht, und verordnet auch deswegen nichts von ihnen. Das gewöhnlichſte Gelübde, von dem er noch ſonſt oft beyläufig redet, und es als bekannt zum voraus ſetzet, (**) war, GOtte ein Opfer zu verſprechen, (eine Art von Gelübden, die wir jetzt gar nicht mehr thun können:) durch andere Gelübde ward GOtte, der damals ein ſichtbares Heiligthum und Prieſter hatte, etwas geſchenkt, oder eine dem gemeinen Weſen unſchädliche Enthaltung, die noch dazu gemeiniglich nicht auf immer daurete, verſprochen. Für ein Volk, das Gelübde dieſer Art that, und nicht für eins, das ſich etwan beyfallen lieſſe, eine ewige Jungfrauſchaft zu geloben, giebt er ſeine Geſetze.

Dieß that er im Namen GOttes und auf göttlichen Befehl. Hierdurch hat ſein Recht in Abſicht auf die Gelübde einen gar merklichen Vortheil vor unſern Rechten. GOtt allein kann avthentiſch erklären, ob er Gelübde annehme, oder nicht: und wenn er ſie annimmt, aber nach einer gewiſſen Güte, und unter allerley bald zu nennenden Einſchränkungen und Rechtswohlthaten, ſo beruhiget ſich das Gewiſſen dabey. Allein ein von GOtt nicht auctoriſirter Geſetzgeber kann nichts im Namen GOttes erlaſſen: er kann ſich wol, und das iſt oft das klügſte, um Gelübde ganz un-

(*) Prediger Salomon *V*, 1:6.

(**) 3 B. Moſ. *VII*, 16. *XXII*, 23. *XXIII*, 38. 4 B. Moſ. *XV*, 3. 8. 5 B. Moſ. *XII*, 6. 11. 17.

unbekümmer laſſen, ſo lange ſie keine Rechte eines dritten oder des gemeinen Weſens verletzen, und die ganze Frage von ihrer Verbindlichkeit den Moraliſten und dem Gewiſſen anheimſtellen, aber alsdenn kann er auch dem kranken Gewiſſen durch keine Erlaſſungen zu ſtatten kommen, und den Uebeln, die aus übereilten Gelübden bisweilen im Hausweſen entſtehen, nicht auf eine das Gewiſſen beruhigende Weiſe vorbeugen. Dieß alles iſt blos dem Geſetzgeber vorbehalten, der im Namen GOttes redet, und, daß er ſolches mit Recht thue, durch Wunder beweiſet. Doch hier kommt es mir auf die Wahrheit der Sache nicht an, ſondern blos auf ihre hypothetiſche Rechtmäßigkeit, weil ich nicht theologiſch, ſondern juriſtiſch von Gelübden rede. Wenn ein proteſtantiſcher Fürſt über Gelübde Geſetze machen wollte, ſo würde er zwar ganz wohl ſagen können, wie im Gerichte geſprochen werden ſolle: allein dem Gewiſſen, deſſen Schwachheiten und Capricen man nicht angreifen muß, wenn man nicht gröſſern Schaden anrichten will, würde er keine Beruhigung verſchaffen können, ſo bald es mit ſeinen Erlaſſungen nicht zufrieden wäre. Er wird alſo am vernünftigſten handeln, dieſes den Predigern zu überlaſſen, die falls ſie nicht abergläubiſch ſind, den Leuten von Kindheit an die in der That wichtige Lehre ſagen müſſen: alle eure Gelübde verbinden zu gar nichts, als blos zu dem, was ohne Gelübde ſchon eure Pflicht, und von GOtt befohlen iſt, und dieß bleibt wahr, ſo lange ihr im Neuen Teſtament keine Acception der Gelübde von GOttes Seite findet. Ein katholiſcher Geſetzgeber würde, doch mit Hülfe der geiſtlichen Gewalt, leichter, wenn dieſe ihm aber zuwider iſt, ſchwerer, zurechte kommen: denn der Pabſt, oder wen der bevollmächtigte, würde Gelübde im Namen GOttes acceptiren oder erlaſſen, auch die Feyerlichkeiten veſtſetzen können, unter welchen die Gelübde gültig ſeyn ſollen, oder nicht. Hierbey wird ſich das Gewiſſen beruhigen, ſo lange es glaubt, daß der Pabſt hierzu von GOtt anctoriſirt ſey. Nur wenn es ſich er-

kundiget, ob er dieß auch durch ſolche Wunder bewieſen habe, als Moſes ſeine Befehle, im Namen Gottes Geſetze zu geben, kann die Beruhigung wieder wegfallen.

§. 145.

Als weſentlich zum Gelübde wird erfodert, daß es mit dem Munde ausgeſprochen ſey. Eintheilung der Gelübde.

Moſe ſcheint zur Gültigkeit eines Gelübdes als etwas weſentliches zu erfodern, daß es wirklich mit dem Munde ausgeſprochen, und nicht blos im Herzen gethan ſey. Er nennet es 4 B. Moſ. XXX, 3. 7. 9. 13. 5 B. Moſ. XXIII, 24. zu wiederholtenmalen, den Ausſpruch der Lippen, oder, was aus eines Munde gegangen iſt: wenn alſo jemand blos im Herzen gelobet hatte, und es war nicht über ſeine Lippen gekommen, ſo ſcheint es, GOtt acceptire dieß Gelübde noch nicht, und ſehe es blos als Vorſatz zu geloben, nicht aber als Gelübde ſelbſt, an.

Dieſe Einſchränkung iſt gütig, und zu Verhütung vieler Aengſtlichkeit bey gewiſſenhaften Perſonen nothwendig. Iſt ein im Herzen gethanes Gelübde gültig, ſo wird man oft nicht recht zu unterſcheiden wiſſen, ob das, was man dachte, ein bloſer Vorſatz, oder ein wirklich vollzogenes Gelübde geweſen iſt: hier ſind alſo, recht ſo wie in einem bürgerlichen Contract mit Menſchen, Worte, völlig ausgeſprochene Worte nöthig, um nicht in einer Ungewißheit zu ſeyn, die deſto marternder ſeyn würde, weil dießmal nicht ein ſichtbarer Nebenmenſch, der etwas von ſeinem Recht erlaſſen, oder gegen den man ſeine Nothdurft vorbringen könnte, auf die Erfüllung des Verſprechens dringet, oder, wenn er nicht darauf dringet, ſchon ſein Stilleſchweigen das zweifelhafte Recht ſo gut als erlaſſen hat, ſondern im Namen der immer ſtilleſchweigenden und

kein Wort ſagenden Gottheit das Gewiſſen, ſelbſt das zweifelnde Gewiſſen, die Erfüllung eines vielleicht nie geſchehenen beſchwerlichen Gelübdes fodert, und auf alle unſere Einwendungen blos mit einem fürchterlichen Stilleſchweigen geantwortet wird. Ein anderesmal weiß man, eben aus Mangel deutlich ausgeſprochener Worte, nicht eigentlich, was, und wie viel es war, das man GOtte im Affect und Uebereilung verſprochen hatte. In beyden Fällen glaubt der Gewiſſenhafte, er müſſe, wo etwas zweifelhaft iſt, für GOtt und gegen ſich ſelbſt ſprechen, wenigſtens gehe er dabey am ſicherſten: und daher kommt es, daß er oft ganz unvernünftige Dinge mit ſeiner gröſſeſten Beſchwerde leiſtet, oder von einem irrenden Gewiſſen beunruhiget und gefoltert wird. Bey einigen ſehr gewiſſenhaften Gemüthern geht dieß noch um viele Schritte weiter: ſie ſind zugleich hypochondriſch, und können Einfälle, die ihnen wider ihren Willen in einem plötzlichen Augenblick ins Gemüth kommen, von Gelübden; was ſie nicht wollen, von dem, was ſie wollen, nicht unterſcheiden, recht ſo, wie vor funfzig oder hundert Jahren ſich viele mit ſogenannten hohen geiſtlichen Anfechtungen beſchweret fanden, und über gotteslåſterliche Gedanken ängſtigten, die ihnen der Satan einſchleudern ſollte. Man ſchrieb Bücher davon, die bisweilen noch in Auctionen unter dem Titel, tela ignita Satanae, vorkommen, handelte in der Theologie von den hohen Anfechtungen, und gab Rathſchläge, wie man dem Satan begegnen ſollte, die man einmal ganz füglich unter dem Titel, Vorſchläge, ſtündlich und augenblicklich gotteslåſterliche Gedanken zu haben, ſammlen könnte: denn je mehr ich mich vor einem Gedanken hüte, den ich als ſehr fürchterlich anſehe, deſto mehr wird er mir beyfallen. Der wunderliche Schall, Xaldnipter, iſt mir ſonſt noch nie in meinem Leben in den Sinn gekommen, und ich erdichte ihn jetzt zum erſtenmal des Exempels wegen: wenn mir aber jemand weiſſagete, und ich glaubte es, ich würde in der Stunde den Krebs

bekommen, in der mir fünfmal der Schall Xaldnipter beyfiele, ſo würde ich wachend nichts anders denken als, Xaldnipter, und ſchlafend Xaldnipter träumen: und eben ſo wird, wer glaubt, er habe eine Sünde begangen, wenn ihm ein gotteslaͤſterlicher Gedanke einfällt, ſtets gotteslaͤſterliche Gedanken haben, und wer ſich einzubilden anfängt, Einfälle von Gelübden, zu denen etwas in ihm Ja ſage, ſeyn Gelübde, und verbinden ihn, nie vor thörichten Gelübdeu ſicher ſeyn. Die Sache wird eine wahre und ernſthafte Gemüthskrankheit werden: er mag ſich vornehmen, noch ſo ſehr immer im Herzen Nein zu dem Einfall zu ſagen, (faſt ſo wie einer meiner beſten Freunde, ein in Deutſchland lebender Franzoſe, der für die Reinigkeit ſeiner Sprache ſehr eifrig war, den Franzoſen den Rath gab, bey jedem Germanismo, den ſie hörten, ein Knipchen in die Taſche zu ſchlagen, oder eine Sottiſe dabey zu denken) ſo wird er doch ſtets mit Gelübden umſchwärmt ſeyn, die er fürchtet gethan zu haben. Gegen dieß Uebel, das wirklich viele tauſend ins geheim martert, iſt kein beſſeres Gegenmittel, als, gar kein Gelübde für gültig zu achten, das nicht laut und deutlich mit völligem Bewuſtſeyn ausgeſprochen iſt.

Moſes erwähnt ein Paarmal bey Gelübden auch eines Eidſchwurs, 4 B. Moſ. XXX, 11 = 14. allein bey dieſen eidlichen Gelübden verordnet er eben die Rechtswohlthaten und Erlaſſungen, die bey gemeinen Gelübden ſtatt hatten. Es ſcheint alſo, der Eid machte hier keinen Unterſcheid, oder gröſſere Heiligkeit des Gelübdes: denn ſo gut GOtt, der ſich durch Moſe authentiſch erklärte, das Gelübde erlaſſen kann, eben ſo gut kann er auch den Eid erlaſſen. Hingegen war eine Art von Gelübden, die Cherem heiſʒt, (im Deutſchen pflegt dafür, Bann, Verbannen, Verbannetes, geſetzt zu werden, aber ich behalte lieber bey einer uns ganz ausländiſchen Sache das Hebräiſche Wort) nach einem alten Herkommen heiliger und unerläßlicher, als alle anderen. Moſes ſagt nirgends, was Cherem ſey, und

durch

durch welche Feyerlichkeiten oder Ausdrücke es ſich von andern Gelübden unterſcheide, ſondern ſetzt dieß als eine bekannte Sache zum voraus: allein das ſieht jedermann aus 3 Moſ. XXVII, 21. daß ein Unterſcheid zwiſchen Cherem und Gelübde ſeyn müſſe, denn, wenn jemand ſeinen Acker gelobet hat, und unterläßt die Loskaufung, ſo ſoll er GOtt auf eben die Weiſe wie der Acker des Cherem auf ewig, und ohne ferneren Loskauf, anheim fallen: und v. 28. 29. wird ausdrücklich verordnet, daß ein Cherem nicht wieder eingelöſet werden darf, wie andere Gelübde, ſondern GOtte heilig bleiben, und, wenn es ein Menſch iſt, ſterben ſoll. Ich habe ſchon geſagt, daß wir von den Gebräuchen oder Formeln, die Cherem vom gemeinen Gelübde unterſchieden, nichts wiſſen: die Abſtammung des Worts bringt uns auch nicht einmal auf eine Muthmaſſung, denn das Stammwort heißt im Arabiſchen, heiligen, alles aber, was man gelobete, war geheiliget.

Die uns bekannteſte Art des Cherem war, daß man feindliche Städte, gegen die man im Kriege nach der äuſſerſten Strenge zu verfahren vorhatte, zum voraus GOtte heiligte, und hierdurch das Volk deſto mehr zum Kriege anfeurete. Alsdenn wurden nicht nur alle Einwohner der Stadt getödtet, ſondern, je nachdem das Gelübde war, auch von keinem Iſraeliten Beute gemacht, die Thiere getödtet, was nicht verbrannt werden konnte, z. E. Silber, und andere Metalle, zum Schatz des Heiligthums geſchlagen, das übrige aber, nebſt der ganzen Stadt verbrannt, und ein Fluch darauf geſetzt, wenn jemand ſie wieder aufbauete: wovon Jericho Joſuä VI, 17-19. 21-24. VII, 1. 12-26. das merkwürdigſte Beyſpiel iſt. Zu Moſis Lebzeiten finden wir ein gleiches Gelübde gegen den König von Arad, 4 B. Moſ. XXI, 1. 2. 3. Die Meinung war übrigens, wie wir an dem zuerſt genannten Beyſpiel ſehen, nicht, daß nie wieder Häuſer an dem verbanneten Orte gebauet werden dürften, ſondern eine Stadt

bauen heißt hier, ſie beveſtigen. (*) Joſua ſelbſt ſcheint ſie auf dieſe Weiſe zu erklären, denn er druckt ſich in ſeinem Fluch ſo aus: verflucht ſey, der dieſe Stadt, Jericho, wieder aufbauet, für ſeinen erſtgebohrnen Sohn ſoll er ſie gründen, und für ſeinen jüngſten Sohn die Thore einſetzen. Der Anfang des Baues der Stadt iſt alſo, ſie gründen: das kann doch wol ſchwerlich ſeyn, den Grundſtein zu einem einzelnen Hauſe legen (wer nennet das je, es ſey bey Hebräern oder Unhebräern, eine Stadt gründen?) ſondern, den Grundſtein der Stadtmauer legen: und der Beſchluß iſt, die Thore einſetzen. Die Geſchichte beſtätiget dieſe Bedeutung des Wortes, bauen, noch mehr: Jericho hatte eine ſo überaus vortheilhafte Lage zu allerley Gewerbe, weil in der Gegend der gewöhnliche Uebergang über den Jordan war, daß es nicht lange eine ganz wüſte Stelle bleiben konnte. In der That kommt Jericho, oder, wie es damals hieß, die Palmenſtadt, ſchon zu der Richter Zeit wieder als eine Stadt vor, die die Moabiter eroberten, (**) und zu Davids Zeit ſtehet ohne allen

(*) Dieſe Bedeutung des Worts iſt im Hebräiſchen und Syriſchen gar nicht ungewöhnlich. Z. E. 1 Kön. *XV*, 17. bauet der König von Iſrael, Rama, eine Stadt, die ſchon lange vorher in der Geſchichte vorkommt, um den König von Juda in ſeine Gränzen einzuſchlieſſen. Hier iſt klar, daß von nichts anders, als von Beveſtigung einer vorhin ſchon da geweſenen Stadt geredet wird. In der Edeſſeniſchen Chronick (S. 53. 54. meiner Syriſchen Chreſtomathie) wird erzählt, Conſtantin der Groſſe habe Amida im Jahr Chriſti 349. gebauet, und doch kommt die Stadt lange vorher in der Geſchichte vor, aber Conſtantin beveſtigte ſie in dem Jahre gegen die Parther; und, er habe im Jahr Chriſti 350 Tela gebauet, die vorhin Antipolis geheiſſen habe. Hier iſt klar, daß die Stadt nicht neu angelegt, ſondern blos beveſtiget iſt, weil noch dazu ihr voriger Name angezeiget wird.

(**) Buch der Richter *III*, 13. verglichen mit 5 B. Moſ. *XXXIV*, 3.

allen Zweifel wieder eine Stadt Jericho. 2 Sam. X, 5. Dem ohngeachtet war doch der Bannſchwur Joſuä noch nicht übertreten: ſondern erſt, wenigſtens hundert Jahr nach Davids Tode, bauet einer, Namens Chiel, Jericho wieder auf, und verliert bey Legung des Grundſteins ſeinen Erſtgebohrnen, und bey Einſetzung der Thore ſeinen jüngſten Sohn. 1 Könige XVI, 34.

Wenn eine Iſraelitiſche Stadt den Götzendienſt einführete, ſo ſollte ſie auf eben die Weiſe verbannet, oder GOtte geheiliget werden, und auf ewig ungebauet bleiben: 5 B. Moſ. XIII, 16-18. Mehr hiervon unten bey dem peinlichen Recht.

In dieſen Fällen hieß alſo geheiliget, ohngefähr ſo viel als bey den Lateinern, ejus caput Jovi ſacrum eſto, oder, ſacer eſto. Die Heiligung des Verbrechers an die Gottheit machte die Erlaſſung der Strafe unmöglich, und konnte in democratiſchen Staaten nützlich ſeyn, zu hindern, daß nicht ein die Gunſt des Volks habender, oder ſein Mitleiden rege zu machen wiſſender Uebertreter der Geſetze ungeſtraft bliebe. Wenn daher an Haltung eines Geſetzes auſſerordentlich viel gelegen war, ſo nahm man Gelübde und Religion zu Hülfe; Moſe gegen die Abgötterey, deren Verbot nach §. 32. zu den Grundmaximen ſeines Staats gehört, und das Römiſche Volk zur Sicherheit der tribunorum plebis. (*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieß Kunſtſtück der Geſetzgebenden Klugheit nicht verſchwendet, und bey allerley gemeinen, die Grundgeſetze des Staats nicht angehenden Verbrechen gebraucht werden ſollte: und noch gröſ-

(*) LIVIUS l. III. c. 55. . . . . . *ipſis quoque tribunis ut ſacroſancti viderentur, cujus rei prope jam memoria aboleverat, relatis, quibusdam ex magno intervallo cerimoniis renovarunt; & cum religione inviolatos eos, tum etiam lege fecerunt, ſanciendo, ut, qui tribunis plebis . . . . nocuiſſet, ejus caput Jovi ſacrum eſſet, familia ad aedem Cereris. Liberi, Liberaeque venum iret.*

gröſſer war der Misbrauch des Cherem, wenn Saul bey einem willkührlichen unüberlegten Gebot einen Schwur that, wer es überträte, ſolle ſterben, alſo in der That den Uebertreter ſeines Einfalls zum Cherem machte, daher auch das Volk ſich nicht an den Schwur ſeines Königes kehrete, ſondern Jonathan, der dafür ſterben ſollte, daß er Honig gegeſſen hatte, frey ſprach. 1 Sam. XIV, 24=45.

Vermuthlich finden wir aber doch noch einen gröbern, aus Nachahmung fremder und heidniſcher Sitten entſtandenen Misbrauch des Cherem in der Geſchichte Jefta, Buch der Richter XI, 30.39. Dieſer aus einem unehelichen und erbloſen Kinde zum Räuber, und aus dem Anführer einer Räuberbande zum Feldherrn gewordene tapfere Barbar hatte gelobet, wenn er über die Ammoniter ſiegen würde, das erſte, was ihm aus ſeinem Hauſe entgegen käme, GOtte zum Brandopfer zu geben. Das Gelübde war ſo ungereimt, und zugleich den Geſetzen Moſis ſo zuwider, daß es unmöglich von GOtte angenommen werden oder verbindend ſeyn konnte: denn wie, wenn ihm nun ein Hund oder Eſel zuerſt entgegen gekommen wäre? konnte er den opfern? Auf den Altar durften nach Moſis Geſetz keine unreine Thiere kommen, ja nicht einmal alle reine, ſondern unter vierfüßigen blos Rind- Schaaf- und Ziegenvieh! Wie wenn ihm gar ein Menſch zuerſt entgegen käme? Menſchliche Opfer hatte Moſes aufs härteſte verboten, und als Gräuel der Cananiter beſchrieben: wovon wir unten im peinlichen Recht mehr haben werden: doch der früh aus ſeiner Heymath vertriebene, und unter einer Räuberbande im Lande Tob zum Mann ausgebildete Jefta, mochte vom Geſetz Moſis nicht viel wiſſen, und vielleicht ein ſchlechter Rechtsgelehrter und eben ſo ſchlechter Theologe ſeyn: benachbarte Völker hatten menſchliche Opfer, ſonderlich werden

(*) Buch der Richter Cap. XI, 1-11.

den die Cananiter dieſes abſcheulichen Gottesdienſtes oft von Moſe und andern bibliſchen Schriftſtellern beſchuldiget, und Griechiſche und Lateiniſche Schriftſteller ſagen uns noch viel mehr hiervon. (*) Es kann alſo gar wohl ſeyn, daß Jefta nicht blos an Thiere ſondern auch gar an einen Sclaven dachte, der ihm vielleicht zuerſt entgegen kommen würde, und ihn auf heidniſch zu opfern verſprach. Seine Worte ſind: *wenn du die Ammoniter in meine Hand giebſt, ſo ſoll das, was bey meiner glücklichen Zurückkunft von den Ammonitern mir zuerſt aus meiner Hausthür entgegen kommt, Jehova gehören, und ich will es ihm zum Brandopfer bringen.* Zum gröſſeſten Unglück kam ihm ſeine einzige Tochter glückwünſchend entgegen, der unwiſſende Unmenſch ward durch den Anblick aufs äuſſerſte gebeugt, und war doch ſo abergläubiſch, ſo unbekannt mit der Religion und den Geſetzen ſeines eigenen Volks, daß er meinte, er könne ſein Gelübde nicht zurücknehmen. Seine Tochter war auch heroiſch genug, das Gelübde des Siegers zu erfüllen, und bat ſich nur zwey Monathe Friſt aus, um mit ihren Freundinnen in einſamen Thälern romantiſch zu beweinen, daß ſie als Jungfrau ſtürbe. Das aus Ambition oder Aberglauben gutwillige Opfer kam nach zwey Monathen wirklich wieder, und Jefta, heißt es, that ihr, wie er gelobet hatte. Das kann wol nichts anderes ſeyn, als

---

(*) Wer das, was Griechen und Lateiner hiervon haben, ziemlich vollſtändig beyſammen finden will, wird es in Bryants *Obſervations and Inquiries relating to various parts of antient Hiſtory* S. 267-285. unter dem Abſchnitt, *antropothyſia kai Tecnothyſia* finden; eine Abhandlung, die werth wäre, überſetzt zu werden, weil bisweilen einige daran gezweifelt haben, ob die Stellen der Bibel, die das Verbrennen der Kinder als einen Cananitiſchen Gebrauch verbieten, wirklich von Opferung der Kinder handeln, und ſie lieber von einem bloſen Durchgang zwiſchen den Opferfeuren erklären wollten.

als er tödtete ſie, und verbrannte den Leichnam zum Brandopfer. Der gröſſere Theil der Ausleger möchte zwar gern die Stelle anders erklären, weil er Jeſta für einen Heiligen hält, der etwas ſo abſcheuliches nicht gethan haben könnte. Menſchliche Opfer ſagt er, ſind wider das klare Geſetz Moſis. Das iſt wahr; aber wie viel hat Unwiſſenheit und Aberglaube in der Welt gethan, das wider das ausdrückliche Geſetze GOttes ſtreitet? Haben wir nicht unter Chriſten Religionsverfolgungen, Meuchelmord um der Religion willen, und allerley ſolche Abſcheulichkeiten, die dem Evangelio eben ſo gerade zuwider ſind, als irgend ein menſchliches Opfer den Geſetzen Moſis ſeyn konnte? — Aber würde der Hoheprieſter ein ſolches Opfer angenommen, und auf den Altar gebracht haben? Das glaube ich freilich nicht, allein es ſteht auch kein Wort vom Hohenprieſter da, ſondern blos von Jeſta. Wie wenn der das Opfer ſelbſt verrichtet hätte? Freilich war dieß gegen das Levitiſche Geſetz, welches jedes Opfer durch Prieſter an den Ort, wo Hütte des Stifts und Altar ſtanden, gebracht wiſſen wollte. Allein dieſer Befehl iſt von den Iſraeliten unzähligemal übertreten, und beynahe durch gegenſeitige Gewohnheit abgeſchaft worden. Jeſta, der aus abergläubiſcher Unwiſſenheit eine viel abſcheulichere, nicht blos vom bürgerlichen, ſondern auch vom Naturgeſetz unterſagte Handlung vornahm, und ſeine Tochter auf Cananitiſche Weiſe opferte, könnte auch gar wohl den geringern, und wirklich ganz gewöhnlich gewordenen, Fehler begangen haben, ſein Opfer jenſeits des Jordans, in dem Lande, darin er ſelbſt Herr war, zu bringen. Man denkt bey den Zweifeln, die man gegen eine ſo klar erzählte Geſchichte macht, nicht daran, wer Jeſta war, ein Flüchtling aus ſeinem Vaterlande, der in fremden Ländern eine Räuberbande geſammlet und angeführet hatte, und wo er jetzt regierte, jenſeits des Jordans im Lande Gilead. Man iſt ſo gedankenlos geweſen, noch einen wichtigen Umſtand, der in dem unmittelbar auf unſere Ge-

ſchichte

ſchichte folgenden Capitel (B. der Richter XII.) erzählt wird, zn überſehen. Jeſta bekam ſogleich nach ſeinem Siege über die Ammoniter mit dem Stamm Efraim Krieg; die Hütte des Stifts aber war zu Silo, im Lande des Stammes Efraim: der Hoheprieſter hat alſo gewiß an einem Opfer, das Jeſta wegen ſeines Sieges über die Ammoniter bringen wollte, keinen Antheil haben können, es wird auch nicht auf dem Altar zu Silo, ſondern in dem Lande, wo Jeſta Herr war, gebracht ſeyn. Unbegreiflich iſt es, daß an dieſen Krieg mit den Efraimiten kein einziger Ausleger denkt, ſondern die eine Hälfte ſo einfältig iſt, zu leugnen, daß Jeſta ſeine Tochter geopfert habe, weil der Hoheprieſter ſie nicht angenommen haben würde, und die andere ſonſt richtiger denkende ſo gutherzig, auf dieſen Einwurf zu antworten, der Hoheprieſter möge auch wol dafür, daß er ein ſolches Opfer gethan habe, abgeſetzt ſeyn: ein Streit, den ich nicht weiter erzählen will, weil er es nicht verdient: die Gedankenloſigkeit iſt zu groß, die das Ende des elften Capitels bey dem Anfang des zwölften ſchon vergeſſen hat.

Moſe hat noch eine Stelle vom Cherem, die zum voraus ſetzt, daß man auch bisweilen ſeinen eigenen Acker heiligte, und ein ſolcher Acker des Cherem konnte nicht, wie der auf gemeine Art gelobete, wieder eingelöſet werden. 3 B. Moſ. XXVII, 28. 29. Was eben daſelbſt von Menſchen ſtehet, die jemand Gotte durch das Cherem heiligte, und die getödtet werden mußten, ſcheint auf die im Kriege gemachten Sclaven zu gehen, iſt alſo ſchon vorhin da geweſen.

Genug von Cherem: ich komme wieder zu denen gemeinen, und auf eine minder heilige Art gethanen Gelübden zurück. Dieſe theilt Moſe ſelbſt im dreyßigſten Capitel des vierten Buchs in zwey Gattungen ein,

1) Gelübde im engeren Verſtande des Worts, (Neder) wenn man verſprach, etwas zu thun, z. E. GOtte ein Opfer zu bringen, oder ihm ſonſt etwas

zu weihen. Was ihm auf dieſe Weiſe gelobet ward, waren,

a) unreine Thiere: dieſe konnten vom Prieſter geſchätzt, und vom Gelobenden mit Zulegung des fünften Theils losgekauft werden. 3 B. Moſ. XXXVII, 11. 12.

b) reine und zum Opfer gewöhnliche Thiere. Bey dieſen galt das Loskaufungsrecht nicht, auch durften ſie nicht umgetauſcht werden, unter der Strafe, daß beyde Thiere verfallen ſeyn, und GOtte gehören ſollten. 3 B. Moſ. XXVII, 9. 10.

c) Aecker und Häuſer. Dieſe haben die Wohlthat der Schätzung und Loskaufung. 5 B. Moſ. XXVII, 14-24.

d) die Perſon des gelobenden ſelbſt, mit der Wohlthat der Schäzung und Loskaufung 3 B. Moſ. XXVII, 1-8.

Die gewöhnlichſte Art von Gelübden war wol diejenige, da man GOtte ein Opfer verſprach, welches denn gemeiniglich bey einer Opfermahlzeit verzehret ward. 3 B. Moſ. VII, 16-21. Hieher ſcheinen auch die ſogenannten zweyten Zehnten zu gehören, von denen Moſe oft redet, ohne ſie jemals als etwas neues einzuſetzen, und die vermuthlich das Volk von einem Gelübde ſeines Stammvaters auf ſich hatte. Jacob hatte nemlich bey ſeiner Flucht vor Eſau gelobet, wenn ihn GOtt wieder glücklich nach Paläſtina zurückbrächte, ſo wolle er alles, was GOtt ihm geben würde, verzehnten. 1 B. Moſ. XXVIII, 22. Dieß väterliche Gelübde ſcheinen die Nachkommen Jacobs noch immer für verbindlich gehalten zu haben, und wenigſtens fand Moſe einen Zehnten bey ihnen, welcher von dem an den Stamm Levi entrichteten Zehnten wohl zu unterſcheiden iſt. Moſe macht über ihn 5 B. Moſ. XII, 17-19. XIV, 22-29. XXVI, 12-26. Verordnungen, die im Abſchnitt von den Zehnten vorkommen ſollen. Vorläufig, er beſtimmet ihn zu Opfermahzeiten oder im

dritten Jahre zu andern wohlthätigen Mahlzeiten, zu denen man Prieſter, Leviten, Fremdlinge, Witwen, Waiſen, und Arme einladen, und auch die Leibeigenen Theil nehmen laſſen ſollte: hier erwähne ich nur den Urſprung dieſes Zehntens aus einem alten Gelübde.

Von der Loskaufung verlobeter Aecker iſt ſchon im zweyten Theil §. 73. das nöthige geſagt. Unterlies man ſie bis auf das Jubeljahr, ſo fiel der Acker ohne Auslöſungsrecht, und unwiderruflich, dem Prieſter auf ewig zu.

Wer ſich ſelbſt GOtte gelobete, der ward ein Leibeigener des Heiligthums. (§. 125.) Ein ſolcher aber war doch durch ſein Gelübde nicht ſchlechterdings gebunden, ſondern die Loskaufung ſtand ihm frey, von der, und ihrem geſetzmäßigen Preiſe der 124ſte §. nachzuleſen iſt. Nur muß ich einen dort begangenen Fehler zurück nehmen: ich war der gewöhnlichen Meinung gefolget, nach welcher der Prieſter angeredet werden ſoll, wenn es 3 B. Moſ. XXVII, 2. 3. heißt, nach deiner Schätzung, und du ſollſt ſchätzen. Bey der Ueberſetzung der Bibel in das Deutſche ward ich zuerſt gewahr, wie unwahrſcheinlich dieſe Anrede einer gar nicht genannten Perſon wäre, und daß die Anrede an Moſe gerichtet ſeyn müſſe, wenigſtens ſo lange man dem gewöhnlichen Hebräiſchen Text folget: denn daß in dieſem Varianten ſind, die hier den Sinn ändern könnten, verſchweige ich auch nicht, allein ich will meine Leſer nicht mit Anführung derſelben beläſtigen. Alſo nach dem gedruckten Hebräiſchen Text war die Schätzung der Perſonen nicht dem Prieſter, der das Geld ſelbſt einzunehmen hatte, ſondern Moſi und ſeinen Nachfolgern in dieſem Geſchäfte, das iſt, der weltlichen Obrigkeit, überlaſſen, und zwar ſo, daß ſie nie über den im Geſetz beſtimmten Preis gehen, wohl aber nach Befinden der Umſtände, und wenn der Gelobende Arm war, etwas erlaſſen konnte. In Moſis eigenen Schriften finden wir zwar nicht, daß auch Eltern ihre Kinder GOtte gelobet hätten: allein nachher kommen Beyſpiele davon vor,

unter denen Samuel das merkwürdigſte iſt. Seine Mutter, die gern Kinder gehabt hätte, gelobet, freilich einige hundert Jahr nach Moſis Tode, wenn ſie einen Sohn bekäme, ſo wolle ſie ihn GOtte ſchenken, und erfüllet ihr Gelübde. 1 Sam. I, 11 - II, 11. Vermuthlich würde, wenn dem Sohn dieſe Verlobung zur Laſt geworden wäre, eine Loskaufung ſtatt gefunden haben: nur ſtehet es nicht ausdrücklich in Moſe, weil er von dieſer ganzen Art älterlicher Verlobungen gar nichts redet, und ſie vermuthlich zu ſeiner Zeit noch nicht gewöhnlich waren.

2) Ablobungen, wo man verſpricht, ſich einer Sache, z. E. des Weines, oder wol gar an einem gewiſſen Tage des Eſſens zu enthalten, alſo zu faſten. Moſe unterſcheidet ſie im 30ſten Capitel ſeines vierten Buchs durch und durch von andern Gelübden, und nennet ſie, Iſſar, oder Iſſar al Neſeſch, ein Band, das iſt, ein Verbot, oder ein Verbot, da einer ſeinem Appetit etwas unterſaget hat, alſo, um es deutlicher auszudrücken, eine Abgelobung, ſonderlich, eine Abgelobung von Eſſen oder Trinken.

Unter dieſe Abgelobungen gehören die 4 B. Moſ. VI, beſchriebenen Naſiräats-Gelübde, ob ſie gleich auch etwas mit der erſten Art von Gelübden gemein haben, und gleichſam eine Miſchung aus beyden ſind. Ein Naſiräer durfte, ſo lange ſein Gelübde währete, keinen Wein oder ſtarkes Getränk trinken, nichts vom Weinſtock, z. E. Trauben oder Roſinen genieſſen, zu keiner Leiche kommen, oder ſich ſonſt wiſſentlich verunreinigen, und mußte die Haare wachſen laſſen. Bey dem Beſchluß ſeines Naſiräer-Gelübdes mußte er gewiſſe von Moſe verordnete Opfer bringen, und über dieſe, was er ſonſt noch etwan von Opfern gelobet hatte, ſeine Haare abſchneiden, und auf dem Altar verbrennen, und bey der Opfermahlzeit wiederum den erſten Wein trinken. Doch dieſe Verordnungen gehören mehr zu den Cerimonien, die Moſe vorſchreibt, als ei-

eigentlich zur Moſaiſchen Rechtsgelehrſamkeit, wie ich ſie hier abhandele. Blos das iſt noch zu wiſſen nöthig, daß die Naſiräats-Gelübde keine von Moſe zuerſt eingeſetzte Sache, ſondern ein älteres vermuthlich Aegyptiſches Herkommen waren, von dem er in ſeinem Geſetz nur gewiſſe Vorſchriften giebt, theils, um die Ceremonien und Rechte dieſes Gelübdes veſt zuſetzen, theils, zu verhindern, daß niemand einem andern als dem wahren GOtte, ein Naſiräats-Gelübde thun, oder ihm zu Ehren die Haare wachſen laſſen möge. Was er bey Verordnung ſeiner Cerimonien für vorbildliche Abſichten gehabt haben mag, gehört hier nicht her, wo ich blos das juriſtiſche der Geſetze Moſis betrachte, ſondern in die Theologie. Daß es aber wirklich vor dem Moſaiſchen Geſetze ſchon Naſiräer unter den Iſraeliten gegeben habe, ſiehet man aus folgendem Umſtand. Moſis Verordnung von den Naſiräern ſtehet, 4 B. Moſ. VI, und iſt im zweyten Jahr nach dem Auszug aus Aegypten gegeben: in einem früheren Geſetz vom Sabbathsjahr, das im erſten Jahr bekannt gemacht ward, nimmt er ſchon eine Redensart von Naſiräern her, und nennet die Weinſtöcke, die in dieſem Jahre nicht beſchnitten werden durften, Naſiräer: 3 B. Moſ. XXV, 5. Die Sache muß alſo ſchon vorhanden, und längſtens vorhanden geweſen ſeyn, weil dergleichen figürliche Redensarten, ſonderlich in der Oeconomie und Acker- oder Garten-Bau, erſt langſam auf die eigentliche Bedeutung des längſt bekannten Worts zu folgen pflegen.

Ordentlich dauerte das Naſiräat nicht auf immer, daher auch Moſe verordnet, was für Opfer bey deſſen Endigung und Ablegung gebracht werden ſollen. In ſpätern Zeiten haben wir an Simſon ein Beyſpiel eines von ſeinen Eltern auf Lebenslang verlobten Naſiräers: wiewohl doch hier der Naſiräer nicht im ganzen Umfang des Moſaiſchen Geſetzes genommen wird, indem Simſon ſich eben damit abgiebt, Philiſter zu erlegen, vor deren Leichen ſonſt ein Naſiräer hätte fliehen müſſen, um ſich nicht zu verunreinigen. Von einem

nem ſolchen ewigen Naſiräat aber handelt Moſe in ſeinen Geſetzen gar nicht, ſagt uns auch alſo nicht, ob es gleich andern Gelübden, hätte abgekauft werden können, wenn es dem Sohn zu ſchwer geworden wäre, ſich Zeit Lebens des Weins zu enthalten. Nach der Analogie ſeiner übrigen Geſetze würde es abkäuflich geweſen ſeyn.

Gelübde einer ewigen Jungfrauſchaft finden wir weder in Moſis Geſetzen, noch in der ganzen Geſchichte der Iſraeliten, ſo weit ſie uns in der Bibel beſchrieben iſt. Vermutlich fiel es keinem Iſraeliten ein, GOtte dadurch einen Dienſt zu erweiſen, daß er die Abſichten der Natur und des Schöpfers vereitelte, und nach beſtem Vermögen das ſeinige zur Verminderung des menſchlichen Geſchlechts beytrüge. Dieſe Art von Heiligkeit oder Gottesdienſt iſt ſo wider alles, was ein Menſch natürlicher Weiſe denket, daß es kein Wunder iſt, wenn alte Völker gar nicht darauf verfielen, und die gar zu ſonderbare Gottſeligkeit etliche tauſend Jahre auf ihren Erfinder warten mußte. Im Iſraelitiſchen Staat war ohnehin noch vieles, das ihr Entſtehen hinderte. Zu lange fortgeſetzte Jungfrauſchaft und Unfruchtbarkeit, waren Schande, und ſchon der Umſtand, als Jungfrau zu ſterben, ward für Schande gehalten, weil das andere Geſchlecht glaubte, es ſey zur Liebe und Fortpflanzung beſtimmet; der gröſſeſte Seegen, den Moſe im Namen GOttes verhieß, waren viel Kinder, und Kinderloſigkeit ſein Fluch: die Vermehrung des Volks, und Beförderung der Ehen, war eine der Abſichten ſeiner Geſetze, und noch in gar ſpäten Zeiten hielten die ſtrengern Moraliſten unter den Juden es für eine Sünde, wenn eine Mannsperſon nach dem 24ſten Jahr ungeheyrathet blieb: zu dem Gottesdienſt wurden gar keine unverheyrathete Perſonen erfodert, und ein Prieſter konnte nicht einmahl anders als aus einer Prieſter-Ehe gebohren werden, indem das Prieſtethum erblich war: Töchter hatten kein Erbtheil, davon ſie hätten unverheyrathet leben können, und öffentliche Anſtalten, eine, die nicht heyrathen wollte, (eine

Nonne) zu unterhalten, waren auch nicht da. Wirklich möchte der Vorſchlag dazu dem Iſraelitiſchen Volk und wol gar Moſi ſelbſt ſo vorgekommen ſeyn, als uns das Project einer Anſtalt, Leuten, die nicht arbeiten wollen ihr Brodt zu ſchaffen. So wenig dachte man damals an Gelübde von dieſer Art, daß die in Mutterleibe verlobten Naſiräer, Simſon und Samuel heyratheten. B. der Richter XIV, 1. XV, 2. 1 Sam. VIII, 1. 1 Chron. VI, 13.

Man wird hieraus urtheilen können, was von dem Vorgeben derer zu halten ſey, die Jefta Tochter zur Erfüllung ſeines Gelübdes eine Nonne werden laſſen. Aus recht groſſer Unwiſſenheit oder Unbedachtſamkeit erklären ſie ein altes Buch mit vielem Zwang, und wider die Lage der Worte (*) aus neuen Sitten. Es

 kommt

(*) Die Worte des Gelübdes ſind: was mir zuerſt aus der Thür meines Hauſes entgegen kommt, ſoll Jehova gehören, und ich will es zum Brandopfer bringen: B. der Richter *XI.* 31. und dieß Gelübde ſoll Jefta nach V. 39. an ſeiner Tochter erfüllet haben. Um nun kein menſchliches Opfer wider die Geſetze Moſis anzunehmen, vielleicht weil man Jefta für einen ſehr heiligen und in der Religion wohl unterrichteten Mann hielt, legt man die Worte ſo aus: es ſolle entweder GOtte gehören, oder zum Brandopfer gebracht werden: und ſagt, da es ſeine Tochter war, die ihm zuerſt entgegen kam, ſo verſtand ſich billig das erſte von beyden: *talia ſunt prædicata, qualia permittuntur a ſuis ſubjectis.* Geſetzt, ich gäbe dieß nun zu, ſo würde doch nur daraus folgen, daß Jefta ſeine Tochter dem Heiligthum hätte ſchenken, gar nicht aber, daß ſie ewig hätte Jungfrau bleiben müſſen, denn die im Mutterleibe verlobten Naſiräer, und alle dem Heiligthum geſchenkten, durften heyrathen: man ſiehet alſo noch keine Urſache, warum der Vater ſo kläglich thut, und zu ſeiner ihm entgegen kommenden Töchter ſagt: meine Tochter, wie beugeſt du mich? Doch es ſey nun, das Gelübde beſtimme ſie wirklich zur Nonne, für die man im Hebräiſchen nicht einmal einen Namen hat: ſo iſt doch ihre Bitte V. 37. ganz ſonderbar; laß mich noch zwey Monathe

kommt ihnen unglaublich vor, daß Jeſta ſeine Tochter nach den damaligen Sitten der benachbarten Völker ge-

---

nathe u. ſ. f. War ſie bisher etwan noch nicht Jungfer geweſen, und ſollte es nun erſt nach den zwey Monaten werden? oder ſollte ſie in ein Kloſter geſteckt werden? Solche Gebäude hatten doch wenigſtens die Iſraeliten nicht! Der Gedanke, ihre Jungfrauſchaft zwey Monat lang in abgelegenen Thälern zu beweinen, könnte wol der Natur gemäs ſeyn, aber ausgeſprochen klinget er in dem Munde eines jungen der Liebe noch unerfahren ſeyn ſollenden Frauenzimmers etwas indelicat, wenn anders die Thränen nicht darüber, daß ſie in ihren jungen Jahren als Jungfrau ſterben, ſondern, daß ſie keinen Mann nehmen ſoll, vergoſſen werden. Man ſtelle ſich noch jetzt eine zum Kloſter beſtimmte Schöne vor, die vorher in Begleitung anderer artigen Mädchen zwey Monate in einſame Thäler ginge, um über ihre Jungfrauſchaft zu weinen: würde der Aufzug nicht ſonderbar ſeyn? Würde niemand das um einer ſolchen Urſache willen weinende Chor tröſten wollen? Sie kommen endlich nach zwey Monaten von ihrer Klage wieder, und nun thut Jefta, was er gelobet hatte. V. 39. beſteht dieß darin, daß ſie nicht heyrathet, ſo thut er es ja nicht erſt jetzt, denn ſie hatte vorhin auch nicht geheyrathet: in ein Kloſter ſchickt er ſie doch auch nicht. Was thut er denn alſo nun? Schickt er ſie etwan zur Hütte des Stifts an den Hohenprieſter? Ein ſolcher Vorſchlag, die zur ewigen Jungferſchaft beſtimmte Tochter unter lauter Prieſter, die wechſelsweiſe zur Hütte des Stifts kommen mußten, zu geben, wäre freilich noch ſonderbarer, als vorher die Wehklage. Allein zum Unglück kann auch das Jefta nicht einmal gethan haben, denn die Hütte des Stifts lag im Stamm Ephraim, und mit dieſem Stamm bekam Jefta gleich nach ſeinem Siege über die Ammoriter Krieg. Einige dichten, er habe für ſie allein ein klein Häuschen gebauet, und ſie darin eingeſchloſſen. Das wäre noch das beſte, aber in den Worten des alten Geſchichtſchreibers iſt es ſchwer zu finden. : : : Kurz, die ganze Erdichtung, die ſo ſehr wider die Sitten der Iſraeliten iſt, läßt ſich auch nicht einmal den Worten des Geſchichtſchreibers zuſammenhängend aufheften. Einem Ca-

geopfert haben ſollte, ungeachtet Moſe ſo ſehr zu befürchten ſcheint, daß die Iſraeliten hierin den Cananitern nachahmen möchten, und deshalb häufig vor menſchlichen Opfern warnet, auch Strafen darauf ſetzt, wenn ſich jemand gelüſten lieſſe, ſeine Kinder zu opfern, und die hiſtoriſchen Bücher ſo wol als die Propheten den Iſraeliten dieſe abſcheuliche Nachahmung des Heidenthums ſchuld geben: dagegen nehmen ſie als etwas ganz begreifliches an, daß Jefta ſeine Tochter zur ewigen Jungfrauſchaft verlobet habe, ungeachtet die Iſraeliten keine heilige Jungfrauen, oder Nonnen, kannten. Geſetzt, er hätte ſein Gelübde ſo ausgelegt, daß ſie zwar am Leben bleiben, aber doch GOtte gewiedmet ſeyn ſollte, ſo würde ſie eine Leibeigene des Heiligthums geworden ſeyn, wobey ſie nach den Sitten der Iſraeliten eben ſo gut heyrathen konnte, als Simſon und Samuel geheyrathet haben. Allein vermuthlich iſt ſie ein menſchliches Opfer geworden.

§. 146.

Verordnungen, die die Unbequemlichkeiten übereilter Gelübde minderten.

Daß gewiſſe Gelübde, deren buchſtäbliche Erfüllung dem Gelobenden zu nachtheilig oder beſchwerlich geweſen ſeyn würde, nach einer Schätzung abgekauft werden

Catholiken, der die Gelübde der Keuſchheit für etwas GOtte wohlgefälliges hält, und in ſeiner Kirche ſtets vor ſich ſiehet, wäre eine ſolche Erklärung der Stelle nicht übel zu nehmen; wie aber Lutheraner und Reformirte, die Gelübde von der Art misbilligen, ſie ſich haben gefallen laſſen können, iſt mir unbegreiflich. Joſephus dachte doch zu ſeiner Zeit noch an nichts anders als an den wirklichen Tod der Tochter Jefta, und macht nur die Erinnerung, es ſey ein Geſetzwidriges und GOtte misfälliges Opfer geweſen. *Antiqu. I. V. c. 7. §. 10.*

den konnten, iſt ſchon beyläufig im vorhergehenden §. erinnert. Hatte jemand ſich ſelbſt und ſeine Perſon GOtte gelobet, ſo verrichtete, wie es ſcheint, die weltliche Obrigkeit die Schätzung, ſonſt aber bey Häuſern, Aeckern und Vieh, der Prieſter, (*) und zwar beyde nach eigenem Ermeſſen, ſo daß nie über die im Geſetze beſtimmete Summe, wohl aber unter ihr, gefodert werden konnte.

Auf die Weiſe war alſo wenigſtens in einigen Fällen, ein bevollmächtigter Richter, mit dem Rechte etwas zu erlaſſen, vorhanden, der die Härte übereilter Gelübde mildern konnte. Es können andere noch viel wichtigere Fälle entſtehen, in denen Gelübde einen Richter erfodern, der von GOtt ſelbſt das Recht habe, ſie für ungültig zu erklären, oder in Geld zu verwandeln: z. E. wenn etwas ſündliches gelobet ſeyn ſollte, und der Gelobende doch nicht recht gewiß iſt, ob es ſündlich ſey, oder wenn das Gelübde durch allerley unvorgeſehene Umſtände mit der Zeit gar zu beſchwerlich, und wol gar der Geſundheit nachtheilig wird. Die Analogie des vorhin angeführten Rechts ſcheint es mit ſich zu bringen, daß man ſich auch in dieſen Fällen an den Prieſter wenden, und ſeine Erlaſſung als GOttes Erlaſſung anſehen konnte. Im Prediger Salomons wird (**) eines Boten GOttes gedacht, vor dem der übereilt Gelobende ſagt: es war ein Irrthum: dieſer Bote konnte wol kein anderer, als der Prieſter ſeyn. — In der That ſcheint eine von GOtt geordnete erlaſſen könnende Gewalt, zu Verhütung manches Unglücks oder Gewiſſensfoltern, nöthig zu ſeyn, falls die GOttheit Gelübde annimmt: und eben deswegen kann ich nicht glauben, daß in der natürlichen und chriſtlichen Religion irgend einige Gelübde verbindlich ſind, und von

(*) 3 B. Moſ. *XXVII*, 11. 12. 13. 14. 15. 18.

(**) Prediger Sal. *V*, 5.

von GOtt angenommen werden, weil weder die natürche noch die chriſtliche Religion uns einen mit dieſer Gewalt von der GOttheit verſehenen anweiſet, zu dem wir uns wenden könnten, wenn wir übereilt, thöricht, und auch wol gar ſündlich gelobet haben.

Noch eine ſehr merkwürdige Verordnung wegen Töchter und Ehefrauen, die etwas gelobet hatten, giebt Moſe im 30ſten Capitel des vierten Buchs. Hörte der Vater, daß ſeine noch im väterlichen Hauſe ſeyende Tochter etwas gelobet hatte, ſo konnte er das Gelübde annulliren, und es war alsdenn auch von GOtt ſelbſt erlaſſen: nur mußte er nicht lange anſtehen, dieß zu thun; denn bediente er ſich ſeines Rechtes nicht, und ſchwieg zu dem Gelübde von einem Tage zum andern ſtille, ſo ward das Gelübde gültig.

Eben dieß Recht hatte auch ein Ehemann bey den Gelübden ſeiner Frau, und zwar noch mit einer doppelten Ausdähnung. Denn einmal konnte der Mann auch Gelübde aufheben, die ſeine Frau vor der Heyrath gethan, und die ihr Vater beſtätiget hatte, und zweytens that zwar der Mann unrecht, wenn er ein durch ſein Stilleſchweigen beſtätigtes Gelübde ſeiner Frau zu ſpät aufhob, allein die Frau war doch in dieſem Fall von der Verbindlichkeit des Gelübdes los. Er, der Mann, ſoll, ſagt Moſe V. 16. ihre Schuld tragen: ſie war alſo in GOttes Augen ſchuldlos, wenn ſie dem Manne folgete, und ihr Gelübde nicht hielt.

Wegen Gelübde der Söhne, die noch unmündig und unter Erziehung der Eltern waren, finde ich nichts ausdrückliches von Moſe verordnet.

Auch finde ich keine Verordnung gegen gewinnſüchtige Ueberredungen zu Gelübden, alſo gerade das nicht, was man in katholiſchen Ländern für das nöthigſte Stück des Gelübden-Rechts zu halten pflegt. Dieſe Lücke wird niemanden befremden, der ſich erinnert, daß wir von Moſe nicht ein Syſtem des Rechts, wie die

Inſtitutionen ſind, ſondern einzelne gelegentlich bekannt gemachte Edicte übrig haben: Vermuthlich war zu ſeiner Zeit noch nichts von der Art vorgegangen, das ein Edict gegen Ueberredungen nöthig gemacht hätte. Die Republik, der er Geſetze gab, war in ihrem erſten Anfange, und noch zur Zeit hatte kein einziger Iſraelite Grundſtücke. Misbräuche ſchleichen ſich erſt nach und nach ein, und eben deshalb müſſen die Geſetze von Gelübden bey einem Volk, das begütert iſt, und ſchon einige hundert Jahre lang Prieſter gehabt hat, anders ausſehen, und mehr ſagen, als in den erſten vierzig Jahren. Auch kommt noch das hinzu, daß die Prieſter der Iſraeliten weder Seelſorger noch Beichtväter waren, ja nicht einmal mit den übrigen Iſraeliten, in einerley Stadt beyſammen wohneten, folglich zu dergleichen gewinnſüchtigen Perſuaſionen die Gelegenheit nicht hatten. Bey den Umſtänden haben Jahrhunderte hingehen können, ehe noch das erſte Beyſpiel eines ſolchen Misbrauchs gegeben ward: und wirklich weiß ich mich keines einzigen aus der ganzen Iſraelitiſchen Geſchichte zu erinnern.

Von Schuldſachen, Pfand, und Zinſen.

§. 147.

Allgemeinere Anmerkungen über die groſſe Verſchiedenheit der Iſraelitiſchen Schuld-Rechtes von unſerem.

In nichts werden vielleicht die Iſraelitiſchen Rechte ſo ſehr von unſern, ja vielleicht von allem, was wir uns als billig und möglich vorſtellen, abweichen, als in Schuldſachen. Sie tragen hier kenntlich den Stempel des hohen Alterthums, und daß ſie für ein Volk, von vollkommen anderer Grundlage des Staats, auch ehe noch Chicane Ausflüchte erfunden, oder Rechtswohltha-

thaten nothwendig gemacht hatte, geſchrieben ſind: man findet in ihnen eine Miſchung von Güte, wie wir ſie nicht kennen, und von Ernſt, wie wir ihn, wenigſtens in Deutſchland, nicht kennen. Die Umſtände des Volks, dem Moſes geſetze gab, waren freilich in allem, was Schuldſachen auch nur in der Ferne angehet, von unſern ganz verſchieden: und alſo mußten es auch die Geſetze ſeyn. Ich will einige Stücke namhaft nennen.

Die Iſraeliten waren ein armes, eben aus der Sclaverey befreyetes Volk: wir ſind, vielleicht manchen, der Allmoſen genießt, nicht ausgenommen, gegen ihren Mittelzuſtand reich. Darlehn war alſo vors erſte bey ihnen einigermaſſen Allmoſe, und man erborgte ordentlich, nicht wie bey uns, um mit dem Capital zu gewinnen, ſondern aus Dürftigkeit. Dieſer Zuſtand mußte noch wol einige Menſchenalter nach Moſe fortdauren: denn es pflegt lange zu währen, ehe ein armes Volk reich wird.

Und doch machte Moſe die Anſtalt, daß, ſo bald die Iſraeliten Paläſtina erobert hätten, kein Unangeſeſſener unter ihnen wäre: jeder hatte einen erblichen Acker, den er bis auf das funfzigſte Jahr, aber nicht auf ewig, veräuſſern konnte. Alſo hinderte die Armuth nie die Sicherheit des vorgeſtreckten Darlehns: an einen Schuldner, der gar nicht bezahlen konnte, und bey dem kein Objectum exſecutionis vorhanden wäre, war ordentlich nicht zu denken.

Doch geſetzt, ein Schuldner hatte ſeinen Acker nicht mehr, auch gar keine Mobilien, ſo war unter den Iſraeliten die Leibeigenſchaft eingeführt: er konnte verkauft, und durch ſeinen eigenen Leib bezahlt werden. Ein ſehr geſchwindes, bey uns aber ſchlechterdings wegfallendes Mittel, zur Bezahlung zu gelangen.

Die Chicane war noch unbekannt; denn kaum war das Volk aus einer Familie zum Volk geworden, (*) und

(*) Wenn die gewöhnliche Chronologie richtig iſt, nach der die Iſraeliten 215 Jahre in Aegypten gewohnt haben, ſo

und zwar unter dem härteſten Frondienſte, bey dem es nicht viel Zeit hatte, an Proceſſe zu denken, ſeine Sache allenfalls ſelbſt vor Gericht vorſtellete, und von Advocaten nichts wußte.

Die Juſtitz pflegt überhaupt in alten Staaen kurz zu ſeyn, in Aſien iſts ſie es aber vorzüglich, und ihre ſehr ſummariſche Geſchwindigkeit hat ſich dort noch bis auf den heutigen Tag erhalten. An lange Proceſſe über Schuldſachen war alſo nicht, wie bey uns, zu denken, ſondern in Einem Tage war vermuthlich die ganze Klage entſchieden: und wenn der Schuldner ſeine Verpflichtung nicht abzulegen vermochte, ſo konnte ihn (wie jetzt in einigen Obligationen figürlich ſtehet) nichts von ihr frey machen, als, wirkliche Bezahlung. Leiſtete er die nicht, ſo waren die Objecta exſecutionis nicht lange zu ſuchen: die Ernten ſeines Ackers bis zum Jubeljahr, und alles, was er ſonſt hatte, bis auf ſeinen Leib, und den mit eingeſchloſſen, konnten verkauft oder vom Schuldherren in Beſitz genommen werden.

Der angebohrne Stand der Iſraeliten war auch ganz gleich: kein Adel, der etwan ein milderes Recht, beſondere Ausflüchte, und aus ſeinen ganz verſchuldeten Gütern die Competenz gehabt hätte. Wer nicht bezahlen konnte, ward verauctionirt. Ich tadele damit alle die Rechte und Rechtswohlthaten unſeres Adels nicht; ein groſſer Theil der adelichen Güter ſind in der That nicht Eigenthum des Beſitzenden, ſondern des Lehnsherren, und zu gewiſſen Abſichten verliehen, können alſo billig nicht ſo, wie völliges Eigenthum des Schuldners, dem Gläubiger anheim fallen, nicht einmal den Einkünften nach. Ich ſage nur, daß bey den Hebräern kein

ſo muß ſich das Volk alle 15 oder 16. Jahre verdoppelt haben. Auf die Art konnte es in dem Jahre, in welchem Moſes gebohren ward, (80 Jahre vor dem Ausgang aus Aegypten) nicht ſtärker als 18800. Mann: 16. Jahre vorher nur 9900: 32 Jahre vorher 4950: und 48. Jahre vor Moſe höchſtens 2475. Mann ſtark geweſen ſeyn.

kein ſolcher, ſeiner Perſon und Güter wegen, Ausnahmen machender Adel war; und daß daher ihr Schuldrecht auch merklich anders ausſehen mußte, als unſeres.

Handlung wollte Moſes gar nicht encouragiren, ſondern ſein ganzes Volk ſollte, ſeiner Abſicht nach, vom Ackerbau, oder, wenn es dieß letztere vorzog, halb und halb wider ſeine Abſicht und Vergünſtigungsweiſe, von Viehzucht leben. Alſo war bey dem Schuld-Rechte gar nicht auf Beförderung der Handlung zu ſehen.

Alles dieß zuſammen genommen, mußte ein ganz anderes Schuld-Recht, freilich ein viel kürzeres, herauskommen, als wir in unſerm Vaterlande kennen.

Wenn von Bezahlung die Rede war, ſo war das Hebräiſche Recht ſtrenger, als unſeres: doch ſo, daß es ein Mittel zwiſchen unſerm gar zu groſſen, allen Credit aufhebenden Glimpf, und der fürchterlichen Strenge des uns ſo benachbarten: wegen gelinder Geſetze geprieſenen, und doch hier ganz ſehr harten Englands, hielt. In Deutſchland hat der Schuldner ſo viel Rechtswohlthaten, daß der Leihende ſchlecht ſtehet, (etwan das Wechſelrecht ausgenommen, das ſeine ganz beſonderen Gründe hat) und in einigen Provinzen Deutſchlandes, wo das jus taxationis eintrit, kann niemand auf eine gerichtliche Hypothek von 10000 oder 100000 Rthlrn. ein hundert Thaler leihen, wenn er nicht von der Willkühr des Schuldners oder der Gerichte abhängen will, ſondern er muß immer mit auf das ehrliche Geſicht des Erborgenden ſehen. Eine ſo fürchterliche Ausnahme der Rechte, als ein eiſerner Brief iſt, will ich nicht einmal nennen: die Furcht vor ihm macht am Ende die letzte Unſicherheit aller Darlehne, ſo lange der Landesherr nicht die wahre Gnade gehabt hat, dieſer Gnade zu entſagen, ſtatt deren er lieber entweder für den Schuldner bezahlen, oder mit Eins alle Schuldfoderungen aufheben ſollte. In England hingegen iſt die Strenge zu groß. Die Schuld-

fo-

foderung darf nur erwieſen ſeyn, und nicht ſogleich im Gerichte bezahlt, oder acceptable Bürgſchaft dafür geſtellet werden, ſo muß der arme Schuldner aus dem Gerichte in ein fürchterliches, und ihm koſtbares, Gefängniß wandern, aus dem er nie kommt, bis er den letzten Heller, auch den an den ſtets gewinnen wollenden und zu neuen Schulden verleitenden Kerkermeiſter, bezahlet. In dieſen Gefängniſſen, die ſelbſt ein Engliſcher Friedensrichter im Fündling ſo treu und mahleriſch, (doch nur noch von der reichen Seite, die arme ſieht betrübter aus, und ſteckt bisweilen die Richter mit dem Hoſpital-Fieber an, das nächſt der Peſt iſt) beſchrieben hat, ſollen öfters zwanzigtauſend Schuldner, (ſo viele, daß man ſie gegen den Feind führen könnte, wenn ſie nicht ſchon im Gefängniß Geſundheit und den halben Gebrauch der Glieder verlohren hätten) liegen, und im Elend und Müßiggange ſchmachten. Zu dieſer Strenge, an deren Aenderung auch wirklich in England ſo oft gedacht iſt, ſtieg das Iſraelitiſche Recht zu Moſis Zeit nicht. Es iſt wahr, es ließ den Schuldner, der nicht bezahlen konnte, zum Leibeigenen verkaufen: allein zwiſchen Leibeigenſchaft, die noch darzu ein Mittel der Bezahlung iſt, und ewigem Gefängniß, durch welches der Creditor doch zur Bezahlung nicht gelanget, wenn der Schuldner nichts hat, iſt noch ein groſſer Unterſcheid. Der Leibeigene genießt die freye Luft, er behält ſeine Geſundheit und den Gebrauch ſeiner Glieder, die im langwierigen Gefängniß ſo gut als gelähmet werden; er hat Arbeit, und darf die betrübte lange Weile des eingeſperrten müßigen Lebens nicht ausſtehen, ſein Herr ſorget für ihn, ſollte es auch nur aus Eigennutz ſeyn, und wenigſtens hat er nicht nöthig, zur Befriedigung der Gewinnſucht eines gehärteten Kerkermeiſters ſich noch tiefer in Schulden zu ſtürzen, er kann ſich auch ohne Unkoſten reinlich halten, ſein Herr wollte ſelbſt nicht gern, daß er von Ungeziefer verzehret würde: und iſt er in ſeiner Arbeit gehorſam und fleißig, ſo erwirbt er ſich vermuthlich die Liebe

be ſeines Herrn, bey der der Sclavenſtand noch ſo ziemlich erträglich iſt.

In andern Stücken, z. E. wegen Zinſen, und Erlöſchung aller Schuldfoderungen im Jubeljahr, ſind die Moſaiſchen Rechte gelinder, als alle bey uns gewöhnlichen.

§. 148.

Juſtitz in Schuldſachen. Execution, und deren Objectum.

So viel überhaupt! ich ſollte nun näher melden, was Moſes in Schuldſachen verordnet. In der That ſind hier ſehr groſſe Lücken des geſchriebenen Rechts: denn von beynahe allem dem, was ein Juriſt hier gleich zu Anfang erwarten möchte, ſchweigt Moſes ganz ſtille, das iſt, er läßt es bey dem Herkommen, das er vor ſich fand, bewenden. Wir haben, dieß iſt ſchon mehrmals erinnert, (*) von ihm kein Syſtem des Rechts nach Art der Inſtitutionen, ſondern blos einzelne in hiſtoriſcher Ordnung verzeichnete Edicte: wo alſo das Herkommen, das er vor ſich fand, unſtreitig war, alſo keiner Beſtätigung bedurfte, und er auch nicht nöthig fand, etwas darin abzuändern, da gab er keine Edicte, und alsdenn hat, nicht zwar ſein Recht ſelbſt, wie es damals war, aber wohl unſere Kenntniß ſeines Rechts, Lücken.

Der Proceß ſcheint ſehr ſummariſch, und ohne viel Chicanen und Ausflüchte nach der natürlichen Billigkeit eingerichtet geweſen zu ſeyn, wie es bey einem noch nicht argliſtigen Volke, vor Erfindung der Chicanen, und wo alles mündlich ohne Advocaten verhandelt ward, zu erwarten iſt. Wenigſtens findet Moſes nirgends nöthig, etwas davon zu ſagen, wie eine Schuld vor dem

(*) §. 16.

dem Richter erwieſen werden ſoll. Hier iſt alſo unſere Kenntniß des Moſaiſchen Rechts nichts als Lücke, die ich zu ergänzen gar nicht unternehme, weil es aus der natürlichen Billigkeit geſchehen müßte, von der ein jeder Leſer ohne meine Hülfe urtheilen kann.

Das glaube ich freilich, daß dieſe geſchwinde Aſiatiſche Juſtitz, die vielleicht in einer einzigen Vierteilſtunde wichtige Schuldklagen entſcheiden konnte, auch manchem groſſen Misbrauch unterworfen geweſen iſt, wenn die Richter unredlich waren. Das Buch Hiob, von dem ich glaube, daß es noch vor den Moſaiſchen Geſetzen, (vielleicht von Moſe ſelbſt zwiſchen ſeinem 40ſten und 80ſten Jahr) geſchrieben iſt, und das Sitten verwandter Arabiſcher Völker hat, mahlt uns bisweilen ganz ausnehmend harte Scenen von Unterdrückung der Schuldner durch ungerechte Schuldherren, die bey einer langſamern Juſtitz kaum möglich wären, z. E. Cap. XXII, 5-9. XXIV, 5-9. Ich werde mich oft auf ſie beziehen müſſen. Indeß hat eben dieſe geſchwinde Juſtitz auch ihre Vortheile: und es ſcheint, der Schade von ihr, der ſich wie alle langſam einreiſſende Verderbniß ſpäte zeiget, war zu Moſis Zeit noch nicht beträchtlich, weil das Volk noch ehrlich und brüderlich war, Moſe nach beſter Erkenntniß gute Richter ſetzte, und durch eine geſchwinde Appellation das wahrhaftig zweifelhafte vom Richter über 10. zu dem über 50, denn zu dem über 100 und über 1000 gelangen ließ, wobey ſich jeder fürchten mußte, ein offenbar ungerechtes Urtheil könnte Moſis Ohren erreichen. Wenigſtens finden wir unter den Edicten keins, das dieſen Misbräuchen der geſchwinden Juſtitz entgegen geſetzt iſt, die doch im Buch Hiobs ſo lebhaft beſchrieben werden.

Bey einem Iſraeliten waren, auſſer dem Unterpfand, das er etwan gegeben haben mochte, und von dem ich nachher beſonders handeln will, noch immer verſchiedene Objecta executionis vorhanden; indeſſen beſtimmt Moſe nirgends, in welcher Ordnung dieſe Objecta ange-

gegriffen und zur Bezahlung angewandt werden ſollen, ſondern läſſet es auch desfalls bey dem bisherigen Herkommen bewenden.

Diejenigen Objecta exſecutionis, die man bey jedem, auch dem armen Iſraeliten ordentlich erwarten konnte, waren folgende:

1) So bald das Volk nach Paläſtina gekommen war, der Erb-Acker, indem, wie ſchon oben §. 41. 73. bemerket iſt, nie ein Iſraelite ohne Erb-Acker, oder doch ohne Recht an einen nach dem Jubeljahr ihm wieder zufallenden Erb-Acker ſeiner Vorfahren gebohren werden konnte. Der Schuldherr hatte es alſo ordentlich mit einem angeſeſſenen und liegende Gründe habenden Schuldner zu thun. Zwar konnte dieſer Erb-Acker nie auf ewig dem Schuldherren als ein Eigenthum zugeſchlagen werden, weil die Aecker unveräuſſerlich waren: allein er konnte ſich natürlicher Weiſe an die Ernten bis zum Jubeljahr halten. Dieß letzte ſtehet zwar in den Büchern Moſis nicht ausdrücklich, allein darüber darf man ſich nie wundern, weil Moſes ſeine Geſetze gab, als das Volk noch keine Erb-Aecker hatte, ſondern in der Wüſte herum zog. Indeß kann man, was hier Rechtens ſeyn, und unter welchen Einſchränkungen ſich ein Gläubiger an die zwiſchen zwey Jubeljahren fallenden 42. Ernten halten konnte, aus den Geſetzen ſehen, die beſtimmen, wie es gehalten werden ſoll, wenn jemand ſeinen Acker, das iſt eigentlich, die Ernten ſeines Ackers, Armuth wegen verkauft. Sie ſtehen 3 B. Moſ. XXV, 14. 15. 16. 25-28. und ſind S. 20. 21. des zweyten Theils §. 73. abgehandelt. Armuth wegen dem Acker verkaufen iſt ohnehin ordentlich wol nichts anders, als, ihn zu Tilgung gemachter Schulden verkaufen.

2) Häuſer. Dieſe konnten, blos die Häuſer der Leviten ausgenommen, auf ewig verkauft werden. 3 B. Moſ. XXV, 29. 30.

3) Kleider. Wegen dieſer erklärt ſich Moſes nirgends ausdrücklich; aus der Analogie ſeines Pfandrechts aber wird es wahrſcheinlich, daß die nothwendigen Kleidungsſtücken nicht, wie etwan bey benachbarten Völkern von ſehr harten Schuldherren geſchehen mochte, (*) angegriffen, und dem Schuldner vom Leibe gezogen werden konnten: denn er befiehlt ſogar dem Gläubiger, der das Oberkleid des Armen (ein groſſes viereckiges Tuch, ſo man des Tages um ſich ſchlagen, und des Nachts zur Bettdecke gebrauchen konnte) als Unterpfand bekommen hatte, es noch vor Sonnen-Untergang wieder zu geben. (**) Hatte nun der Schuldherr nicht einmal an die ihm zum Pfande übergebenen Kleider ein Recht, ſo konnte ihm das Gericht wol noch weniger die unverpfändeten Kleider zuſprechen. In der That iſt es auch gar zu barbariſch, einem die Kleider vom Leibe zu ziehen, und ihn nackt gehen zu laſſen: die Verkaufung ſeiner Perſon zum Leibeigenen iſt doch nicht ſo hart, als jenes, denn der Leibeigene verliert nicht durch Froſt und Näſſe die Geſundheit, ſondern ſein Herr muß ihn in Eſſen und Kleidung erhalten.

Es ſcheint, daß das vorhin angeführte Geſetz Moſis von dem Oberkleide durch eine gar ſonderbare Misdeutung zu einem im höchſten Grad widerſinnigen Recht Anlaß gegeben haben mag. Moſes redet eigentlich vom Unterpfande, und da verſtehet ſich von ſelbſt, daß niemand ſein Unterkleid zum Pfande laſſen, und nackt mit dem Darlehn von ſeinem Gläubiger weggehen wird: hin-

(*) Im Buche Hiob erzwingt der Ungerechte Pfänder ohne gelehnt zu haben, und hat dem Nackten die Kleider ausgezogen: Cap. *XXII*, 6. Nackt übernachten die ausgepfändeten Schuldner alsdenn, und haben keine Decke im Froſt. *XXIV*, 7.

(**) 2 B. Moſ. *XXII*, 25. 26.

hingegen mochte der Fall öfters vorgekommen ſeyn, daß jemand zum groſſen Schaden ſeiner Geſundheit das Oberkleid verpfändet hatte, und denn des Nachts ohne Decke liegen mußte. Er gab alſo zu Gunſt des Oberkleides ein Geſetz, und hatte gar nicht nöthig, vom Unterkleide zu reden. Weil man ſich aber blos nach dem Buchſtaben ſeines Geſetzes richtete, und dieſer Buchſtab nichts vom Unterkleide ſagt, ſo klagte zur Zeit Chriſti der harte Schuldherr auf das Unterkleid des Schuldners, und zog es ihm durch Hülfe des Gerichts vom Leibe, ließ ihm aber ganz gewiſſenhaft das von Moſe ausdrücklich privilegirte Oberkleid. Ich ſchlieſſe dieß aus der, freilich dunkeln, aber durch Vergleichung mit 2 B. Moſ. XXII, 25. 26. und die eben vorgetragene Vermuthung ihr Licht bekommenden Stelle der Bergpredigt: *wer mit dir rechten, und dir dein Unterkleid* (Chitona) *nehmen will, dem laß auch das Oberkleid.* (imation) (*) Matth. V, 40. Wenn jemand mit dem andern rechten, und nicht etwan ſonſt etwas, ſondern das Kleid auf dem Leibe von ihm haben will, ſo muß er doch wol ein Recht, oder wenigſtens Schein des Rechts vor ſich haben, ſonſt würde die Klage von keinem Gericht angenommen, ſondern,

 oh-

(*) Daß *Chiton* eigentlich das Unterkleid iſt, ſo man unmittelbar auf dem Leibe trägt, haben die Ausleger dieſer Stelle, ſonderlich Raphilius, gezeiget; *imation* hingegen iſt das Oberkleid, welches einer abwerfen kann, ohne deshalb nackt zu ſeyn, Marc. X, 50. (wo es der Blinde abwirft, um im Gehen nicht gehindert zu werden) und das Petrus anleget, nachdem er ſich ſchon umgürtet, folglich gewiß das Unterkleid anhatte. Apoſtelg. XII, 8. Theophylactus ſchreibt bey der Stelle Matthäi: *Chiton* iſt eigentlich, was wir ſonſt *ypokamiſon* nennen: *imation* aber dasjenige Kleid, ſo übergeworfen wird. Er ſetzt zwar dazu: die Namen ſtehen auch bisweilen einer für den andern. Allein da ſie hier einander entgegen geſetzt werden, ſo iſt klar, daß ſie dießmal in ihrer eigentlichen Bedeutung zu nehmen ſind.

ohne den andern vorzufodern, ſogleich als inept verworfen werden. Man müßte ſich Gerichte ganz unglaublich verdorben oder unklug vorſtellen, wenn man hieran zweifeln wollte. Wer nun an mein Unterkleid einen Anſpruch machen könnte, wenn ich ihm nichts ſchuldig bin, wüßte ich kaum zu begreifen. Der Fall, den Chriſtus ſetzt, iſt vermuthlich dieſer: ich habe von jemanden geborget, und da ich ihn nicht bezahlen kann, ſo will der harte Schuldner mir, und zwar unter gerichtlicher Hülfe, die Kleider ausziehen. Auf das Oberkleid kann er nicht klagen, weil es von Moſe privilegirt iſt: er richtet alſo ſeine Klage auf das Unterkleid, das ich auf dem bloſen Leibe trage. Hier ſtreitet das ſogenannte ſummum jus für meinen Schuldherren, und vielleicht, nachdem der Fall iſt, die höchſte Billigkeit und die Menſchlichkeit ſelbſt für mich. Hier will nun JEſus: ſo weit ſoll ich entfernt ſeyn, ſelbſt Unrecht zu thun, oder mich gegen meinen grauſamen Schuldherren zu erbittern, und ihm Rache zu geloben, daß ich, wenn das Unterkleid zur Bezahlung nicht hinreicht, lieber auch das Oberkleid, das er durch richterliche Hülfe nicht erlangen konnte, dazu hingebe.

4) Der Leib des Schuldners. Er ſelbſt, ja Frau und Kinder, wenn er ſie hatte, konnten verkauft werden. Dieß Mittel der Execution weiſet zwar Moſes ſo wenig, als eins der übrigen, ausdrücklich an: es verſtehet ſich aber aus der ganzen Analogie ſeines Rechtes von ſelbſt, und findet ſich auch als üblich. Wenn er 3 B. Moſ. XXV, 39. von Iſraeliten redet, die Armuth wegen zu Knechten verkauft ſind, ſo wird dieß doch wol ordentlich zu Bezahlung ihrer Schulden geſchehen ſeyn; denn von ſolchen, die zu Bezahlung eines Diebſtahls verkauft ſind, iſt dort nicht die Rede, ſondern es heißt ausdrücklich, wenn dein Bruder neben dir verarmet, und dir zum Knecht verkauft wird.

Unter den benachbarten Völkern war eben dieß Recht gewöhnlich: im Buch Hiob raubet, freilich nicht der Mitleidige, den Säugling von der Bruſt, und nimmt das Kind des Dürftigen zum Pfande. Hiob XXIV, 9. Dieſe Härte gegen den Säugling, die ſehr oft ungerecht werden konnte, wäre doch nicht möglich, wo es nicht gewöhnlich iſt, den nicht bezahlen könnenden ſogar mit Weib und Kind zum Leibeigenen zu nehmen. 2 Kön. IV, 1. fodert der Gläubiger zwey Söhne ſeines ohne Bezahlung verſtorbenen Schuldners zu Knechten, und es iſt kein Mittel, ſie von der Leibeigenſchaft zu befreyen, als die wirkliche Bezahlung der Schuld. Jeſaiä L, 1. wird es als etwas ganz gewöhnliches angeſehen, daß der Schuldner ſeine Kinder dem Wucherer verkauft, welches er doch wol nicht von freyen Stücken gethan haben würde, wenn man ihn nicht rechtlich dazu hätte zwingen können. So weit gehen die Beyſpiele, die ich vor der Babyloniſchen Gefangenſchaft gefunden habe, und die eigentlich zum Moſaiſchen Recht gehören.

Als die Iſraeliten aus dieſer Gefangenſchaft zurück kamen, finden wir Nehemia V. einige Reichen, die eben dieß Recht gegen ihre verſchuldeten ärmeren Brüder üben, ſich nicht blos ihre Aecker, ſondern auch ihre Söhne und Töchter zur Bezahlung zueignen, und zu Leibeigenen nehmen. Dieß war, wie ich glaube, dem Moſaiſchen Recht gemäs; allein wider daſſelbe hatten ſie von ihren Brüdern Zinſen genommen, und ſich ordentlich als Wucherer bewieſen; daher in der That gegen ihre durch unrechtmäſige Zinſen aufgeſchwollene Schuldfoderungen viel zu erinnern war. Nehemias nimmt ſich bey dieſem auſſerordentlichen Nothſtande der Armen an, und zwinget die Reichen, gegen die er den Pöbel zuſammen ruft, die ſämmtlichen Schulden zu erlaſſen, wobey er ſich doch nirgends auf Moſis Geſetze, ſondern auf eine gewiſſe Billigkeit beruft, und den Reicheren einen Eid abnimmt, daß ſie auf Bezahlung dieſer Schulden auch künftig nicht dringen wollen.

len. Dieſe ganze Handlung des Nehemias hat eigentlich mit dem Moſaiſchen Rechte nichts zu thun, ſondern iſt nichts anders, als wenn zu Rom, bey gar zu überhand nehmender Schuldenlaſt, von tabulis novis geredet ward: ſie war etwas ganz auſſerordentliches, das durch die bisher widerrechtlich genommenen Zinſen, und durch die Armuth eines kaum aus dem Elende zurückkommenden Volks, rechtmäſig oder nothwendig ward. Ihre Aufzeichnung kann aber doch etwas dazu beygetragen haben, daß in ſpätern Zeiten die jüdiſchen Rechtsgelehrten ſich wider die Verkaufung des Schuldners erklärten.

Das letzte Beyſpiel dieſes Rechtes findet ſich in dem Gleichniß Chriſti, Matth. XVIII, 25. wo der Schuldner ſelbſt, noch dazu ein Mann von vornehmen Stande, ſeine Frau, ſeine Kinder, und alles, was er hat, verkauft werden ſollen: doch iſt nicht gewiß, ob in dieſem Gleichniß jüdiſche Sitten gemahlt ſind, denn Chriſtus ſtellet einen König vor, der ſeinen Bedienten die Rechnung abnimmt, die Juden aber hatten damals ſchon ſeit dreißig Jahren keinen König.

Nachher, und da die Juden unter Völkern lebten, die ein anderes Recht haben, iſt dieß Verkaufen der Schuldner zu Leibeigenen ſo in Abgang gekommen, daß wol ihre vornehmſten Rabbinen es verdammen, und ſagen, niemand könne zum Knecht verkauft werden, als der geſtohlen habe. Dieß iſt von ihrer Zeit wahr, nicht aber von dem alten Moſaiſchen Recht, oder der Zeit vor der Babyloniſchen Gefangenſchaft. (*)

Es

(*) Dieſe Rabbinen zu widerlegen, iſt der Zweck einer zu Helmſtädt 1741. herausgekommenen Diſſertation: *de debitore obaerato ſecundum jus Hebraicum & Atticum creditori in ſervitutem adjudicando, quam, praeſide Julio Carolo Schlaegero, examini ſubmittit, Auctor, Carol. Ludov. Wilpert.* Sie bedienet ſich zum Theil anderer Gründe, als ich hier gethan habe.

Es ſcheint, der Schuldherr, der ſeinen Schuldner zum Leibeigenen nahm, habe im Hebräiſchen Rechte im eigentlichen Verſtande Noges (*) geheiſſen: doch kann ich dieß nicht mit Gewißheit behaupten.

Dieſe Objecta execeutionis waren ordentlich bey einem jeden, auch noch ſo armen, Iſraeliten zu erwarten, wenn er ſie nicht ſchon vorhin verkauft oder durch eine Schuldklage verlohren hatte. Bey den meiſten kamen noch folgende drey hinzu:

5) Ihr Vieh. Hiervon verordnet Moſes nichts: blos aus dem Buch Hiobs ſehen wir, daß ſich die Gläubiger an das Vieh des Schuldners, oft auf eine harte und ungerechte Weiſe, zu halten pflegten. Hiob XXIV, 3. War die Schuldfoderung aber rechtmäſig, und übereilte man den Schuldner nicht, um ihn in Schaden zu bringen, ſo konnte nach einem Rechte, das die Verkaufung des Schuldners und ſeiner Kinder verſtattete, gegen dieß Objectum exſecutionis nichts einzuwenden ſeyn.

6) Hausrath. Deſſen geſchiehet einmal beyläufig Erwähnung: Sprüchw. XXII, 27. ſtehet der Bürge, der nicht bezahlen kann, in Gefahr, daß ihm der Gläubiger das Bette unter dem Leibe wegnimmt. (Dies iſt nicht das oben privilegirte, zur Bettdecke dienende Oberkleid: ſondern das Bettgeſtelle, auf dem er lieget.)

7) Schmuck. Die Iſraeliten, und noch mehr ihre nächſten von Abraham abſtammenden Brüder, die Iſmaeliten, und Midianiter, trugen mancherley Arten von güldenem Schmuck, ſonderlich Ohrenringe, die man ſchon den Kindern einzuhängen pflegte. Dieſe letztern hatte der Aberglaube häufig den

(*) Das Wort wird mannigmahl vom ſtrengen Eintreiben der Schuld mit Execution, und an andern Orten von ſtrenger Herrſchaft gebraucht. Eine nähere Unterſuchung ſeiner Bedeutung möchte zu philologiſch, und einem Moſaiſches Recht ſuchenden Leſer unangenehm werden.

den Göttern geweihet, ſie heiſſen auch Heiligthümer, und wurden als Amulete gegen Zauberey und Krankheiten angeſehen. Es kann ſeyn, daß man ſie auch ohne ſolchen Aberglauben, und um deſto mehr alle Abgötterey zu vermeiden, dem wahrem GOtt heiligte.

In der That waren ſolche güldene Ohrenringe, Naſenringe, Kugeln, eins der bereiteſten Mittel der Bezahlung: indeſſen hat doch die Mode ſie ſo nothwendig machen können, daß es den Eltern ſehr hart vorkam, wenn man ſie ihren Kindern nahm, ſonderlich, wenn ſie ſich einbildeten, der geweihete Zierrath ſchütze die Kinder vor allerhand Uebel. Waren ſie dem wahren GOtt geweihet, ſo ſchien es, der Gläubiger ſolle dieſe Kleinigkeit den unſchuldigen Kindern laſſen, und ſich am Geheiligten nicht vergreifen. Freilich können dieſe Prätenſionen oder Wehklagen der Eltern nicht gelten, wenn die Schuldfoderung gerecht war: war ſie das aber nicht, ſondern vielleicht durch verbotene Zinſen angeſchwollen, ſo war die Härte noch gröſſer, die dem Säuglinge einen geheiligten Schmuck abzog. Vielleicht iſt Michä II, 9. hiervon die Rede.

An baares Geld, das der Schuldner liegend hätte, iſt unter den Objectis exſecutionis kaum zu gedenken: denn wo geſchwinde Juſtiz iſt, und man den Schuldner zum Knechte verkaufen kann, wird der, der Geld liegend hat, es gewiß nicht auf das äuſſerſte kommen laſſen.

Ich bekenne nochmals die groſſe Lücke, daß wir nicht wiſſen, in welcher Ordnung, und mit welchen Einſchränkungen, dieſe Objecta exſecutionis angegriffen werden ſollen. Wir würden überhaupt von ihnen noch weniger wiſſen, als ich geſagt habe, wenn wir nicht das, was Moſe bisweilen vom Unterpfand verordnet, oder auch die Klagen über Wucherer, die ſich bey ihrer ungerechten Sache doch der gewöhnlichen rechtlichen Hülfsmittel bedienten, zu erpreſſen, was ihnen nicht gehörte, zu Hülfe genommen hätten.

§. 149.

§. 149.

Gefängniß iſt kein Zwangsmittel zur Bezahlung, und noch weniger die Folter.

Von andern Zwangsmitteln gegen den Schuldner, (*) namentlich vom Gefängniß oder Schuldthurm, wußte Moſes und ſein Recht nichts. In der That ſind ſie auch unnöthig, wo man den Schuldner verkaufen, oder dem Gläubiger zuſchlagen kann. Leibeigenſchaft trägt doch wirklich einen Theil der Schuld ab, und iſt nicht ſo grauſam: das Gefängniß hingegen iſt blos ein Uebel für den Schuldner, das neuen Aufwand und Unterhaltungskoſten erfodert. Ich kann es nicht beſſer geben, als mit dem gewöhnlichen Ausdruck: carcer non ſolvit. Wir werden noch dazu beym peinlichen Recht ſehen, daß Moſes nicht einmal bey Verbrechen Gefängnißſtrafen verordnet hat, ob ſie gleich in Aegypten gewöhnlich waren: um deſto weniger wird man bey ihm den in ordentlichen Fällen, und den argliſtigen Banquerout ausgenommen, ſo ſehr zweckwidrigen Schuldthurm erwarten.

In ſpätern Zeiten kann freilich auch der Schuldthurm als ein Zwangsmittel zur Bezahlung üblich geworden ſeyn: und es ſcheint, daß Chriſtus, anderthalb tauſend Jahr nach Moſe, ein paarmal in ſeinen Gleichniſſen von ihm als einer bekannten Sache redet. Iſt dieſes, ſo gehört er deshalb doch noch nicht zum Moſaiſchen Recht, ſondern zu dem fremden, das die Juden unter der langwierigen Herrſchaft fremder

(*) Ich rede hier nicht vom Gefängniß, in das der Schuldner geſtecket wird, wenn er ſich auf flüchtigen Fuß machen will, ſondern blos von dem, darin man ihn nach ausgemachter Sache und wenn er auch keinen Gedanken hat, zu entweichen, zur Strafe ſtecket, bis er den Gläubiger befriediget hat.

Völker angenommen hatten. Das eine Gleichniß ſtehet Matth. XVIII. 30. wo ein vornehmer Schuldner, der nicht auf der Stelle 25 Gulden bezahlen kann, in das Gefängniß geworfen wird: nur iſt nicht gewiß, ob dieß Gleichniß nach jüdiſchen oder ausländiſchen Sitten gedichtet iſt. In dem andern, Matth. V, 26. du wirſt nicht aus dem Gefängniß herauskommen, bis du den letzten Heller bezahleſt, iſt vielleicht von keinem Schuldner die Rede. Der Zuſammenhang des vorhergehenden ſcheint eher auf einen wegen einer Beleidigung Verklagten zu gehen. Nach dem Sprachgebrauch der Syrer könnte, den letzten Heller bezahlen, gar wohl ſeyn, ſeine Strafe abſitzen: und in Galiläa, wo Chriſtus die Bergpredigt hielt, redete man Syriſch.

Einen noch fürchterlichen Begriff vom Schuldrechte der Hebräer, wirklich einen recht abſcheulichen, machen ſich manche von Kindheit auf aus Matth. XVIII, 34. wo der König ſeinen Bedienten, der ihm eine unermeßliche Summe ſchuldig war, den Peinigern übergiebt, bis er alles bezahlet. Ein unmenſchlicheres Zwangsmittel gegen den, der nicht bezahlen kann, als die Folter, würde man doch kaum ausdenken können.

Geſetzt, hier wäre eigentlich von Schuldner, und von Folter die Rede, ſo hörte doch dieß grauſame Zwangsmittel nicht in das Moſaiſche Recht, welches gar keine Folter, nicht einmal bey peinlichen Halsverbrechen, zu Erpreſſung des Geſtändniſſes oder der Entdeckung der Mitſchuldigen kennet, überhaupt kommt in den ſämmtlichen Büchern des Alten Teſtaments, das iſt, (dieſe Erklärung muß ich hinzuſetzen, weil ich ſonſt catholiſchen Juriſten unverſtändlich ſeyn könnte) in denen, die wir noch Hebräiſch haben, und die vor Alexander dem Groſſen geſchrieben ſind, kein Exempel der Folter, keine Verordnung, und ſchlechterdings kein Wort von ihr vor.

Noch

Noch mehr: wir haben nicht den geringſten Grund, von dieſem Gleichniß auf die Sitten der Juden zu ſchlieſſen, denn vermuthlich iſt es nicht nach dieſen, ſondern nach den Sitten eines noch öſtlichern Aſiens gebildet, Es ſtellet einen König vor, der ſeinen Bedienten Rechnung abnimmt, und ſeit dreyßig Jahren hatten die Juden keinen König gehabt.

Doch in dem ganzen Gleichniß iſt nicht von einem gemeinen Schuldner, ſondern von einem Betrüger, der die Caſſe des Königes angegriffen hatte, und den man jetzt aufzuhängen pflegt, wenn es auch nicht zehntauſend Talente ſind, die Rede Mit dieſem verfährt der König anfangs glimpflich, da er ihn blos, wie einen gemeinen nicht bezahlen könnenden Schuldner, zu verkaufen befiehlt: allein nachdem er durch eine ganz unſinnige Art von Härte gegen einen Collegen, der ihm eine bloſe Kleinigkeit, etwan 25. Gulden, ſchuldig war, aller Mitleiden und Glimpf unwürdig gemacht hatte, läßt er ſeinen Rechnungs-Defect criminel unterſuchen, und ſtraft ihn, wie einen Dieb des öffentlichen Schatzes. Dabey bleibt noch dazu ungewiß, ob die Peiniger, denen er übergeben wird, ihn foltern ſollen. Wir werden unten bey dem Crimnalrecht ſehen, daß Leib- und Lebensſtrafen durch die Leibwache des Königes exſequirt zu werden pflegten, daß die zu dieſer Leibwache gehörigen Soldaten Tabbachim, das iſt, Folterer, hieſſen, daß ihnen auch die Staatsgefangenen übergeben wurden, und ſchon zu Joſephs Zeit das Gefängniß königlicher Bedienten im Hauſe des Generals der Leibguarde war. Vielleicht wird er alſo blos zu ewigem Gefängniß verdammet. Doch er ſey verdammet, wozu er wolle, ſo ſind es nicht jüdiſche, und noch weniger Moſaiſche, ſondern ausländiſche Rechte des öſtlichen Aſiens, nach denen mit ihm gehandelt wird.

§. 150.

§. 150.

Vom Unterpfand.

Bey den Iſraeliten muß es zu Moſis Zeit ſehr gewöhnlich geweſen ſeyn, auf Pfand zu leihen, und zwar auf Pfand, wie das Wort nach dem natürlichen Rechte verſtanden wird, daß nemlich der Gläubiger ſich das Pfand im Nichtbezahlungsfall ohne weitere obrigkeitliche Hülfe ſelbſt zueignen konnte, und es, ſo gut als wäre es durch das unbezahlt gebliebene Darlehn erkauft, behielt.

Bey einem auſſergerichtlichen Pfande kann ſehr viel Härte und Vervortheilung vorgehen, wenn der Arme, der borgen will, in Noth iſt, und ſich deswegen alle Bedingungen des Reichen gefallen laſſen muß. Dieß weiß man noch jetzt aus der täglichen Erfahrung, und der auſſergerichtlich auf Pfand Leihende pflegt gemeiniglich zugleich der verhaßte oder verächtliche Wucherer zu ſeyn. Allein unter einem armen Volk, wie man ſich faſt alle Völker bey ihrem Anfang vorſtellen muß, ſind alle Uebel des Unterpfandes noch viel drückender. Der Arme findet ſich in einer weit gröſſeren Nothwendigkeit zu borgen, als wir irgend denken können, weil nichts zu verdienen iſt, und oft muß der Ackersmann, der Miserndte, Hagelſchlag, Heuſchrecken, oder ein anderes Unglück von der Art gehabt hat, nicht Geld ſondern Brod borgen, oder verhungern: alsdenn wird er zum Pfande geben, was der Reiche fodert, wenn es auch ſein gröſter Schade wäre. Er hat auch noch nicht, wie der Borgende in unſerer Zeit, manches entbehrliche, das er verſetzen könnte, überflüßige Kleidung, mehrere Hemder und andere Wäſche zur Abwechſelung, Hausgeräthe, und allerley kleinen ſelbſt bey unſern Armen zur Mode gewordenen Luxum, ſondern er muß gerade das unentbehrliche hingeben, die zur Wärme nöthige Kleidung, Ackergeräthe, und wer ſollte es denken? wol gar ſeine Kinder. Hier muß der gewinnſüch-

ſüchtige Verleiher auf Pfänder recht ſehr verhaßt, und der allgemeine Fluch des Volks ſeyn. Wenn daher im Buche Hiob, das Arabiſche Sitten hat, wie ſie kurz vor dem Ausgange der Iſraeliten aus Aegypten waren, ein Böſewicht gemahlt werden ſoll, ſo wird nicht vergeſſen, ihn als einen Pfand Leihenden zu beſchreiben. Cap. XXII, 6. erzwingt er gar Pfänder, ohne gelehnt zu haben, (eine äuſſerſte Ungerechtigkeit, die vorgehen kann, wenn das Pfand vor Auszahlung des Darlehns gegeben wird) aus ſeiner Schuld gehen andere nackt, (Cap. XXII, 6. XXIV, 7. 8.) vermuthlich, weil er ihre nöthigſten Kleidungsſtücken zum Pfande genommen, und nicht blos unbarmherzig, ſondern auch ungerecht, behalten hat. Cap. XXIV, 3. nimmt er den Ochſen der Wittwe zum Pfande, ſie kann alſo nun ihren Acker nicht bauen, um das zur Abtragung der Schuld nöthige zu erwerben, und der für eine Kleinigkeit verpfändete Ochſe, der zur Verfallzeit nicht eingelöſet werden kann, iſt das gewiſſe Eigenthum des gewinnſüchtigen Gläubigers: nur verliert die Wittwe dabey zehnmal ſo viel, als er unbillig gewinnet, falls es ihm nicht noch beliebt, ihren Acker nachzuholen, denn ſie kann nun ihren Acker nicht mehr beſtellen, und muß immer tiefer in Elend und Schulden gerathen. V. 9. nimmt er gar das Kind der Dürftigen zum Pfande, behält es alſo, wenn es nicht zu rechter Zeit eingelöſet wird, für ein ganz unproportionirtes Darlehn zum Leibeigenen.

Moſes unternimmt nicht dieſe auſſergerichtlichen Pfänder ganz abzuſchaffen, oder ſolche Verordnungen zu machen, als wir in unſern Rechten haben, daß das Pfand, es ſey gegeben unter welcher Verabredung es wolle, doch an den Meiſtbietenden verkauft werden, und der Schuldherr nur ſo viel vom Kaufpreis bekommen ſolle, als ſeine Foderung beträgt. Dieß ſind Erfindungen des mehr ausgearbeiteten Rechts erwachſener und reich gewordener Völker, die doch noch jetzt nicht in Uebung gebracht werden können, alſo auch nicht

viel

viel helfen. Bey einem armen Volk könnten ſie gar ſchädlich ſeyn, wenn es möglich wäre ſie in Uebung zu bringen, denn niemand würde Luſt haben, eine Kleinigkeit (und eben Kleinigkeiten hat der arme Borgende nöthig) auf Pfand zu leihen, wenn es ſo viel Umſtände macht, und der Weg, zur Bezahlung zu gelangen, nicht ganz kurz und einfach iſt, ſondern er erſt die Obrigkeit deshalb angehen muß. Eines andern Eigenthum in unſerm Hauſe zu verwahren, iſt ohnehin ſchon einige Beſchwerde: ſollen wir aber uns denn doch nicht ſelbſt daran bezahlt machen können, ſondern erſt klagen, ſo werden wir lieber die Kleinigkeit nicht verborgen. Auf die Art würde es dem Dürftigen ſchwer, oder unmöglich, ein Darlehn ſonderlich ein kleines, zu erhalten: und dieß iſt in einem armen Volk wol ein eben ſo groſſes Uebel als die Uebervortheilung bey Pfändern. Man wird es nun Moſi nicht Uebel nehmen, daß er dieſe noch jetzt mehr in Büchern ſtehende, als beobachtete, und vielleicht damals nicht erfundene Raffinements des Rechtes nicht in ſeinen Geſetzen hat: ſie hätten ſeinem Volk gefährlich ſeyn, und die Armuth aufs äuſſerſte drücken können. Er ließ Pfand im eigentlichen Verſtande Pfand bleiben, und erleichtert dadurch die Erhaltung des Darlehns: allein gegen einige der gröſſeſten Misbräuche des Pfandes machte er Geſetze.

Das eine verbot dem Gläubiger, in das Haus des Schuldners zu gehen, um das Pfand heraus zu holen. Er mußte drauſſen vor der Thür ſtehen bleiben, und erwarten, daß ihm das Pfand gebracht würde. 5 B. Moſ. XXIV, 10. 11. Wer in Noth, und des Darlehns ſehr bedürftig iſt, ſtehet in einer gar zu abhängigen Verhältnis gegen den Reichen, und iſt gegen ihn ſo demüthig, daß er ſich auch manches wider die Abrede und Billigkeit gefallen laſſen wird. Kann nun der Gläubiger ſelbſt in das Haus gehen, ſo wird er vielleicht das erſte das beſte, das er ſiehet, noch mitnehmen wollen, und vorgeben, das verabredete Pfand ſey nicht

hin-

hinlänglich, oder er wird ein anderes ihm in die Augen fallendes vortheilhafteres Pfand wählen: der andere Theil aber wird ſich nicht unterſtehen, viel dagegen zu reden. Dergleichen Fälle müſſen etwan vorgekommen ſeyn, und dieſes Geſetz veranlaſſet haben. Ich erinnere mich ſelbſt, dergleichen auf Univerſitäten von ſolchen die den Studirenden auf Pfand liehen, und zu ihnen auf die Stuben giengen, erlebt zu haben; und doch ſind ſelten unſere Studirende ſo ſubaltern und demüthig, als ein anderer Schuldner ſeyn wird.

Andere Geſetze verbieten, gewiſſe unentbehrliche Dinge zum Pfande zu nehmen, oder zu behalten, als

1) das Oberkleid der Armen, das ihnen zugleich des Nachts zum Bettuch dienete. 2 B. Moſ. XXII, 25. 26. 5 B. Moſ. XXVI, 12. 13. Dieſes ſoll, wenn man es auch zum Pfande angenommen hatte, vor Sonnen-Untergang wieder gegeben werden, denn ſagt Moſe, oder vielmehr GOtt durch Moſe, es iſt ſeine einzige Decke, darin er den bloſen Leib einwickelt. Worunter ſollte er alſo ſchlafen? wenn er es mir klaget, ſo werde ich ihn hören, denn ich bin barmherzig. Dieß Geſetz beſſer zu verſtehen, muß man wiſſen, daß das Oberkleid der Iſraeliten (Simla) ein groſſes viereckigtes Tuch war, ſo man um ſich ſchlug, und von den Armen auch des Nachts zur Bettdecke gebraucht ward. Shaw hat es unter ſeinem jetzigen Arabiſchen Namen Hike am beſten beſchrieben. (*) Dieß Tuch konnte man

(*) Reiſen durch die Barbarey, Naturgeſchichte Cap. *III.* ſiebenter Abſichnit, S. 196. der deutſchen Ueberſetzung, „Dieſe Hyken ſind gemeiniglich ſechs Ellen lang, und „fünf oder ſechs Fuß breit, und dienen den Kabylen „ſowohl als den Arabern zu einer vollkommenen Klei„dung" (dieß ſollte heiſſen, wenn ſie völlig gekleidet gehen

man bey Tage ablegen, und in der That iſt es im Gehen ſo beſchwerlich, daß der Arbeitende lieber ohne Oberkleid, und wie es mannigmal die Alten nennen, nacket iſt; allein des Nachts war es den Armen zur Decke unentbehrlich, wenn ſie nicht durch Verkältungen ihre Geſundheit verlieren ſollten. Die Nächte ſind ohehin in ſüdlichen Ländern des Sommers vorzüglich kalt.

In der Deutſchen Ueberſetzung der Bibel habe ich dieß Simla ſchlechterdings ein Bettuch genannt, weil ich kein Deutſches Wort fand, das Oberkleid und Bett-Tuch zugleich unter ſich begriffe: und noch an mehreren Orten wird man ſehen, daß es ein Tuch, und inſonderheit ein Bett-Tuch geweſen iſt, z. E. 1 B. Moſ. IX, 23. 2 B. Moſ. XII, 33. 5 B. Moſ. XXII, 17. Doch dieß gehört nicht hieher, ſondern zu §. 26. S. 44. meiner zwar eigentlich nur für meine Zuhörer geſchriebenen Antiquitäten, die ich aber doch, weil es verlangt wird, einem Buchführer zur nächſten Meſſe mitgeben will, und ſie alſo hier citiren darf.

2) Mühle, und Mühlſtein. 5 B. Moſ. XXIV, 6. Die Iſraeliten hatten ordentlich keine öffentlichen Waſſer- oder Windmühlen: zu den erſten würde es in den meiſten Gegenden am nöthigen Waſſer gemangelt haben: und die letzteren mochten noch wol nicht erfunden ſeyn. Jeder mußte alſo ſein Brodkorn in ſeinem eigenen Hauſe mahlen, und da-

---

hen wollen, es iſt der halben Kleidung d. i. dem Unterkleide entgegen geſetzt) „am Tage, und da ſie in ihrer „Kleidung ſchlafen, wie die Iſraeliten thaten, 5 B. „Moſ. *XXIV*, 13. ſo iſt es ihre Bedeckung bey Nacht- „zeit. Es iſt ein weites und beſchwerliches Gewand; „es verwirret ſich oft, und fällt auf den Boden, ſo „daß die Perſon, die es trägt, alle Augenblick gezwun- „gen iſt, es in die Höhe zu heben, und von neuem um „den Cörper zu wickeln.“ In der Engliſchen Ausgabe von 1757. ſtehet die Stelle S. 224.

dazu hatte er entweder eine Handmühle, oder eine etwas gröſſere, die von Eſeln gezogen ward. Eine ſolche Handmühle, oder der Mühlſtein von der gröſſern, war nun freilich ein zur geſchwinden Bezahlung ſehr zwingendes Pfand: allein der Schuldner, ſelbſt der nicht ganz arme, würde dadurch in eine, mit dem Darlehn in keiner Verhältniß ſtehende, Noth gekommen ſeyn, wenn er nicht zu rechter Zeit hätte bezahlen können. Er und ſein Haus hätten bey noch ſo vieler Frucht kein Brod gehabt.

Nach der Analogie dieſer Rechte würde freilich ein anderes ebenſo entbehrliches, oder noch unentbehrlicheres Unterpfand, z. E. das nöthige Geräthe zum Ackerbau, oder der Ochſe und Eſel mit dem man pflügte, eben ſo gut und noch viel mehr haben zurück gegeben werden müſſen. Man darf ſich aber nicht wundern, daß Moſes dieſe Exempel nicht nennet: er gab ſeine Geſetze in der Wüſte, ehe die Iſraeliten Ackerbau hatten, und ſetzte den damals vorkommenden Misbräuchen Verordnungen entgegen. Dabey iſt doch das Geſetz, 5 B. Moſ. XXIV, 12. 13. in ſo allgemeinen Ausdrücken abgefaſſet, daß man wol ſiehet, das Pfand, unter dem der Schuldner ſchlafen muß, werde nur zum Beyſpiel geſetzt, und man ſolle überhaupt vom Dürftigen kein Pfand behalten, deſſen Mangel ihn in eine ſehr groſſe Noth und Verlegenheit ſetze, wobey denn der Geſetzgeber verſpricht, GOtt werde die Zurückgabe des Pfandes als ein Almoſe anſehen. Das war ſie in der That, und dabey dem Gläubiger unſchädlich: denn er konnte ſich doch zuletzt bey geſchwinder Juſtitz an das ſämmtliche Vermögen des Schuldners, oder falls der kein Vermögen hatte, an ſeinen Leib halten, und ihn im Nichtbezahlungs Fall zum Knecht nehmen. Sicherheit genug gab ihm das Recht; nur mit dem einzigen Unterſchied, daß er ſich nicht ſelbſt bezahlt machen, ſondern klagen mußte. Dieß Wort klagen, klingt bey unſerer langſamen Juſtitz fürchterlich für den, der es thun ſoll: aber bey der ſchnellen Aſia-

tiſchen Juſtitz fallen alle dieſe Schreckbilder und Einwendungen weg.

§. 151.

Von Bürgſchaften.

Von Gutſagen und Bürgſchaften erinnere ich mich aus den Büchern Moſis nichts, deſto mehr aber aus den Sprichwörtern Salomons, der häufig davor zu warnen pflegt. Die Materie gehört alſo eigentlich nicht in das Moſaiſche Recht. Das heißt nicht, zu Moſis Zeit hat niemand gut geſagt, oder es wurden keine Gutſagen angenommen: ſondern, die Sache ward damals blos nach der natürlichen Billigkeit und einem Herkommen entſchieden, das Gutſagen war ſelten, und es entſtanden keine ſchweren Rechtshändel darüber, die eine Entſcheidung Moſis erfodert hätten; wir wiſſen daher nicht, was wegen der Bürgſchaften zu Moſis Zeit Rechtens war. Hingegen müſſen zu Salomons Zeit, da Gewerbe und Handlung auflebten, die Bürgſchaften häufiger, und das groſſe Unglück manches unüberlegenden Bürgen geworden ſeyn. Er ward nach eben der Strenge behandelt, als wenn er Selbſtſchuldner geweſen wäre, ſein Bette ward ihm, wenn er nicht bezahlen konnte, unter dem Leibe wegenommen. Sprichw. XXII, 27. Salomon, der ſelbſt als König Geſetze machen konnte, hielt ihn auch eben nicht für den viel Mitleiden oder Gunſt des Gerichts verdienenden guten moraliſchen Character. Was er dazu für Urſachen gehabt hat, gehöret nicht hierher, ſondern in die Moral. Freilich ſcheint der bereitwillige Gutſager für groſſe Summen, zwar der gefällige, aber nicht der im hohen Verſtande redliche Mann zu ſeyn: wer nicht alle Umſtände deſſen, für den er gut ſaget, genau kennet, oder gleich bey dem Gutſagen entſchloſſen iſt, die ganze Summe, für die er gutſaget, allenfalls als eine Almoſe an den Schuldner anzuſehen, und ohne Verdruß, für ihn zu be-

bezahlen, iſt im moraliſchen Verſtande ein Betrüger aus gutem Herzen, und im gemeinen Weſen ein ſehr ſchädlicher Mann. Doch dieß alles gehet mich hier nicht an, auch nicht die Gebräuche des Gutſagens, die vermuthlich in einem Geben der Hand (*) beſtanden haben: denn was wir vom Gutſachen wiſſen, iſt jünger als Moſe.

§. 152.

Von den Urſachen der Billigkeit der Zinſen, die man kennen muß, um Moſis Verbot der Zinſen richtig zu beurtheilen.

Zinſen von Iſraeliten zu nehmen, war nach Moſis Geſetzen unerlaubt, nicht, als wenn er die Zinſen an und für ſich verdammet hätte, denn er erlaubt ausdrücklich, ſie von Fremden zu nehmen, ſondern aus Gunſt gegen die Armen unter den Iſraeliten. (**) Um ſeine Geſetze hievon beſſer zu verſtehen und zu beurtheilen, muß man ſich der Gründe erinnern, auf denen die Billigkeit der Zinſen beruhet. Es ſind folgende.

1) Die Gefahr, das Capital zu verlieren, welche Gefahr, und der wirkliche Verluſt einiger Capitalien,

(*) Sprichwörter *VI*, 1-4. Es ſcheint, daß die Hand nicht dem Gläubiger, ſondern dem Schuldner, für den man gut ſagte, in Gegenwart des Gläubigers gegeben iſt. Denn Salomon warnt, man ſolle dem Fremden die Hand nicht geben, d. i. nicht für den Unbekannten gut ſagen, und erinnert den, dem man die Hand gegeben hat, und in deſſen Hand man nun iſt, zu drängen, daß er bezahle, folglich hatte man ſie dem Schuldner gegeben.

(**) Was ich hier von den Zinſen ſchreibe, findet man zum Theil vollſtändiger in meiner Diſſertation *de mente ac ratione legis Moſaicae uſuram prohibentis*, der erſten, die ich hier zu Göttingen am 30ten October 1745. gehalten habe. Sie iſt vollſtändiger im zweyten Theil meines *Syntagma commentationum* abgedruckt, wo ich ſie nachzuleſen bitte.

lien, billig durch einen Vortheil compenſirt werden muß.

Dieſer Grund der Billigkeit trit nicht bey jedwedem Darlehn ein; denn bisweilen iſt bey dem Ausleihen nicht die mindeſte Gefahr, z. E. wenn wir das Pfand in Händen haben, und kein Recht verbietet, es uns im Nichtbezahlungsfall ſogleich zuzueignen. Gemeiniglich pflegt auch dieſe Gefahr des Verluſtes die Zinſen nur zu erhöhen: wo 5 Procent nach den Geſetzen erlaubt ſind, wird man bey völliger Sicherheit ſein Capital gern auf 4 oder 3 1/2 Procent hinleihen, und wenn die Sicherheit ſo groß iſt, daß man es auf ſtündliche Warnung wieder bekommen kann, wol für 3 oder 2 1/2 Procent. Wo hingegen die Gefahr groß iſt, wird man auch nicht für die geſetzmäſigen 5 oder 6 Procent leihen wollen, ſondern das Darlehn gar abſchlagen, wenn man nicht gewiſſenlos genug iſt, ſich durch geſetzwidrige höhere Zinſen dafür bezahlt zu machen.

2) Der Vortheil, den der Borgende von unſerm Capital hat. Wenn der Kaufmann mit unſern hundert Thalern 30. oder wol gar andere 100. Rthlr. gewinnen kann, ſo muß er freilich ſeine Mühe und Geſchicklichkeit anwenden, allein beyde würden ihm nichts einbringen, falls er unſer Geld nicht hätte. Iſt es nun hart, oder unbillig, wenn er uns von ſeinem Gewinſt einen Theil abgeben muß? Die in Geſetzen erlaubten fünf oder ſechs Procent ſind noch dazu nur ein ſehr geringer!

Man ſiehet wiederum leicht, daß dieſer Grund nicht auf alle Darlehne gilt, denn oft will der Erborgende nichts mit dem Gelde gewinnen, ſondern nur eine Noth abwenden, Brodtkorn kaufen, ſich Kleidung anſchaffen, (ſo der Arme) oder ſich ein Vergnügen, es ſey ein erlaubtes oder unerlaubtes, machen, oder andere dringende Schulden bezahlen. Meiſtentheils trit er nur denn ein, wenn der Reiche, der ein guter Hauswirth iſt, oder einer, der das Geld zu ſeinem Gewerbe an-

wen

wendet, ſonderlich der Kaufmann, oder der liegende Gründe ankaufen will, von uns borget.

So lange man blos an dieſe beyden Vertheidigungen der Zinſen denkt, (und das thun oft die, die von Zinſen ſchreiben) wird noch immer eine groſſe Lücke bleiben: allein nun folgt das wichtigſte und allgemeinſte:

3) Der Vortheil, den wir ſelbſt von unſerm Capital haben könnten, wenn wir es in unſerer Gewalt behielten, muß uns billig von dem Borgenden vergütet werden.

Ich will hier nicht von dem Vortheil reden, den ein Kaufmann von ſeinem Capital haben kann; der iſt ſo groß, daß ihn ſchwerlich ein Schuldner vergüten wollen wird, und darum leihet auch der Kaufmann nicht leicht Capitalien aus: ſondern blos von dem mittelmäſſigen, den aber ordentlich bey uns ein jeder haben kann. Von Zeit zu Zeit kommen Grundſtücke zu Kauſe, wer Geld liegen hat, kann ſie ankaufen, und von ihnen eine ſehr ſichere jährliche Revenüe haben. Geſetzt, dieſe betrüge bey Verpachtung des Grundſtücks auch nur 2 oder 3 Procent, (der gute Hauswirth, der ſie ſelbſt adminiſtrirt, kann gemeiniglich auch für ſeine Mühe etwas haben, und ein oder zwey Procent mehr herausbringen, als das Pachtgelt) ſo iſt es doch wol ſehr vernünftig und billig, daß der andere Zinſen giebt, und noch wol etwas mehr, als ein für das Capital zu erkaufendes Grundſtück Pacht thut, weil es doch immer vortheilhafter und ſicherer iſt, ſein Capital zu drey Procent an ein Grundſtück zu wenden, als zu vier Procent zu verleihen. Geſetzt, der Anleihende kann mit dem Darlehn nichts erwerben, er iſt arm, und will Brodt und Kleidung dafür kaufen, oder er muß Spielſchulden damit bezahlen, ſo ändert dieß die Billigkeit der Zinſe nicht, denn der Gläubiger konnte etwas mit dem Gelde erwerben.

§. 153.

Namen der Zinſen und des Wucherers: Eintheilung in Geld- und Frucht-Zinſen, und Anmerkung über die letzteren.

Moſes theilt die Zinſe, die er unter den Iſraeliten verbietet, 3 B. Moſ. XXV, 37. in zwey Gattungen ein,

1) Geldzinſe, die er Neſchech nennet, wiewohl dieſer Name auch bisweilen weitläuftiger gebraucht wird. Um die Abſtammung des Worts, die blos zur Philologie gehöret, werden ſich meine meiſten Leſer nicht bekümmern, und mir vermuthlich danken, wenn ich ſie mit Etymologien, die zweifelhaft ſind, und aus denen am Ende nichts zur Aufklärung der Sache dienliches herauskommt, verſchone: allenfalls werden ſie, wenn ſie curieuſer ſind, als ich ſie mir vorſtelle, in meiner Diſſertation de mente & ratione legis Moſaicae uſuram prohibentis etwas davon finden. (*)

2) Zinſe für Naturalien, z. E. für Speiſe: Marbith, oder Tharbith, d. i. Vermehrung.

Von dieſer Art der Zinſe muß ich beſonders reden, weil gegen ihr Verbot ein überaus ſcheinbarer, alles im 152 §. geſagte weit überſteigender Einwurf gemacht werden könnte. Der Gläubiger ſcheint, auf den erſten Blick, gar zu ſehr zu leiden, wenn Fruchtzinſe verboten wird: denn wenn er einen Monat vor der Ernte alte ausgetrocknete Frucht herleihet, und gleich nach der Ernte oder Dröſchzeit in friſcher Frucht bezahlt wird, ſo erhält er weit weniger wieder, als er vorgeliehen hatte: der Scheffel, oder das Pfund der friſchen Frucht wird, nachdem es einige Monat gelegen hat, und auch ausgetrocknet iſt, keinen vollen Scheffel oder Pfund

(*) Syntagma Commentationum P. II. S. 9.

Pfund ausmachen. Dieß iſt eine Sache, die jeder Bauer, und in der Stadt jede auf die Haushaltung Acht gebende Hausfrau weiß.

Noch weiter: der Peis des Korns iſt faſt in jedem Jahre verſchieden. Fiele er nun, welches in hundert Jahren vermuthlich funfzigmal geſchehen wird, ſo wie er etwan die andern funfzigmahle ſteiget, ſo hat ja der Verleiher Schaden, und den ſollte billig nicht Er, ſondern der, dem die Wohlthat des Darlehns erzeiget iſt, der Schuldner, tragen, oder, weil die Berechnung zu verworren ſeyn würde, durch Zinſen erſetzen.

In der That ſcheinen dieſe Betrachtungen bey den Römiſchen Juriſten gegolten zu haben, die einen höheren Fruchtzins als Geldzins erlaubten. Die eine Urſache, nemlich der ungewiſſe Preis wird ausdrücklich L. 23. C. de uſuris, angeführet: oleo quidem, vel quibuscunque fructibus mutuo datis incerti pretii ratio additamenta uſurarum ejusdem materiae ſuaſit admitti. Conſtantin ſetzte den Fruchtzins auf 50 Procent (*): Juſtinian den Geldzins auf 6, und den Fruchtzins auf 12, oder nachher auf 12 1/2 Procent: und jeder Kenner des Hausweſens muß geſtehen, daß es Fälle giebt, in denen der Fruchtausleiher bey 12 1/2, ja ſogar bey 50. Procent, noch Schaden hat, weil er weniger am Werth wiederbekommt, als er ausgeliehen hatte.

Und dennoch iſt gewiß, daß, wenn nur der Gläubiger die erſten Sätze der Haushaltungskunſt ſo weit verſtehet, die Zeit der Wiedererſtattung vernünftig zu bedingen, kein Darlehn mehr ohne Schaden, ja ſogar mit Vortheil des Gläubigers, zinsfrey gegeben werden kann, als das Frucht-Darlehn, folglich, daß bey keinem Darlehn die Zinſen mit ſolcher Billigkeit unterſagt werden können, als bey dieſem, wenn nur anders die

(*) *Codex Theodoſ. l. II. Tit. 33. de uſuris:* für zwey Scheffel ſollen drey wieder bedungen werden können.

Juſtitz geſchwind genug iſt, und um keinen Monat, oder vielmehr um keine Woche verſpätet wird.

Das iſt unſtreitig, daß, wer mir heute, (ich ſchreibe es am 8ten Julii) Korn, es ſey nach Pfunden oder Scheffeln vorſtrecket, mit dem Beding, es ihm nach der Ernte wieder zu geben, caeteris paribus (*) verlieret: denn das Korn, das er mir leihet, iſt trocken, und giebt mehr Mehl, das hingegen, das ich wiedergeben ſoll, iſt friſch, giebt weniger Mehl, und wird am 8ten Julii des folgenden Jahres ſchon viel an Gewicht und Maaſe verlohren haben, alſo weniger ſeyn, als er mir liehe. Der vom Korn nicht die erſten Haushaltungsgrundſätze wiſſende, oder auch, der nicht rechnen könnende, vielleicht ſelbſt der groſſe Rechtsgelehrte, der ſich mit ſolchen Darlehnen abgäbe, würde verlieren, und, ohne zu wiſſen, woran es läge, jährlich durch ſie ärmer werden Allein der Haushalter würde klüger ſeyn; und einem aus lauter Ackerleuten beſtehenden Volk gab Moſes ſeine Geſetze. Das Austrocknen der Frucht, den Verluſt an Pfund und Scheffel, oder wie er es ſonſt nennet, würde er kennen, und, wenn er eines Haushalters Sohn wäre, ſchon ſo oft in

(*) Dieß, *caeteris paribus*, iſt freilich nothwendig, denn ſelbſt das Jahr, in welchem ich ſchreibe, dieß Jahr 1772. macht, ungeachtet der Fruchtpreis ſehr hoch iſt, und wahrſcheinlicher Weiſe nach der Ernte fallen muß, eine Ausnahme. Der Rocken von der vorigen Ernte iſt ſo überaus ſchlecht oder flieſſend, und giebt ein ſo naſſes unangenehmes Brod, daß, wer etwan davon Vorrath liegen hätte, ihn mit Vortheil hingeben, und dafür das beſſer erwartete Getreide der nächſtbevorſtehenden Ernte wiedernehmen könnte. Nur alsdenn würde er Schaden haben, wenn der Fruchtpreis nach der Ernte ſehr fiele; thäte er aber das nicht, ſo würde ihm wirklich ein Scheffel friſches Getreide der bevorſtehenden Ernte beſſer ſeyn, als ein Scheffel altes, aber dabey flieſſendes Rockens. Er handelt, wenn er mir jetzt Korn leihet, und es nach der Ernte wieder haben will, auf Speculation.

in ſeiner Kindheit davon gehört haben, daß er es beynahe für eine angebohrne Erkenntniß halten möchte. Derjenige wird alſo freilich Schaden leiden, der die Haushaltung nicht verſtehet, ſelbſt der, Geſetze projectirende, oder über die ihm unbekannte Oeconomie ein Urtheil abfaſſende Juriſte: allein der gute Hauswirth hat weiter nichts nöthig, als, zu bedingen, daß ihm die Frucht in eben dem Monat des folgenden Jahrs in gleicher Güte wieder gegeben werde, in dem er ſie ausgeliehen hat, alſo etwan am 8ten Julii, um bey dem vorhin genannten Exempel zu bleiben. Iſt dieß einbedungen, ſo hat er nicht nur keinen Schaden, ſondern, falls er etwan aufſchütten wollte, um künftig einmal theuer zu verkaufen, einen ganz ausnehmenden Vortheil. Den Platz auf den Kornboden, und Leute zum Umſtechen des verliehenen Korns hat er nicht nöthig; es trocknet ihm nicht zuſammen, und verliert nicht an Maas und Gewicht; durch Mäuſefraß, Kornwurm und Diebſtahl geht ihm nichts verlohren; und ohne alle Unkoſten hat er im folgenden Jahre noch eben ſo viel Korn, als er jetzt ausleihet, da er ſonſt, bey Anwendung mancher Unkoſten, doch wenigſtens den zwanzigſten Theil weniger haben würde. Dieß Darlehn trägt alſo, wenn es vorſichtig eingerichtet wird, ſeine Zinſen von ſelbſt, und deſto eher kann hier der Geſetzgeber recht das Gegentheil der Römiſchen, ſelten in Getreide-Sachen guten, Geſetze thun, und alle Fruchtzinſe verbieten. Nur muß er auch alsdenn die geſchwinde Aſiatiſche Gerechtigkeit üben, daß das Korn wirklich in dem bedungenen Monat wieder gegeben wird. (*)

Der eigentliche, ein gewiſſes Procent bedeutende Name, Zinſen, Centeſimae, kommt nicht in Moſe, ſondern erſt nach der Babyloniſchen Gefangenſchaft in der Geſchichte Nehemiä vor, da die Wucherer den Hundert-

(*) Diſſ. de mente ac ratione legis Moſaicae uſuram prohibentis §. VII.

dertſten von Geld, Frucht, Wein und Oel, (ob monatlich, oder jährlich, einen oder mehrere, ſagt Nehemias nicht,) genommen hatten. Nehem. V, 11.

Wer auf Zinſen ausleihet, der heißt im Hebräiſchen Recht Noſcheh. (*) Eigentlich bedeutet das Wort einen, der auf lange Zeit leihet; dieß thut man gemeiniglich nicht aus bloſer Freundſchaft, ſondern man wird ſein Geld bald wieder haben, und nur aus der Noth helfen wollen; wer hingegen vom Geldverleihen lebet, und Zinſe genießt, wird ſein Capital auf lange austhun. Wem dieß nicht genug iſt, der wird noch einiges philologiſche in der mehrmals angeführten Diſſertation de lege Moſaica uſuras prohibente, §. 6. finden.

§. 154.

Moſe erlaubt, Zinſen von Fremden, verbietet ſie aber, in ſeinen erſten Geſetzen, von armen Iſraeliten, und in den letzten 40. Jahren ſpäter gegebenen, überhaupt von Iſraeliten zu nehmen.

Von Fremden Zinſen zu nehmen, hat Moſes nicht nur nirgend verboten, ſondern es auch ausdrücklich erlaubet. 5 B. Moſ. XXIII, 21. Hieraus iſt klar, einmal, daß er nicht unbillige Juden-Zinſen verſtehet, wenn er von Zinſen redet, ſondern alle Zinſen überhaupt: zum andern, daß er die Zinſen nicht für etwas an und vor ſich ſelbſt böſes und ungerechtes ausgeben wolle.

Hingegen hat er zur Gunſt der Iſraeliten drey Verordnungen gegen die Zinſen, die nicht, wie man gemei-

(*) Wechsler habe ich es in der Deutſchen Bibel-Ueberſetzung gegeben, weil es dieſem Begrif am nächſten kommt, auch wirklich von Dr. Luther ſchon Matth. *XXV*, 27. ſo gebraucht iſt. Wucherer lautete ſchon zu unangenehm, und wollte ſich zu 2 B. Moſ. *XXII*, 24. nicht recht ſchicken.

meiniglich denkt, einerley ſagen, ſondern unter denen die letzte noch merklich weiter gehet, als die beyden erſte: dieſe ſind im erſten Jahr nach dem Ausgang aus Aegypten, die letzte aber iſt im elften Monat des vierzigſten Jahrs gemacht.

In dem erſten Geſetz, 2 B. Moſ. XXII, 24. wird blos von armen Jſraeliten geredet, und verboten, Zinſe von ihnen zu nehmen. Im zweyten, 3 B. Moſ. XXV. 35 • 37. iſt auch noch blos von verarmten Jſraeliten die Rede, und ſie ſtehen zwiſchen denen, die Haus oder Acker hatten verkaufen müſſen, und die aus Armuth zu Leibeigenen verkauft werden, in der Mitte. Das einzige wird noch deutlicher ausgedrückt, daß nicht allein keine Geldzinſe, ſondern auch keine für Speiſe, alſo keine Fruchtzinſe, genommen werden darf.

So lange war nun noch kein Verbot vorhanden, das heißt, es war erlaubt, von einem bemittelten Jſraeliten Zinſe zu nehmen; wie groß dieſe ſeyn ſollte, war durch kein Geſetz beſtimmt, ſondern der Verabredung des Gläubigers mit dem Schuldner überlaſſen. Ein ſolch Geſetz kann einige Jahr lang ſeine Wirkung thun, ſonderlich wenn das Volk noch ehrlich und nicht zu Chicanen gewöhnt iſt: allein auf immer kann es nicht ſo bleiben, ohne ſich gleichſam ſelbſt zu vernichten. Wer iſt arm? und wer reich? Die Frage iſt in der That ſchwer auszumachen; manche, die bey uns für arm geſchätzt werden, und Wohlthaten aus der Allmoſenkaſſe genieſſen, möchten zu Moſis Zeit reich geheiſſen haben: denn ein eben aus der Dienſtbarkeit kommendes, im armen Arabien herum irrendes Volk kann nicht viel haben; der kleine Hausrath unſerer Armen, ihre im kältern Himmelsſtrich nöthigen mehreren Kleider, ihre Abwechſelung in der Wäſche, würde ihm ſchon ein Luxus ſeyn. — Und geſetzt, um eben die Zeit, da ein Armer borgen will, meldet ſich auch ein Reicher, der Zinſe geben kann, um das Capital: nicht wahr, in dieſem Fall kann man es doch dem Verleihenden nicht übel nehmen, wenn er den reichen Schuldner vorziehet?

Hätte ja der Arme das Darlehn ſchlechterdings nöthig, ſo würde er der Rechtswohlthat entſagen, und wegen des ganz beſondern Umſtandes Zinſe verſprechen müſſen. Die Sache ſiehet bisher noch ſo billig aus, daß wenigſtens die Hälfte der Richter die Entſagung für gültig erkennen, und auf Zinſe ſprechen wird. Allein nun kommt die Chicane dazu. Wer Geld zu verborgen hat, lernt mit der Zeit ſeinen Vortheil zu gut kennen: wenn ſich der Arme meldet, ſo erdichtet er gleich einen Reichen, der das Capital gern haben wolle, (er iſt, das verſteht ſich, zu discret, ihn zu nennen) und erzwinget dadurch von dem Armen die Entſagung. Geſetzt aber, die Gerichte hielten dieſe Entſagungen für ungültig, oder der Geſetzgeber erklärte ſie davor, ſo wird ein neuer Betrug entſtehen, der ärger iſt, als der vorige. Man wird dem Armen ſchlechterdings das Darlehn abſchlagen, und den Vorwand nicht verſchweigen, es ſeyn viel Reiche da, die ſich um ein Darlehn bemüheten, und Zinſe geben dürften. Weiter läßt man ſich nicht ein, und wenn ſie ſich erbieten, ihrem Recht zu entſagen, ſo antwortet man ihnen, ein Armer könne das nicht thun, oder macht ſich noch beſſer ein Gewiſſen, dem Armen wider die Geſetze auf Zinſe zu borgen. Nunmehr wird der Arme ſchon errathen, was er zu thun hat, wenn er nicht abgewieſen werden will. Er läßt ſich ſeine Armuth nicht merken, ſondern giebt ſich für bemittelt aus: der Vorleihende findet, wenn er nur durch Pfand oder ſonſt Sicherheit genug hat, nicht eben nöthig, ſich um ſeine Umſtände weiter zu bekümmern, ſondern glaubt ihm auf ſein Wort und ehrliches Geſicht, daß er ganz gut ſteht. Inter bonos bene agier oportet. Er nimmt alſo Zinſe. Unter zehnmalen kommt die Sache ſchwerlich Einmal vor Gericht, denn der Arme ſchämt ſich auch ſeiner Armuth und Lüge, (wer das letzte nicht thäte, wäre ſchon von Profeßion ein Betrüger) oder weiß nicht, wie er ſich helfen ſoll. Geſetzt aber, es muß geklaget werden, ſo ſagt der Gläubiger: der Arme hat mich betrogen, ich hatte

um die Zeit Gelegenheit genug, mein Geld an Reiche, die es verzinſen wollten und durften, zu leihen, er belog mich, und ſagte, er ſey reich, ſonſt würde ich ihm mein Geld nicht gegeben haben: nicht der ehrliche Mann, ſondern der Betrüger, muß den Schaden des Betruges tragen; er muß mich alſo wegen der Zinſen, die ich nach den Geſetzen hätte bekommen können, ſchadlos halten, d. i. ſelbſt die Zinſen geben, oder vielmehr, da ich ſie ſchon wöchentlich oder monatlich erhalten habe, ſie nicht von dem Capital, auf deſſen Wiederbezahlung ich jetzt klage, abziehen dürfen. Iſt die Chicane ſo noch nicht geſichert genug, ſo wird der Gläubiger von dem borgenden Armen verlangen, daß er Zeugen ſeines Wohlſtandes bringt, (aus Mitleiden werden ihm Freunde dieſen Dienſt eines falſchen Zeugniſſes erweiſen) oder, daß er ſchriftlich in die Verſchreibung einrückt, er ſey in guten Glücksumſtänden, und borge nur, um ſein Gewerbe lebhafter betreiben zu können, ohngefähr wie jetzt mancher, der zu Liebes-Affarien, oder Spielſchulzu bezahlen, borget, in der Obligation bekennet, das Darlehn in ſeinen wahren Nutzen verwenden zu wollen.

Ein ſolcher Misbrauch mußte den Geſetzgeber früh oder ſpät nöthigen, entweder ſein Geſetz unnütz werden zu laſſen, oder die Zinſen ohne Unterſcheid zwiſchen Armen und Reichen Schuldnern zu verbieten. Dieß letzte thut Moſes, da er im vierzigſten Jahre nach dem Auszug aus Aegypteen von neuem Geſetze giebt: er läßt es erlaubt bleiben, oder vielmehr er erlaubt ausdrücklich, von fremden Zinſen zu nehmen, allein unter Iſraeliten gegen einander verbietet er alle, es ſeyn Geld- oder Frucht-Zinſen, oder wie ſie ſonſt Namen haben mögen, ſchlechterdings: und nach dieſem Geſetz wird in den Pſalmen und Propheten (*) der, ſo ſein Geld auf Zinſen ausleihet, als ein Ungerechter, und eben

(*) Pſalm *XV*, 5. Ezechiel *XVIII*, 8. 13. 17.

eben ſo angeſehen, wie bey uns der Wucherer, der allzuhohe und verbotene Zinſen nimmt.

§. 155.

Beſondere Umſtände des Iſraelitiſchen Staats, die dieß Verbot der Zinſen billiger machten, als es bey uns ſeyn würde, oder es politiſch anriethen.

Ein ſolches Verbot der Zinſen würde freilich in unſern Zeiten und Vaterlande unbillig gegen die Verleihenden, hart gegen die eine Hälfte der Bürger, die keine liegende Gründe hat, und für Handel und Wandel verderblich ſeyn. Unter allen Ueberbleibſeln alter Rechte ſollte es ſchwer fallen, ein bey unſerer jetzigen Einrichtung thörichters und ſchädlicheres Geſetz auszuſuchen: aber für einen Staat, wie Moſe ihn bildete, und vielleicht für ihn allein, ſchickte es ſich. Denn obgleich mehrere alte Geſetzgeber wider die Zinſe ſind, und es ſeyn mußten, weil die Zinſe ein in ſeinem Anfang armes Volk ſehr drücket, ſo findet ſich doch immer bey ihrem Verbot der Zinſe ein Abſurdum, das bey Moſis Einrichtung völlig wegfällt.

Erſt von der Billigkeit der Sache zu reden, ſo leiden die drey Gründe, die ich im 152ſten §. für die Billigkeit der Zinſe anführte, im Moſaiſchen Staat eine groſſe Abänderung. Denn

1) durch die geſchwinde Aſiatiſche Juſtitz, und durch die beyden Umſtände, daß ordentlich jeder Iſraelitiſche Schuldner angeſeſſen war, und man ſich an des unangeſeſſenen Schuldners Leib, Frau und Kinder halten, und ſie zu Gelde machen könnte, war die Gefahr beym Darlehn ſehr vermindert. Wo ſo viel Sicherheit iſt, da muß man doch ordentlich die Billigkeit der Zinſen nicht auf die Gefahr des Verluſts des Capitals gründen, denn ganz ohne Gefahr war es auch in unſerm Hauſe nicht,

nicht, und wenn wir es des Nachts mit zu Bette nähmen, und unter unſer Kopfküſſen legten. Der Schuldner mochte noch ſo arm ſeyn, ſo hatte man doch bey ihm mehr Sicherheit, als man in manchen Gegenden unſeres Vaterlandes, z. E. hier im Hannöveriſchen, bey dem allerreichſten, und zwar dieß noch dazu durch gerichtliche Hypothek auf liegende Gründe von 100, oder 1000mal grösſerem Werth erlangen kann: denn der lange Proceß, und das beneficium taxationis oder competentiæ macht doch, daß 30 Gulden, die ich auf ein 10000 Rthlr. koſtendes Haus, oder auf ein adeliches Gut von 100000 Rthlr. leihe, mir bey weitem nicht ſo ſicher ſind, als dreiſſig Silberlinge, die ein Iſraelite dem ärmſten, nur noch ſeinen väterlichen Acker allenfalls von Einem Morgen, und dabey zehn Kinder habenden Iſraeliten liehe.

2) Der zweyte Grund fiel bey dem Armen, der borgete, weg; und Moſe ſtellet ſich ordentlich nur Arme als Borgende vor.

Freilich bey dem Reichen war die Sache anders, und weil der mit dem Darlehn gewinnen konnte, ſo blieb nach den Geſetzen des erſten Jahrs unverwehrt, von ihm Zinſen zu nehmen, allein er mußte mit der Zeit verboten werden, weil ſonſt die Armen nie ein Darlehn hätten bekommen können. Am Ende iſt es nur ein ſehr geringer, nur der unterſte Grad der Billigkeit, daß ich von dem Vortheil etwas abhaben ſoll, den ein anderer, ohne allen meinen Schaden, mit meinem Gelde macht. Ich fodre ihn doch nicht von dem Lichte, das er bey meinem Lichte anzündet, und denn dabey arbeitet und Geld verdienet: man kann alſo auch hier denken, wer Geld, das er liegen hat und eben um die Zeit nicht braucht oder brauchen kann, an einen andern verleihet, ohne ſonſt die mindeſte Mühe und Gefahr zu übernehmen,

Quaſi lumen de ſuo lumine accendat, facit,

und

und kann es wol, wenn der Staat oder Geſetzgeber es anderer Urſachen wegen gut findet, unentgeltlich thun. — Ich habe doch in meinem Leben ſo manches Buch von einem Gelehrten geliehen, und keinem iſt es eingefallen, Zinſe dafür zu fodern, ungeachtet er glaubte, ich würde Vortheil daran haben.

3) Die allerwichtigſte und allgemeinſte Abänderung macht die dritte Vertheidigung der Zinſen. Bey uns kann immer ein jeder ſein Geld an liegende Gründe wenden, die ihm eine zwar mäſige aber ſichere Zinſe tragen: allein bey den Hebräern waren keine liegende Gründe, ſondern blos Ernten, zu Kaufe; dieß ändert die Sache ganz, und macht bey Moſe billig, was nach unſerer Einrichtung ſogleich als Thorheit und Unbilligkeit in die Augen fällt. Man ſtelle ſich nur einmal vor: Sempronius hat etwas Geld erübriget, und denkt es an einen Acker zu wenden: nun kommt Titius, und will das Geld von ihm borgen, (vielleicht gar, um einen Acker zu kaufen, den Sempronius kaufen könnte,) kann man nun wol eine unbilligere und unvernünftigere Foderung dichten, als daß Sempronius das Geld ohne Zinſen herleihen ſoll, das ihm und ſeinen Nachkommen an einen Acker angelegt jährlich drey Procent gebracht, und noch darüber, falls ſie den Acker ſelbſt baueten, ihren Tagelohn und Arbeit bezahlt, alſo ſie unterhalten haben würde? Dieſer Fall, daß man für ſein Geld liegende Gründe kaufen will, iſt bey uns der gewöhnliche, nach dem Moſaiſchen Rechte aber konnte er gar nicht entſtehen.

Man wird hieraus ſehen, wie thöricht es ſeyn würde, das Moſaiſche Zinſenverbot Chriſten bey ganz anderer Einrichtung aufzudringen. Sollte es bey einem Volk nicht unvernünftig ſeyn, ſo müßte erſt die Unveräuſſerlichkeit der Aecker eingeführet werden: und dieß kann wieder nicht ohne die gröſſeſte Unbilligkeit geſchehen, wenn nicht jeder zum Volk gehöriger ſeinen eigenen

nen Acker hat. Wo Moſis Zinſengeſetz gelten ſoll, da muß man vorher Moſis Ackergeſetze haben: und die können nie ohne Unbilligkeit eingeführt werden, als in dem Fall, wenn ein Volk auf einmal ein ganzes Land einnimmt, die vorigen Einwohner vertreibt, und alle Aecker gleich unter ſich theilet. Hätte man dieſen Zuſammenhang der Geſetze gekannt, ſo würden nie kirchliche Rechte aus Moſe den Haß der Zinſen angenommen, oder ununterrichtete, aber dabey ehrliche Chriſten ſich über das Nehmen der Zinſen ein Gewiſſen gemacht haben.

Hierzu kommt noch eine andere, ebenfalls von den Ackergeſetzten Moſis hergenommene, Betrachtung. Bey uns ſind die einigermaſſen Begüterten von zweyerley Art: einige haben liegende Gründe, anderer Vermögen beſtehet in Gelde, oder wie man ſagt, wenn des Geldes viel iſt, in Capitalien: the landed Intereſt, und, the mony'ed intereſt, ſind die Namen in England, wo häufiger, als bey uns, von dieſem Unterſchied geredet wird. Beyde Gattungen von Bürgern ſollen billig nicht ſo gar ungleich ſeyn, oder doch wenigſtens beyde beſtehen können: allein ein Verbot der Zinſen würde bey uns zwiſchen ihnen eine ganz unerträgliche Ungleichheit machen: die einen könnten von den Aufkünften ihres Eigenthums leben, die andern müßten ihr Capital verzehren, und von Jahren zu Jahren ärmer werden, auch wol gar an den Bettelſtab kommen. Die Härte des Unterſcheids wird noch ſichtbarer, wenn man nicht blos an die, die ſelbſt etwas mit ihrer Arbeit erwerben könen, ſondern an ihre Wittwen und Waiſen denkt: des Angeſeſſenen Seine können von ihrem Acker leben, und vermiſſen wol kaum ihren Vater: die andern müſſen ihr Capital aufzehren, und vielleicht, ehe ſie noch ſelbſt etwas erwerben können, in die äuſſerſte Armuth verfallen, wenn der Nachlaß nicht groß war. Man ſtelle ſich nur in den Platz eines Vormundes von Waiſen, denen der Vater blos Geld hinterlaſſen hat, und überlege, was

man anfangen will, ſo bald dieß Geld nicht auf Zinſen gethan werden könnte? Dieſer ganze Unterſchied fiel im Moſaiſchen Staat weg, denn alle waren angeſeſſen, und jeder hinterließ ſeinen Kindern einen Acker, der nicht auf ewig veräuſſert werden konnte.

Eben dieß Ackergeſetz beugete zugleich einer Chicane vor, durch welche bey uns, die wir Aecker auf ewig verkaufen können, ein Verbot der Zinſen nicht blos unkräftig, ſondern auch die beſte Gelegenheit zur Uebervortheilung deſſen, der eines Darlehns bedarf, werden würde. Der Wucherer, der gewinnen, und recht unmäſſig gewinnen wollte, würde das Geſetz heilig beobachten, nicht auf Zinſe zu leihen, er würde aber dafür dem Angeſeſſenen ſagen, er ſeye erbötig, ſeinen Acker zu kaufen, und das würde ſich dieſer unter dem Recht des Wiederkaufs auf einen gewiſſen Termin gefallen laſſen. Der Preis würde etwan ſeyn, nicht, wie viel der Acker wirklich werth iſt, ſondern wie viel er Zinſen bringt: alſo, wenn etwan beyde Theile auf 6 Procent übereinkämen, ſo würde der Acker, der 60. Rthlr. Pacht geben kann, für 1000. Rthlr. verkauft werden, ungeachtet er bey uns 2000. Rthlr. geſchätzet wird. Dieſer Acker brächte alſo dem Hergeber des Geldes ſeine Zinſen, und ſo wäre ſchon das Geſetz eludirt: und wenn er zur Wiedereinlöſungszeit aus Mangel des Geldes nicht eingelöſet werden könnte, ſo wäre er verfallen, und der Scheinkäufer behielte ihn für halben Preis. Was ich hier ſchreibe, iſt nicht etwan blos eine mögliche Chicane, ſie iſt wirklich in Schottland üblich. Das Kirchenrecht verbietet dort, oder (falls ſich etwan die Sache jetzt geändert haben ſollte) verbot doch ſonſt, Zinſen zu nehmen, vermuthlich, weil es Moſis Zinſenverbot für ein Stück des Moralgeſetzes anſahe: man erdachte aber das ſogenannte proper Wedſett, das iſt, man verkaufte ein Stück Land wiederkäufliich, und dabey ſtand der in einen Käufer umgeſchaffene Gläubiger ſehr gut, denn er war nicht ſchuldig, das zu berechnen, was das Land mehr als die im bürgerlichen Recht geſtatteten

ten, oder ſonſt gewöhnlichen Zinſen abwarf. (*) Dieſe Chicane konnte gegen Moſis Geſetz nie gemacht werden, weil keine Aecker ſondern blos Ernten der Aecker verkauft werden durften.

In den Geſetzen mehrerer alter Völker iſt der Haß gegen die Zinſen, über die ſich bey uns niemand beklaget, ſichtbar: die Sache iſt auch nicht zu verwundern; je weiter wir zu dem Urſprunge der Völker hinaufſteigen, deſto ärmer, und von Handlung entfernter, finden wir ſie gemeiniglich. Wo dieß der Fall iſt, da borget man nicht, um zu gewinnen, ſondern aus Armuth, und um ſich die nöthigſten Lebensmittel zu verſchaffen; und denn muß es freilich ſehr druckend ſeyn, mehr, wieder zu geben, als man bekommen hat. Der Schuldner wird hiedurch alles das Seinige, wol gar ſeinen Leib und Freyheit verlieren. Wenn dieß Unglück allgemeiner wird, ſo wird die Geſetzgebende Gewalt ſehen, daß der Staat bey dem Verluſt ſo vieler Ackerleute, und freyen Bürger, die das Vaterland mit dem Degen vertheidigen konnten, ſehr einbüſſet; oder ein Auflauf des Volks, deſſen gröſſeſter Haufen nun ſchon aus Verſchuldeten beſtehet, wird ſie zwingen, auf dieſe gemeine Noth zu achten. Man wird alſo Geſetze gegen die Zinſen machen, und ſie ſchlechterdings verbieten: nur werden die Geſetze, theils wegen der groſſen Unbilligkeit der Sache, ſo lange nicht jeder ſeinen Acker hat, und die Verkäufigkeit der Aecker dauret, theils wegen der erdachten Chicanen, nichts fruchten: die Folge wird alſo ſeyn, daß keine von Geſetzen regulirte, ſondern willkührliche, d. i. unmäſige Zinſen heimlich verabredet, und unter allerley bald offenbaren Brüchen des auſſer Gebrauch kommenden Geſetzes, bald Chicanen, und Namen von Verkauf genommen worden. Unmäſige Zinſen ſind ohnehin gern das Uebel der in ihrem Anfang armen Völker: denn weil wenig Geld

(*) *Lettres from Gentleman in the North of Scotland to his Friend in London.* Th. I. zwöiſter Brief, S. 294. 295.

da iſt, und viele ein Darlehn nöthig haben, ſo ſteigt die Zinſe des Darlehns gleichſam durch Auction, und der Capitaliſte wählt den Meiſtbietenden. Die Geſetze ſolcher alten Völker haben eine Vewandtſchaft mit dem Moſaiſchen, bie von der Kindheit der Völker herrühret, ſie beſtehet aber nur im Haß und Verbot der Zinſen, mit dem Unterſcheid, daß dieß Verbot bey ihnen ſchreyend unbillig nnd nicht in lange Uebung zu bringen iſt. Man fühlte die durch alle Verbote nur ſchwerer werdende Laſt der Zinſen? das allgemine Geſchrey, oder wol gar die ſtarke Hand und ein Aufruhr der Beläſtigten, zwang den Geſetzgeber, zu helfen; er folgte, allein das Problem, wie dieß geſchehen ſollte, ohne gegen die Gläubiger unbillig zu ſeyn, wuſte er nicht zu löſen. In der That iſt bieß auch kaum möglich, wenn man nicht in eben den Umſtänden iſt, wie Moſe ein ganzes Land ſeinen Feinden abzunehmen, dem Volke Kopf vor Kopf auszutheilen, und denn Ackergeſetze zu machen. Hätten die Iſraeliten Paläſtina, das ihnen Moſe im Namen GOttes verhieß, nicht erobert, oder auch nur nicht in einem Lauf von Siegen geſchwind genug erobert, ſo würden ſeine Geſetze gegen Zinſen eben ſo widerſinnig und unbrauchbar geweſen ſeyn, als die älteſten Römiſchen.

Politiſch von Zinſen zu reden, würde es in unſern Ländern und Zeiten der gröſſeſte Fehler eines Geſetzgebers ſeyn, ſie zu verbieten: denn ohne ſie kann die Handlung nicht blühen. Ein Kaufmann hat fremdes Geld nöthig, oder kann es doch ſehr vortheilhaft zu Vergröſſerung ſeiner Handlung gebrauchen: wer aber würde es ihm ohne Zinſe leihen, da das Capital bey ihm doch in mehrerer Gefahr ſtehet, die kein Fremder, oft er auch ſelbſt nicht, überſehen kann, und er mit dem Gelde ſo viel zu gewinnen hoffet, wäre es möglich in Deutſchland auf eine wirkſame Weiſe alle Zinſe, und was ihr gleich iſt, (z. E. wenn die Kaufleute ordentlich von einer Meſſe zur andern creditiren, aber dem baaren Bezahler die Waare um einen wohlfeilern

Preis

Preis geben) zu verbieten, ſo würde eine fürchterliche Stagnation des Handels, und eine Menge von Banquerouten erfolgen. Für Holland und England wäre ein Verbot der Zinſen noch ſchädlicher. Auch iſt wirklich in einem Staat, je nachdem ſeine Handlung gröſſer iſt, das Vrrbot der Zinſe deſto weniger nöthig: denn die Zinſe pflegt ſehr mäſig zu werden, wenn die Handlung wächſt, und das Land bereichert. — Allein Moſes gab keinem handelnden, ſondern einem aus lauter gebohrnen Ackerleuten beſtehen ſollenden Volke Geſetze, das in dieſem Stück am nächſten mit der urſprünglichen Einrichturg der Römer überein kam, hatte auch nicht einmal den Endzweck, die Handlung zu encouragiren: (*) ſein Verbot der Zinſen war alſo nicht unpolitiſch, ob es gleich bey uns politiſcher Todtſchlag ſeyn würde.

Der eine Zweifel könnte noch etwan entſtehen: ob nicht Moſes ſein eigenes Geſetz dadurch unkräftig, nnd für den Iſraeliten, dem er aufhelfen will, drückend mache, daß er verſtattet, von Fremden Zinſe zu nehmen. Denn iſt dies erlaubt, ſo wird ja die natürliche Folge ſeyn, daß man dem Fremden, dem Sidonier, oder überhaupt dem Phönicier borget, dem Iſraeliten aber das Darlehn abſchlägt. — Ich geſtehe dieß bey groſſen Capitalien ein: allein die wird der Arme nicht borgen, und für den ſorget Moſes; ob aber der Reiche geborgt bekommen könne, daran iſt ihm nichts gelegen, weil er nicht die Abſicht hat, die Iſraeliten zum handelnden Volk zu machen. Wenn der Arme borgen will, ſo iſt es ein kleines Capital: und hierin konnte ihm ſchwerlich ein Ausländer im Wege ſtehen. Denn dieß iſt begreiflich, daß, wer nicht gerade an der Gränze wohnt, und den Ausländer ſehr genau kennet, kein kleines Capital, auch nicht für Zinſe, auſſerhalb Landes wird borgen wollen, und am wenigſten an einen

(*) Erſter Theil, §. 39.

Kaufmann. Man ſtelle ſich nur jetzt in den Fall, daß ein Hamburgiſcher Kaufmann Capitalien in Göttingen aufnehmen wollte, und höhere Zinſen geben könnte, als bey uns gewöhnlich ſind: wer 20000. Rthlr. zu verleihen hätte, lieſſe ſich vielleicht den Gewinn reitzen, erkundigte ſich nach allen Umſtänden, reiſete auch wol ſelbſt nach Hamburg; wäre aber von 100 Rthlrn. die Rede, ſo würde kein Vernünftiger es ohne Unterſuchung der beſondern Umſtände risquiren, und dieſe würde ihm mehr Mühe und Sorge machen, als der geringe Vortheil werth iſt, er würde alſo ſein Geld, geſetzt er wüßte es gar nicht auszuleihen, lieber ohne allen Genuß bey ſich behalten. So denken wir, da doch durch Hülfe der Poſten die Correſpondenz von Göttingen nach Hamburg leichter iſt, als ehedem der Briefwechſel auf zwey oder drey Meilen: wie viel mehr mußte der Iſraelite ſo denken, als die Welt noch nicht durch Poſten und Wechſel ſo vereiniget war, jeder Mahnbrief einen Boten koſtete, Zinſen und Capital durch Boten überſchickt oder ſelbſt überbracht werden mußten, und die Cananiter ein von ihm in Recht, Sitten, und Religion ganz abgeſondertes, verhaßtes Volk waren. Dazu kommt, daß, nach altem Recht, bey jedem Kriege auch das Darlehn verlohren gieng, folglich es ſchon viel gefährlicher war, an Auswärtige zu leihen, ferner, daß der Iſraelite das Phöniziſche Recht nicht kannte, welches in Schuldſachen ſehr vom Seinigen verſchieden ſeyn mußte, weil der Phöniziſche Staat auf die Handlung gegründet war: daß der Phönicier ordentlich die Sicherheit nicht geben konnte, die man bey einem Iſraelitiſchen Schuldner fand, weil er ſelten einen Acker hatte; und daß überhaupt kein Darlehn mehreren Unglücksfällen unterworfen iſt, als das an Kaufleute gegebene. Nehme ich dieß zuſammen, ſo ſollte ich glauben, ein Iſraelite werde ſelten den benachbarten Phöniciern anders, als auf ſtarkes Unterpfand geliehen haben, und darauf wird der wahre Kaufmann ſelten anleihen wollen, ſonderlich

wo

wo der Transport des Unterpfandes die Sache noch mühſamer macht.

Ob zu Salomons Zeit, als der Handel auflebte, neue Geſetze gemacht ſind, den Kaufleuten die Erhaltung eines Darlehns zu erleichtern, z. E. daß zwar Zinſe verboten bleibe, aber dagegen erlaubt ſey, wenn man Geld zum Handel hergiebt, mit dem Kaufmann in Compagnie zu treten, und den Gewinnſt nach eiuer gewiſſen Proportion zu theilen? iſt eine Frage, die jedem Kenner der Geſetzgebenden Klugheit beyfallen muß: nur bin ich aus Mangel hiſtoriſcher Nachrichten nicht im Stande, ſie zu beantworten. Es iſt auch doch ungewiß, ob Salomon ſeine Unterthanen zum Handel encouragirte, oder ob er ihn lieber allein zum Vortheil der Crone getrieben wiſſen wollte: (*) im letztern Fall konnte er es völlig bey den Zinsgeſetzen Moſis laſſen.

§. 156.

Moſes ſieht das Darlehn als eine Almoſe an, und ermahnt dazu, doch ohne geſetzlichen Zwang.

Moſes ſelbſt war ſo weit entfernt, an Reiche zu denken, die ein Darlehn ſuchen möchten, und ihnen die Erhaltung deſſelben durch Verſtattung der dem Armen beſchwerlichen Zinſen zu erleichtern: daß er wirklich das Darlehn als eine Art von Almoſe gegen Arme anſiehet, zu der er, ob er ſie gleich nicht im ſtrengſten Verſtande bürgerlich befehlen kann, doch als Geſetzgeber ermahnet. Eine der Hauptſtellen davon ſtehet 5 B. Moſ. XV, 7. 8. und in den darauf folgenden Verſen gehet er noch den einen Schritt weiter, daß er es für

(*) Th. I, §. 39. und 59.

einen niederträchtigen (*) Geitz erklårt, wenn jemand im ſechſten Jahr ſeinem verarmten Bruder darum nicht leihen will, weil er im ſiebenten Jahr die Schuld nicht einmahnen kann, ſondern ſie bis zum achten Jahr ausſtehen laſſen muß. Er erklårt dieß Borgen im ſechſten Jahre ordentlich fůr ein gutes Werk, das GOtt durch ſeinen Seegen anderweitig belohnen werde, V. 10. und das Zurůckgeben eines dem Schuldner unentbehrlichen Pfandes, alſo das Leihen ohne Pfand, fůr eine Almoſe, (**) die dem gůtigen Schuldherren GOttes beſonderen Seegen im Zeitlichen zuwege bringen ſolle 5 B. Moſ. XXIV, 13.

In der That iſt dieſe Moral des Geſetzgebers, die er einmal mit einflieſen låßt, ſehr richtig. Ein an den fleißigen und nahrhaften Armen gegebenes Darlehn, das man auf das redlichſte wiederbezahlt bekommt, ja auch wol eins, fůr das man ſchon zum voraus die vōlligſte Sicherheit hat, und keinen Pfennig in Gefahr ſetzet, kann eine grōſſere Wohlthat ſeyn, als das Geſchenk

(*) Was Luther, Belialstůck, ůberſetzt, *Debra belial* heißt beſſer, ein niederträchtiger Gedank. Belial iſt zwar im Neuen Teſtament, und im Sprachgebrauch nach der Babyloniſchen Gefangenſchaft, aus der die Iſraeliten überhaupt ſehr bereichert an Namen des Teufels wiedergekommen ſind, der Teufel: allein im Alten Teſtament hat es nie dieſe Bedeutung, ſondern iſt, nach ſeiner Abſtammung von *Beli*, und *Jaal*, hoch ſeyn, entweder, Niederträchtig, Laſterhaft, oder, ein Name der unterirrdiſchen Welt, wie Pſ. *XVIII*, 5.

(**) *Zedakah* das D. Luther, buchſtåblich, eine Gerechtigkeit, giebt, haben hier ſchon die 70 Dollmätſcher Almoſe überſetzt, und ich folge ihnen in meiner Deutſchen Ueberſetzung der Bibel, weil dieß Wort, Gerechtigkeit, oder, gutes Werk, nicht nur im Arabiſchen, Syriſchen, Chaldäiſchen und Rabbiniſchen, der ordentliche Name der Almoſe iſt, ſondern auch in der Hebräiſchen Bibel einigemal ſo vorkommt. Dieſe ſpecielle Bedeutung ſchickt ſich wenigſtens beſſer zu 5 B. Moſ. *XXIV*, 13. als die allgemeine Gerechtigkeit.

ſchenk, das man dem Armen giebt: denn dieß iſt vielleicht genug, um Brodt zu kaufen, aber nicht genug, ein Gewerbe damit anzufangen, um künftig im ganzen Leben ſein Brod zu verdienen. Vierzehntauſend vierhundert Pfennige, täglich zu einem einzigen Pfennig, 39. bis 40 Jahr nach einander an einen Armen gegeben, ſind gar keine Almoſe, ſondern entweder Grauſamkeit oder Unverſtand, weil ſie ihn zum Müſſiggang zwingen, und der Arbeit entwöhnen, denn er muß doch den Pfennig abholen, und wenn er dazu im Stande iſt, ſo könnte er ihn auch wol in der Zeit verdienen: (*) eben dieſe 14400. Pfennige in 150. halbe Gulden eingetheilt, und ihm wöchentlich drey Jahr lang gereicht, ſind wahre und vernünftige Almoſe, die ihm zu ſeinem Unterhalt etwas hilft, ohne ihm die Zeit zu verderben: beydemal bekommt der, der ſie giebt, das Geld nicht wieder. Wenn aber eben dieſe 14400. Pfennige, das iſt, funfzig Thaler, einem heruntergekommenen fleißigen Mann, der ſein Gewerbe mit ihnen anfängt, in einer unzertrenneten Summe geliehen werden, ſo können ſie ihn auf einmal glücklich machen, daß er ſich und ſeine Familie reichlich unterhalten, und das kleine Capital ohne die geringſte Beſchwerden wiedergeben kann. Es ſind ſo gar Fälle, wo es möglich iſt, dieß mit einer der Gewißheit ziemlich nahe kommenden Wahrſcheinlichkeit vorher zu ſehen. Kann man nun zweifeln, ob ein ſolches Darlehn von 50. Rthlrn. eine gröſſere Wohlthat ſey, als das in halbe Gulden, oder Groſchen, oder gar vom werkheiligen Aberglauben in Pfennige eingetheilte Geſchenk derſelben funfzig Thaler?

Daß dieſe Art der Almoſe kein Geſetzgeber im bürgerlichen Verſtande und unter obrigkeitlichem Zwang befehlen könne, fällt in die Augen. Ohne Tyranney auf der andern Seite, kann keine Obrigkeit auch nur in einem aus einer einzigen kleinen Stadt beſtehenden

(*) Siehe §. 142. des zweyten Theils.

Staat wiſſen, wer Geld liegen hat: und wer eigentlich arm iſt, ſo daß man ihn von dem ſich arm ſtellenden Betrüger unterſcheiden könne, iſt auch ohne despotiſche und gewaltſame Mittel kaum möglich juriſtiſch auszumachen; alſo würde eine Obrigkeit ordentlich nicht urtheilen können, ob der ein Darlehn ſuchende Cajus arm und mitleidenswerth ſey, und der um das Darlehn angeſprochene Titius mehr Geld, als er es vors erſte nothwendig brauchet, liegen hat. Dabey aber wäre es die unerträglichſte Dienſtpflichtigkeit der Reichen gegen die Armen, wenn ſie ſchuldig wären, ihr vorräthiges Geld an Arme zu leihen: zur Almoſe giebt man, was man geben will; allein zum Darlehn begehrt der Erborgende eine gewiſſe von ihm ſelbſt beſtimmte Summe, und wenn ich ihm dieſe geben muß, ſo übet er ein ſtrengeres Steuerrecht über mich, als der unumſchränkteſte Despote des Orients. In einem Lande, wo dies Rechtens wäre, würde ſich jeder nur für arm ausgeben dürfen, um Herr von allem baaren Vermögen der übrigen zu werden, und jeder Reiche müßte daraus entfliehen.

Ich ſehe daher die Stelle 5 B. Moſ. XV, 7-11. nicht für ein eigentliches mit obrigkeitlichem Zwang begleitetes Geſetz, ſondern für eine Ermahnung des Geſetzgebers an. Dieſe iſt freilich etwas mehr, als die Ermahnung des Sittenlehrers und Predigers, denn ſie läßt, wenn man ſie auf eine notoriſche Weiſe nicht befolget, einen gewiſſen bürgerlichen Fleck einen Vorwurf, gegen den man ſich nicht verantworten kann und ihn geduldig anhören muß, zurück: ſie iſt aber doch noch vom zwingenden bürgerlichen Geſetz unterſchieden, denn ſie überläßt dem eigenen Ermeſſen eines jeden, den Fall zu beſtimmen, auf den ſie gehet, z. E. beym Darlehn, unterſucht keine Obrigkeit, ſondern er ſelbſt weiß, ohne jemanden davon Rechenſchaft zu geben, ob er Geld zum Ausleihen liegen hat? er ſelbſt unterſucht auch, und entſcheidet, ob der, der ihn um das Darlehn bittet, wirklich ein Armer, und ob die

Sicherheit hinlänglich iſt? denn nicht zum Verſchenken an borgen wollenden Betrüger, ſondern zum Leihen ermahnet der Geſetzgeber.

Das eine ſolche Ermahnung mit angehängter Verheiſſung göttliches Seegens, ſich in Geſetze, die auf unmittelbaren Befehl GOttes gegeben werden, noch etwas beſſer ſchicket, als in ſolche, deren Verfaſſer nicht im Namen der Gottheit redet, habe ich nicht nöthig zu ſagen. Indeß würde auch noch jetzt ein Geſetzgeber zu einem nützlichen Darlehn an Arme ermahnen, (*) und unter gehofter Genehmigung GOttes (ſub ſpe rati) göttlichen Seegen verſprechen können: wenn nur nicht andere Umſtände im Wege ſtänden. Hat der Gläubiger keine vollkommene Sicherheit für ſein Darlehn, entweder, weil die Rechte dem Schuldner günſtig ſind, (eine vorgegebene Barmherzigkeit, dabey der Arme und die Indüſtrie weinen muß, weil es beyden alsdenn ſchwer fällt, das Nöthige geborgt zu bekommen) oder weil die Juſtitz langſam, oder weil ſie koſtbar iſt, und der Schuldner nicht ſchlechterdings in die Koſten condemnirt wird, ſondern dieß Mein und Dein dem Ermeſſen des Richters überlaſſen iſt; oder weil keine Objecta executionis vorhanden ſind: ſo ermahnet der Geſetzgeber vergeblich, und die Ermahnung würde ihm auch wirklich ſchlecht anſtehen. Man würde bey ihr denken: warum ſchaft er nicht mehr Sicherheit, und giebt beſſere Geſetze? oder (falls der Landesherr in den Geſetzen redet) warum wird er nicht, wenn er ſehr mitleidig iſt, lieber Bürge für den, dem zu leihen er ermahnet, und nimmt den Schaden auf ſich, der aus Gelindigkeit ſeiner Geſetze entſtehet? Alles dieß fiel bey dem Moſaiſchen Recht weg, bey dem jeder Gläubiger alle

(*) Es geſchiehet auch bisweilen wirklich, z. E. wenn es an Saatkorn mangelt: und das *Emprunt forcè* im Kriege zu Bezahlung der feindlichen Schatzungen, hat einen noch kräftigern Namen und Realität.

alle mögliche Sicherheit haben konnte, wenn er es ſelbſt wollte. Wo jeder Schuldner angeſeſſen zu ſeyn pflegt, wo ſein Leib, Frau und Kind im Nichtbezahlungsfall verkauft wird, und dabey geſchwinde dem Gläubiger nichts koſtende Juſtitz iſt; erſt da kann ein Geſetz es wagen, zum Darlehn zu ermahnen, und den Unbarmherzigen, der das ihm unſchädliche und ſichere Darlehn dem Hülfsbedürftigen verweigert, niederträchtig zu nennen.

§. 157.

Im ſiebenden Jahr konnte man einen armen Schuldner nicht mahnen, weil keine Ernte war.

Eine einzige Rechtswohlthat geſtand Moſes den Schuldnern ein, und in der That war ſie unter einem Volk von Ackerleuten nothwendig. Im ſiebenden Jahre, in dem alle Aecker brach lagen, ſollte keine Schuld von einem Armen eingetrieben werden, weil er nemlich keine Einnahme hatte, von der er bezahlen konnte. Das Geſetz ſtehet 5 B. Moſ. XV, 1-11. Schuldner, die nicht arm ſind, ging dieſe Rechtswohlthat nicht an, denn es folget unmittelbar, V. 4. es wäre denn daß er kein Armer unter dir iſt, u. ſ. w. welche Worte andere ſo wunderlich verſtanden haben, als verheiſſe Moſes in einem zum Beſten der Armen gegebenen Geſetz, es werde unter den Iſraeliten gar keine Armen geben, und dadurch in Verlegenheit gerathen, ihn mit ſich ſelbſt zu vergleichen, weil er im elften Vers eben des Capitels ſagt, es würden ſtets Arme unter den Iſraeliten ſeyn. (*) Dieß Geſetz ging übrigens blos auf Iſraeliten, und

(*) Man will gemeiniglich, es würden gar keine Armen unter den Iſraeliten geweſen ſeyn, wenn ſie Gottes Gebote gehalten hätten, und das ſage Moſes V. 4. 5. weil aber GOtt zum voraus

und nicht auf Fremde, die keinen Acker beſaſſen, alſo ſich im ſiebenten Jahre nicht in andern Umſtänden befanden, als in den übrigen ſechs Jahren: dieſe konnte man auch im ſiebenden Jahre mit aller Strenge zur Bezahlung ihrer Schuld anhalten. 5 B. Moſ. XV, 3.

§. 158.

Novae Tabulae.

Viele haben dieß Geſetz ſo verſtehen wollen, als ſollten im ſiebenten Jahr alle Schulden erlaſſen ſeyn: und der

---

aus geſehen habe, daß die Iſraeliten nie dieſe Bedingung erfüllen würden, ſo ſage er im 11ten Vers es werde nie an Armen mangeln. Geſetzt, dieß wäre richtig, und GOtt hätte ſich anheiſchig machen wollen, nicht blos das Volk überhaupt im Leiblichen zu ſeegnen, ſondern auch, ganz wider den gewöhnlichen Lauf der Dinge zu bewirken, daß kein Armer unter dem Volk geweſen wäre, ſo lange es ſeine Gebote hielte, (wirklich ein groſſes Unglück für ein Volk, wenn es gar keine Armen hat,) er hätte aber dabey gewußt, daß die Bedingung nie eintreten würde: was hätte er denn bey einem Geſetz von Darlehn an die Armen nöthig gehabt, zu ſagen, wiewohl keine Armen unter dir ſeyn werden.

Da ich eben Luthers Ueberſetzung aufſchlage, ſo ſehe ich, daß den Leſern manches hier geſchriebene dunkel ſeyn möchte, wenn ſie im vierten Vers bey ihm finden: es ſoll allerdings kein Bettler unter euch ſeyn. Ich erinnere alſo, erſtlich daß hier nicht von Bettlern, ſondern Armen die Rede ſey, zweytens, daß die Hebräiſchen Worte nicht wol ſeine Ueberſetzung, ſondern eine von dieſen beyden leiden, entweder: wiewol kein Armer unter dir ſeyn wird: — oder, es wäre denn, daß der (der Borgende) kein Armer unter dir wäre. Die letztere ziehe ich vor, weil ich nicht glauben kann, daß GOtt unter einer Bedingung, von der er wußte, ſie werde nie erfüllet werden, etwas dem gewöhnlichen Lauf der Natur ſo ſehr zuwider laufendes verſprechen, und denn im 11ten Vers wider die ganze Hofnung zurück nehmen werde. Man ſehe die Stelle in meiner Deutſchen Ueberſetzung der Bibel nach.

der Talmud hat ſchon dieſe Erklärung angenommen, doch ſo, daß er der Schädlichkeit des Erlaßjahrs durch allerley Tugendlehren vorzubeugen ſucht. Ich habe mich ſchon zum voraus erklärt, (*) daß ich in dieſer Schrift nicht mit dem Thalmudiſchen Recht zu thun habe, und die Thalmudiſten für ſchlechte Erklärer der Geſetze Moſis anſehe. Wer aber doch diesmal gern wiſſen wollte, was ſie haben, und den Thalmud nicht ſelbſt verſtehet, der wird es im Tractat Schebiith, in Surenhuſens Miſchna Theil I. S. 107. Deutſch finden können. Ich ſage hier blos meine Gründe, warum ich dieſe Erklärung des Geſetzes 5 B. Moſ. XV, 1. 11. nicht annehme.

Die Verordnung, daß in jedem ſiebenten Jahre alle Schulden ſollten erloſchen ſeyn, iſt ſo abgeſchmackt, ungerecht, und für alle Stände verderblich, daß man ſie keinem Geſetzgeber, nicht einmal einem unruhigen Tribuno plebis aufbürden darf, wenn er ſie nicht mit ſehr ausdrücklichen und gar keinen Zweifel übrig laſſenden Worten macht.

Es können, das geſtehe ich, auſſerordentliche Fälle vorkommen, die eine Erlöſchung aller Schuldfoderungen nöthig machen, ſonderlich wenn ſie etwan durch unmäſſigen Wucher, oder andere Künſte der Reichen angeſchwollen ſind, daß der Staat nicht mehr dabey beſtehen kann. So wurden bisweilen bey den Römern novae Tabulae, projectirt, vor denen ſich doch wegen des groſſen Umſturzes, den ſie im gemeinen Weſen machen mußten, jeder gute Bürger, auch der, der ſelbſt Schuldner war, als vor einem ſehr groſſen Uebel fürchtete. Es könnte auch, das will ich noch weiter zugeben, und bin alſo freygebig genug, ein politiſches Problem ſeyn: Ob es nicht möglich wäre, wenn alle 50. oder 100. Jahre einmal alle Schulden erlöſcheten, um Proceſſe, die ſich von zu langer Zeit her ſchreiben, zu vermeiden, einem jeden ſein Eigenthum mehr zu verſichern, und zu ver-

(*) §. 18.

verhüten, daß nicht Kind und Kindes-Kind unter einer ſchweren Schuldenlaſt ihrer Vorfahren ſeufzen müſſen? Eine ſolche periodiſche Erlöſchung aller Schuldfoderungen, bey der man jedoch eine geſchwinde Juſtitz, die Proceſſe vor dem Verfall-Jahr zu Ende zu bringen, zum voraus ſetzen müßte, wenn ſie billig ſeyn ſollte, hätte mit den Verjährungen viel Aehnlichkeit: und ich würde nichts dagegen einzuwenden haben, wenn Moſes in jedem funfzigſten Jahr (wie Joſephus will) eine Erlöſchung der Schuldfoderungen verordnet haben ſollte. Allein alle ſieben Jahre Erlöſchung der Schulden, und Tabulae novae, (ein Name, der den Römiſchen Staat erſchütterte, ſo oft man ihn von einem Tribuno plebis nennen hörte) welche Unbilligkeit und welches Unglück? Wer würde bey ſolchen Geſetzen ſo thöricht ſeyn zu leihen? und ſo wären die, die eines Darlehns bedürfen, durch die übelverſtandene Güte des Geſetzgebers deſto ſchlimmer dran. Aber, was alles vorige übertrift, welche unſinnige Ermahnung würde es ſeyn, die im 9ten und 10ten Vers dieſes Capitels ſtehet, dem Armen zu leihen, und nicht den niederträchtigen Gedanken zu haben, das ſiebente Jahr ſey nahe, ſondern ihm, es ſey ſo nahe als es wolle, zu leihen, ſo viel er bedarf, wenn jede Schuld mit dem ſiebenten Jahr erloſchen war. Bey einer ſolchen Ermahnung wäre entweder kein Eigenthum, oder doch keine Ehre ſicher: der Arme könnte im ſechſten Jahre, ſo viel er beliebte, Impoſten auf die Bemittelten legen, und von ihnen borgen, ohne daß ſie etwas wiederbekämen. Wer Almoſe verlanget, der muß es doch in die Willkühr des Reichen ſtellen, wie viel er geben will, und geſetzt, ein übertriebener Armenfreund befähle, keinen Armen unerhört weggehen zu laſſen, ſo könnte man die Gabe darnach einrichten: allein wer ein Darlehn ſucht, der ſchreibt die Summe vor, die er borgen will; und wenn er im ſiebenten Jahre keine Verpflichtung zur Bezahlung hat, ſo wird er im ſechſten unter dem Namen eines Darlehns ſo viel erpreſſen können, als ihm ſelbſt beliebet. Wer

ihm nicht giebt, und ſich nicht betrügen laſſen will, den wird er ganz geſetzmäßig ſchimpfen, und einen Niederträchtigen nennen können, ohne daß er ſich darüber beklagen oder Gewalt gegen Schimpfwörter gebrauchen kann; und dieß iſt ohngefähr ſo viel als, ihn gewiſſermaſſen infam machen. So ſtrenge erpreſſet doch ſonſt kein Aſiatiſcher Despote von ſeinen unglücklichen Sclaven ihr Eigenthum; und hier könnte es jeder Arme thun. Welche erſchreckliche Sclaverey, nicht unter einem Tyrannen, (der läßt ſich noch ſättigen, oder weiß nicht, wer von ſeinen Unterthanen Geld hat, und hergeben kann) ſondern unter tauſend, ſo viel ihrer nur einen lumpichten Rock anziehen, und wenn ſie auch kein anderes Zwangsmittel haben, ſo ſteht doch wenigſtens die Ehre des Reichen, den ſie geſetzmäſig ſchimpfen können, in ihrer Gewalt. Von Billigkeit will ich kein Wort ſagen: die wird jeder ſelbſt fühlen, wenn er ſich in den Fall ſetzt, daß morgen alle Schuldfoderungen erlöſchen ſollten, heute aber käme ein Armer zu ihm, und verlangte nicht etwan eine Almoſe, die er, der Gebende, beſtimmen könnte, ſondern ein Darlehn, deſſen Summe der Fodernde beſtimmt, und man ermahnete ihn, ja nicht ſo unbarmherzig und geizig zu ſeyn, das Darlehn abzuſchlagen. Ich frage nur dieß einzige: Welches Land könnte bey ſo einem Recht beſtehen? Wer würde Luſt haben, zu erwerben, und reich zu ſeyn, wenn er dadurch alle ſieben Jahr einmal unter der Taxe jedes Armen ſtehen müßte? Wer ja reich wäre, müßte entweder ein Land, wo ſo unbillige Rechte gölten, je eher je lieber verlaſſen; und denn ſind warhaftig die Armen ſchlecht daran, die ſich ordentlich vom Reichen nähren müſſen: oder er mußte ſich, recht wie es in tyranniſchen Staaten nöthig iſt, wenn ein gieriger Despote das Vermögen der Reichen unter allerley Vorwand an ſich zu bringen ſucht, arm ſtellen.

Hat bisher Moſes durch ſeine Geſetze verdient, ihm einen ſolchen Unſinn aufzubürden? Das dächte ich doch nicht

nicht: und ſo wäre es wol billig, ſeinem Geſetz vom ſiebenten Jahr nicht den unvernünftigen, ſondern einen vernünftigen Sinn zu geben. Das Wort, deſſen ſich Moſes bedient, wo in Luthers Ueberſetzung Erlaß ſtehet, Schemitta, iſt, wie mehrere andere juriſtiſche, nicht ſo etymologiſch klar, als man wünſchen möchte: indeſſen enthält es doch auch nichts, das eine völlige Erlaſſung der Schuld anzeiget. Vergleicht man die Syriſche und Arabiſche Sprache, ſo ſcheint es zuerſt, hängen laſſen, oder, fallen laſſen, zu bedeuten: doch das kann ich hier nicht ausführen, weil am Orte des Abdrucks keine Arabiſchen Buchſtaben ſind, und die gröſſere Hälfte meiner Leſer der Orientaliſchen Sprachen unkundig ſeyn, alſo nicht gern entbehrliche Etymologien leſen möchte. Die völligere Redensart heißt V. 2. 3. der Schuldherr ſoll im ſiebenten Jahr ſeine Hand fallen laſſen, (Schamot Jado) das iſt denn doch wohl nichts anders, als, den Schuldner im ſiebenten Jahr nicht angreifen, manum non injicere würde der Lateiner ſagen: und wenn ja noch ein Zweifel wäre, wie Moſe dieß verſtanden haben wolle, ſo erklärt er ſich ſelbſt im zweyten Verſe, er ſolle ſeinen Schuldner nicht exſequiren. Hier ſind die Worte, wie ich ſie einem, der ſie lieber ſchlecht Deutſch, aber deſto mehr nach dem Hebräiſchen haben will, um ſelbſt urtheilen zu können, überſetze: nach Ablauf von ſieben Jahren ſollſt du Schemitta machen. Schemitta aber iſt, daß jeder Gläubiger, der ſeinem Nächſten geborget hat, ſeine Hand fallen läßt: er ſoll ſeinen Nächſten und Bruder nicht exſequiren. Nun urtheile ein jeder ſelbſt, welches von beyden Moſes ſagen wolle, ob

1) im ſiebenten Jahre ſollen keine Schulden eingemahnt oder eingeklagt werden können: welches ſehr vernünftig wäre, weil der Iſraelite im ſiebenten Jahr keine Einnahme von ſeinem Acker hat: oder

2) im ſiebenten Jahre ſollen alle Schulden gänzlich und auf ewig erloſchen ſeyn, ſo daß man ſie weder im ſiebenten, noch im achten, oder irgend einem der folgenden Jahre einfodern kann? Dieß letzte hätte doch mit der Brache des ſiebenten Jahrs nicht den geringſten vernünftigen Zuſammenhang, ſondern wäre ein vor ſich allein ſtehendes willkührliches Geſetz. Wirklich es in den Worten Moſis zu finden, hält auch ſchwer: und aus Joſepho iſt, wie wir bald beyläufig ſehen werden, gewiß, daß die Juden vor Untergang Jeruſalems ein ſo wunderliches Recht nicht gekannt haben, ob es gleich die Rabbinen hernach, da das Volk kein gemeines Weſen mehr hatte, auf ihren Lehrſtühlen theoretiſch erdichteten.

Eine ganz andere Frage iſt es: ob Moſe im funfzigſten, das iſt im Jubeljahre, eine völlige Erlöſchung aller nunmehr für verjährt gehaltenen Schuldfoderungen verordnet habe? Ich habe ſchon oben geſtanden, es ſey ein politiſches Problem, ob ſolche periodiſche 50jährige Erlöſchung oder Verjährung, wie man es nennen will, nützlich ſey: wenigſtens hat ſie nicht die Unbilligkeit einer ſiebenjährigen, denn in funfzig Jahren hatte der Gläubiger Zeit genug, bey guter Juſtitz zu ſeinem Darlehn zu gelangen, und kurz vor dem funfzigſten Jahre kann man nur ſo vorſichtig ſeyn, nicht mehr zu verleihen, als man vor dem Verfalljahre wieder einzutreiben weiß, wie denn auch Moſe wegen des funfzigſten Jahrs keine ſolche Ermahnung zum Darlehn, als wegen des ſiebenten ergehen läßt. Aus einem ſolchen Geſetz würde auch keine Aufhörung des Credits erfolgen: vierzig und noch mehrere Jahre würde der Bemittelte kein Bedenken finden, zu verborgen, wenn nur die Juſtitz prompt iſt, und höchſtens im 48ſten und 49ſten Jahre, alſo etwan in jedes Menſchen Leben Einmal, würde kein Darlehn zu erhalten ſeyn. Auch das muß ich eingeſtehen, daß für die novas Tabulas im funfzigſten Jahre ältere uns glaubwürdigere Zeugen als der

Thal-

Thalmud vorhanden ſind. Joſephus, der 33 Jahr vor der Zerſtörung Jeruſalems gebohren iſt, alſo wol wiſſen konnte und mußte, was deshalb Rechtens war, ſo lange noch die Juden ihr gemeines Weſen in Paläſtina hatten, ſchreibt: (*) Dieſes funfzigſte Jahr heißt bey den Hebräern, Jubeljahr: in ihm werden die Schuldner von ihren Schulden frey. Er iſt uns alſo ein unverwerflicher Zeuge, daß zu ſeiner Zeit, nicht im ſiebenten, wie die Thalmudiſten wollen, aber doch im funfzigſten Jahr alle Schulden für erloſchen gehalten wurden. Ob aber dieß auch wirklich Moſis Meinung geweſen, oder ob ihn die Juden nach ihrer Wiederkunft aus der Babyloniſchen Gefangenſchaft unrecht verſtanden haben: davon haben wir noch keine Gewißheit. In der That ſagt Moſes nirgends, daß im Jubeljahr alle Schuldfoderungen erlöſchen ſollen: ſondern es ſcheint nur aus der Analogie ſeiner Geſetze vom Verkauf der Aecker und Leibeigenſchaft (**) zu folgen. Allein auch dieſe Folgerung iſt noch einem groſſen Zweifel unterworfen. Das ſcheint freilich gewiß, daß ſich kein Gläubiger nach dem Jubeljahr an den Acker, oder an die Perſon ſeines Schuldners, auch nicht an die Perſon ſeiner Söhne und Töchter halten konnte; allein darum iſt noch nicht gleich alle Schuldfoderung erloſchen, ſondern das bereiteſte und allgemeinſte Objectum executionis fällt nur weg. Wir können jetzt unſern Schuldner, und ſeine Frau und Kinder, nicht zu Leibeigenen nehmen oder verkaufen, und wenn er keinen Acker hat, ſo können wir uns auch an den nicht halten: aber darum hören doch unſere Schuldfoderungen nicht auf, und wir werden gemeiniglich ein anderes Objectum executionis ausfindig zu machen wiſſen. Ich will alſo hier lieber abermals eine Lücke unſe-

(*) Antiquit l. III. cap. 12. §. 3.

(**) §. 73. und 127.

ſerer, oder (um nicht andere mit mir in die Beſchuldigung einzuflechten) meiner Kenntniß des Moſaiſchen Rechts eingeſtehen.

Nach der Wiederkunft aus der Babyloniſchen Gefangenſchaft finden wir wirklich einmal unter der Stadthalterſchaft Nehemiä ordentliche Tabulas novas, allein nicht nach dem Geſetz Moſis, ſondern bey einem ganz auſſerordentlichen Nothſtande, und noch dazu durch einen Zuſammenlauf des Volks, und eine Rede des Stadthalters, der dießmal that, was in Rom mancher Tribunus plebis gern gethan hätte, den Reichen abgezwungene. Die Geſchichte, ſie gehört aber eigentlich nicht zum Moſaiſchen Geſetz, ſondern iſt blos Ausnahme, ſteht Nehemiä V, 1 - 13. Ein armes, aus dem Elend zurückgekommenes Volk, noch ohne Handel und Wandel, alſo auch nicht zahlreich, und gerade in den Umſtänden, in denen Schulden und Zinſen am meiſten drücken, hatte den Anfang gemacht, Jeruſalem wieder zu bauen: einige Reiche hatten gethan, was nach dem Geſetz Moſis ausdrücklich verboten war, auf Zinſen, und, wie es ſcheint, auf ſehr hohe Zinſen, geliehen: (v. 11.) hiedurch war die Schuldenlaſt ſo gewachſen, daß ein groſſer Theil der Armen ſeine liegende Gründe den Reichen hatte überlaſſen, andere ihre Kinder an ſie verkaufen, oder gar ſelbſt ihre Leibeigenen werden müſſen. Die dieß noch nicht gethan hatten, ſahen ſich doch in der Nothwendigkeit es nächſtens zu thun, wenn die Schuldherren das Darlehn wieder foderten. Die Schulden, die die Armen drückten, da der Wucher ſie vermehret hatte, waren in der äuſſerſten Noth, zum Theil zu Bezahlung des Tributs an den König von Perſien gemacht. Hierüber entſtand nun eine allgemeine Klage; und Nehemias, ein ſehr ehrlicher uneigennütziger Patriote, der nicht einmal für ſich die gewöhnliche Beſoldung eines Stadthalters nahm, ſondern, wie es ſcheint, blos von ſeinen Einkünften, als Mundſchenke des Königes von Perſien leb-

lebte, (*) dabey aber aus Patriotismus für ſein Volk auch etwas heftig, wählte den kurzen Weg einen groſſen Haufen Volks gegen die Reichen zu verſammlen, ihnen ganz ehrlich zuzureden, und vorzuſtellen, das Volk ſey kaum aus dem Elende erlöſet, und nun käme es ſchon wieder in tiefere Sclaverey hinein, auch würde der Anbau der Stadt und des Landes gehindert, und ſie zu einem Verſprechen, das er ſogleich beſchwören ließ, zu zwingen, daß ſie nicht allein die Schulden erlaſſen, ſondern auch die zur Bezahlung genommene Aecker und Leibeigenen wieder heraus geben wollten.

§. 159.

Von geborgten Laſtthieren.

Wenn ein verborgtes Laſtthier, Ochſe, Eſel, oder Pferd umkommt, oder Schaden nimmt, ſo macht Moſes einen Unterſcheid zwiſchen dem Vermietheten, und dem aus Gefälligkeit umſonſt Geliehenen. Jenes wird nicht bezahlet; und will der Eigenthümer den Vortheil des Vermiethens haben, ſo muß er auch nach der Regel, caſum fert dominus, den Schaden tragen. Das aus Freundſchaft geliehene hingegen wird von dem, der es in Gebrauch hatte, bezahlt: es wäre denn, daß der Eigenthümer bey dem Unglück gegenwärtig, alſo ſelbſt Zeuge war, der Gebrauchende ſey auf keine Weiſe und durch keine Unvorſichtigkeit ſchuld daran. 2 B. Moſ. XXII, 13. 14.

(*) Nehem. *V*, 14-19. *II*, 1-7.

Von Beſchädigungen, desgleichen Verhalten gegen des andern Eigenthum.

§. 160.

Erſetzung der Beſchädigungen des Eigenthums eines andern.

Wer eines andern Eigenthum beſchädiget, iſt natürlicher Weiſe zur Erſtattung verbunden: und eben ſo natürlich iſt es, daß er auch für den Schaden, den etwan ſein Leibeigener oder ſein Vieh angerichtet hat, hafte, oder, falls er das nicht thun will, den Leibeigenen oder das Vieh dem andern zur Bezahlung überlaſſe. Moſes, der keine Inſtitutionen des Rechts ſchreibt, lehrt dieß nirgends in einem allgemeinen Satze, ſondern ſetzt natürliche Billigkeit als aus dem Herkommen bekannt zum voraus. Doch macht er folgende ausdrückliche Verordnungen von einzelnen Beſchädigungen, aus deren Analogie zugleich auf andere Fälle geſchloſſen werden kann:

1) Wer Vieh, das des andern Eigenthum iſt, tödtet, ſoll es bezahlen, Stück um Stück. Dieſe Verordnung kommt nur beyläufig 3 B. Moſ. XXVI, 18. zwiſchen peinlichen Geſetzen vor, da Moſe vorhin vom Todtſchlage geredet hatte, und die Einſchränkung machen will, die Sache ſey nicht peinlich, wenn einer des andern Vieh tödtet, ſondern Erſtattung des Schadens ſey hier genug. Weil er einem Volk Geſetze giebt, das vom Ackerbau und Viehzucht lebte, wo alſo ordentlich jeder Vieh hatte, auch dem, der Schaden gelitten hatte, Geld nicht gleich gut war als Vieh, (denn das

Geld

Geld konnte er nicht in den Pflug ſpannen, wenn der Acker zu beſtellen war, und bisweilen iſt nicht ſogleich für Geld ein Ochſe zu bekommen, wenigſtens nicht für einen billigen Preis,) ſo ſetzt er die Entſchädigung nicht in Gelde, ſondern in einem Stück Vieh. Ohne daß der Geſetzgeber nöthig hat, es zu ſagen, verſteht ſich, daß dieß Stück Vieh nicht ſchlechter hat ſeyn dürfen, als das getödtete.

2) Wenn eines Ochſe den Knecht eines andern todt ſtieß, ſo mußte der Eigenthümer des Ochſen den Knecht mit dreißig Silberlingen, als einem Mittelpreiſe, (*) bezahlen. 2 B. Moſ. XXI, 32. Der Ochſe ward auch geſteiniget: allein das gehört nicht hieher, wo ich noch blos von Entſchädigungen, und nicht von Strafen handele.

3) Stieß ein Ochſe den andern todt, ſo würde es ein verworrener Proceß geworden ſeyn, wenn man hätte unterſuchen ſollen, welcher von beyden Schuld an dem Streit geweſen ſey: alſo mußten hier ordentlich beyde Eigenthümer den Schaden tragen. Der Ochſe nemlich, der den andern todt geſtoſſen hatte, ward verkauft, und das davon gelöſete Geld, wie auch der todtgeſchoſſene Ochſe, unter beyde getheilt. 2 B. Moſ. XXI, 35.

4) War aber der Ochſe ſchon vorhin als ſtößig bekannt geweſen, und der Eigenthümer hatte ihn nicht in Acht genommen, ſo machte dieß einen Unterſcheid: der Eigenthümer des ſtößigen Ochſen mußte dem, deſſen Ochſe todt geſtoſſen war, einen andern geben, und behielt das todtgeſtoſſene Stück. 3 B. Moſ. XXI, 36.

5) Hatte jemand eine Grube gegraben, und nicht zugedeckt, oder hatte er eine alte ihm zuſtändige Grube offen gelaſſen, und ein Thier, das des an-

(*) §. 124.

dern Eigenthum war, (Ochſen und Eſel nennet Moſe nur zum Exempel, ſchließt alſo andere Thiere nicht aus) fällt hinein, ſo muß der, dem die Grube gehöret, das Thier bezahlen, und behält es für dieſe Bezahlung. 2 B. Moſ. XXI, 33. 34.

6) Daß mannigmal durch Unvorſichtigkeit der Hirten auf dem Felde ein Feuer auskommt, und Schaden thut, iſt auch bey uns bekannt genug: nur können unſere Geſetze hier ſelten von Erſtattung, ſondern ſie müſſen ordentlich von Leibesſtrafe reden, denn unſere Hirten wären zu arm, als daß ſie bezahlen könnten, durch anderer Unvorſichtigkeit aber kommt nicht leicht Feuer auf dem Felde aus. In Moſis Volk hingegen waren die Hirten gemeiniglich die Reichſten, (*) und wenn auch ihre Leibeigenen dieſe Unvorſichtigkeit begiengen, ſo mußte der Herr billig eben ſo gut für ſeinen Knecht ſtehen, als vorhin für ſeinen Ochſen. Moſe verordnete alſo, daß, wenn ein Feuer auf dem Felde auskäme, und Schaden thäte, derjenige den Schaden bezahlen ſollte, der das Feuer angemacht hatte. 2 B. Moſ. XXII, 5. — Daß hiervon auf das in einer Stadt durch jemandes Unvorſichtigkeit auskommende Feuer nicht geſchloſſen werden kann, wird jeder einſehen, wer einigermaſſen mit Rechtsſachen und Geſetzen bekannt iſt.

§. 161.

Was auf des andern Acker erlaubt, und unerlaubt iſt. Aehren und Trauben eſſen erlaubt: in ein Gefäß ſammlen unerlaubt, Huth und Weide unerlaubt.

Wenn man vor eines andern Acker vorbey ging, ſo war erlaubt, Aehren zum Eſſen abzupflücken, und nur ver-

(*) §. 44. S. 164. 165.

verboten, die Sichel zu gebrauchen. 5 B. Moſ. XXIII, 26. Dieß kommt ziemlich mit dem überein, was bey uns gerichtlich iſt, denn kein Eigenthümer des Ackers, er müßte denn lächerlich geitzig ſeyn, wird es den Vorbeygehenden wehren, Aehren abzupflücken und zu eſſen. Vielleicht ging zwar die Freyheit des Fremden nach Moſis Geſetz noch weiter, denn wenn auch der Arme ganze Hände voll Aehren ausgeriſſen und mitgenommen hätte, ſo ſehe ich nicht, wie man ihn nach Moſis Geſetz hätte ſtrafbar finden, oder es nur wehren können. Ich unterſtehe mich nicht, hier etwas zu entſcheiden, weil das Geſetz ſehr kurz abgefaſſet iſt: nur bemerke ich, daß eben daſſelbe Geſetz, das bey uns unbillig und verderblich werden könnte, unter einem Volk von lauter Ackerleuten eine ganz andere Geſtalt hatte; denn wo ordentlich jeder Bürger, oder wie man ihn ſonſt nennen will, jeder der zum Volk gehöret, ſeinen eigenen Acker hat, wird ein Bauer dem andern nicht aus Gewinnſucht Aehren ausraufen, denn er müßte erwarten, daß jener es auf ſeinem Acker erwiederte, und denn wäre gleich gegen gleich. Er wird alſo vermuthlich nur beym Spatzierengehen, oder auf der Reiſe, zum Vergnügen Aehren eſſen, und das kann man ihm wohl gönnen.

Wegen der Weinberge hat Moſes in dem unmittelbar vorhergehenden Vers (5 B. Moſ. XXIII, 25.) eine Verordnung, die uns ſonderbarer und härter gegen die Eigenthümer vorkommen könnte. Dem Fremden, der in eines andern Weinberg kommt, ſoll erlaubt ſeyn, ſo viel Trauben zu eſſen, als er mag, nur darf er keine in einem Korbe oder andern Gefäß mitnehmen.

Ich muß mich bey Erklärung dieſes Geſetzes zum voraus beſcheiden, daß ich in keinem Weinlande gebohren bin, ſondern gerade an der äuſſerſten Gränze des Weinſtrichs, zu Halle, wo die Weinberge ſchon ſo rar ſind, daß bey einem ſolchen Geſetz kein Weinberg beſtehen könnte. Jede einzelne Weintraube iſt unter einem ſolchen Himmelsſtrich ſchon, nicht zwar Sel-

tenheit, (denn das könnte ich von meinem Vaterlande nicht ſagen) aber doch Verkaufwaare, und Geldeswerth. Vielleicht würde hier alſo einer, der ein ſüdlicheres Vaterland hätte, wo mehr Wein wüchſe, das Geſetz Moſis beſſer erklären können, und billiger finden.

Doch auf dieß alles nicht zu rechnen, was vielleicht Kenner der Weinländer ſagen werden, kommt noch der bey allen unſern Weinländern wegfallende Umſtand hinzu, daß jeder Iſraelite ſein väterliches Grundſtück hatte. Wohnte er nun in einer Gegend, wo Weinwachs war, (und der war an den meiſten Orten Paläſtinä, weil das Land gebirgicht iſt) ſo hatte er auch vermuthlich ſeinen eigenen Weinberg ſo gut als der Nachbar. Hier war alſo das Recht, ſich in des andern Weinberg ſatt zu eſſen, meiſtentheils nur ein Reciprocum, dadurch mir vergönnet war, meinen Appetit zu ſtillen, wo ich Weintrauben vor mir ſahe, und ordentlich kein Verkäufer einzelner Weintrauben da war: für Reiſende eine nicht viel betragende, und ihnen doch angenehme Gefälligkeit: und für Unangeſeſſene, das iſt, Arme, eine Art von Allmoſe, oder wenigſtens eine Güte, die ihnen die Stillung ihres Appetits nicht zu Diebſtahl und Unrecht machte. Sollten die letztern einen Weinberg zu fleißig beſucht haben, ſo war es durch kein Geſetz verwehrt, ihn zuzuſchlieſſen, oder ſie abzuweiſen. Nur konnte man ſie nicht, wenn ſie im Weinberge Trauben abpflückten und aſſen, für Diebe erklären.

Man wird mehrmals ſehen, daß Moſis Geſetze einen gewiſſen Glimpf und Güte gegen den Appetit haben, den ſie nicht gemartert, auch nicht auf eine Probe, dabey er zum Diebſtal verleiten könnte, geſetzt wiſſen wollen. (*) Die Sache iſt zur Erhaltung des moraliſchen Characters eines Volks wichtig: Hunger oder

Ap-

(*) §. 130.

Appetit reißt manchen ſonſt ehrlichen Menſchen hin, Weintrauben, Obſtfrüchte, oder Eßwaaren, bey denen kein Wächter ſteht, zu verzehren: iſt dieß nach ſeinem Gewiſſen ein Diebſtahl, ſo iſt gleich die groſſe Gränzſcheidung zwiſchen ehrlichem Manne und Dieb überſchritten, und geſchieht dieß mehrmahls, ſo wird er endlich ein Dieb im höheren Verſtande, weil er Gewiſſen und Ehre verlohren hat. Kann es ohne groſſen Schaden des Eigenthums geſchehen, ſo iſt es beſſer, ihm wenig Eſſen zu erlauben, und ihn als einen gewiſſenhaften ehrlichen Mann zu erhalten. Auf dergleichen moraliſches ſehen bisweilen die Geſetzgeber zu wenig, und es iſt doch möglich ein ganzes Voik zu verderben, und ihm die Ehrlichkeit zu rauben.

Huth und Weide hingegen wollte Moſes auf fremden Aeckern nicht verſtatten, uud hier iſt er der Geſetzgeber eines von herumziehenden und auf wüſten Gemeinheiten weidenden Hirten abſtammenden Volks, der geradeſte Gegenfüßler unſerer Deutſchland ſo unglücklich machenden Rechte von gemeiner Hut und Weide. Wer ſein Vieh auf des andern Feld, oder in deſſen Weinberg treibt, und es weiden läßt, muß das Weidegeld, (*) ich weiß nicht ob das vom ganzen Jahr, oder nur das von der Zeit, da er darauf geweidet hat, bezahlen. 2 B. Moſ. XXII, 4. So gütig er alſo gegen Arme war, die auf dem Acker einzelne Aehren, oder zurückgebliebene Garben aufla-ſen

(*) So überſetze ich das Hebräiſche *metab* Andere haben es, Güte, oder, das Beſte, überſetzt: ich will den Grund meiner Erklärung, ſo gut es ſich hier thun läßt anzeigen. *iatab* muß nach der Analogie beyder Sprachen das Arabiſche *Vatab* ſeyn: dieß heißt weiden, abweiden, und davon, *Mautab*, eine Triſſt, ein täglich abgeweideter Platz. Das Hebräiſche *metab* kommt auch 1 B. Moſ. *XXXXVII*, 9. vom Lande Goſen vor, welches wohl gewiß nicht der fruchtbarſte Acker Aegyptens ſeyn konnte, ſondern, das Weideland. Siehe Th. *I*. S. 124. 125.

ſen, ſo wenig wollte er doch, daß jemanden durch ein Huth- und Weide-Recht eine Hinderniß in den Weg geleget würde, ſeinen Acker als völliges Eigenthum zu nutzen, und gleich nach der Ernte aufs vortheilhafteſte wieder anzuwenden. Wer die Klagen der Oeconomen über die Gemeinheiten kennet, die ſo ſchwer, ohne jemand Unrecht zu thun, bey uns abzuſchaffen ſind, und doch ſo ſehr die beſte Nutzung der Aecker hindern, wird die Wichtigkeit und Weisheit dieſes, bey Eroberung eines neuen Landes keine Schwierigkeit habenden, Geſetzes einſehen.

§. 162.

Von dem andern zur Verwahrung gegebenen.

Es folget noch das Verhalten gegen fremdes Gut, das uns entweder anvertrauet wird, (Depoſitum) oder das wir finden. Von beyden verſteht ſich von ſelbſt, daß man es nicht zurückhalten, ſondern dem Eigenthümer auf deſſen Anfoderung wiedergeben ſoll. Dieß ſetzt Moſes als bekannt zum voraus, oder wenn er es ja ausdrücklich ſagt, ſo wird niemanden an Sammlung der Stellen gelegen ſeyn, wohl aber an den speciellen Verordnungen, die er noch zu dieſem allgemeinen Recht hinzuſetzt, und die man im engern Verſtande Maſaiſch nennen kann.

Erſtlich wegen des anvertraueten Eigenthums, davon Moſe ausdrücklich folgende Exempel nennet, Geld, Hausgeräthe, Kleider, Rind, Eſel, Schaaf, oder anderes Vieh (2 B. Moſ. XXII, 6. 8. 9.) hat das Moſaiſche Recht folgendes poſitive.

Es ſetzt, wenn das Depoſitum geleugnet wird, eine Eides-Delation als verſtattet und gewöhnlich zum voraus, und der, dem die Sache angeblich anvertrauet ſeyn ſoll, muß den Eid leiſten. Dieß kommt nur beyläufig vor, wenn das Opfer verordnet wird, das ein ſich des Meineides bewußter bringen muß, von wel-

welcher in der Geſetzgebenden Klugheit vortreflichen Erfindung, dem Meineidigen einen Rückweg zu zeigen, und ſein Gewiſſen ſtets zu beunruhigen, unten im peinlichen Recht mehr geſagt werden ſoll. 3 B. Moſ. V, 21.

Wenn jemand ein Depoſitum, es ſey von welcher Art es wolle, leblos oder lebendig, leugnet, oder vorgiebt, es ſey ihm entwandt, ſo hat eine Klage ſtatt. Fände ſich nun alsdenn, daß er wirklich empfangen, und nur betrüglich abgeleugnet oder für geſtohlen ausgegeben hat, ſo wird die Sache gewiſſermaßen peinlich, und einem Diebſtahl von der unterſten Art gleich: er muß es dem Eigenthümer doppelt erſtatten. 2. B. Moſ. XXII, 9.

Iſt das Depoſitum leblos, (Geld und Kleider,) und derjenige, dem es zur Verwahrung gegeben iſt, behauptet, es ſey ihm geſtohlen, man kann aber den Dieb nicht ausfindig machen, ſo war dem Eigenthümer verſtattet, den Depoſitarium auf den Eid zu treiben, daß er es ſelbſt nicht mehr habe: und wenn er den abſchwor, ſo erſtattete er es nicht. 2. B. Moſ. XXII, 6. 7. Das Geſetz nennet zwar den Eid nicht ausdrücklich, ſondern ſagt nur, er ſoll vor die Götter kommen, ob er ſich nicht an dem Eigenthum des andern vergriffen hat: allein dies, Ob er nicht, (*) iſt ſonſt ſo ſehr die gewöhnliche Eidesformel der Hebräer, daß man es ſchwerlich anders als vom Eide verſtehen kann, ſonderlich da V. 10. ausdrücklich der Eid genannt wird, und

(*) *Im lo* Ich habe in der Deutſchen Ueberſetzung dazwiſchen geſetzt, und die ſollen unterſuchen: weil, er muß vor die Götter kommen, ob er ſich nicht an dem Eigenthum des andern vergriffen hat, nicht Deutſch geweſen ſeyn würde, und ich nicht gerade meine Erklärung, er ſoll ſchwören, in den Text ſetzen mochte, ſondern lieber ein allgemeineres Wort, das die Abnehmung des Eides mit unter ſich begreifen kann.

und in den meiſten Fällen kein anderer Beweiß, daß er ſich nicht am Gut des andern vergriffen habe, möglich war, als der Eid. War aber der Dieb ausfindig zu machen, ſo mußte dieſer doppelte Erſtattung leiſten, wobey noch ungewiß iſt, ob dieß an den Eigenthümer oder an den Depoſitarium geſchahe? ob alſo die Strafe, die der Dieb erlegte, dem Herrn des Gutes, oder dem, den er durch ſeinen Diebſtahl in die Gefahr einer Klage geſetzt hatte, zufiel. 2. B. Moſ. XXII, 6.

Beſtand das Depoſitum in Vieh, und es verunglückte, oder ward von der Weide weggetrieben, ſo mußte, wenn niemand es geſehen hatte, der Depoſitarius ſchwören, daß er es nicht zurückhalte, oder in ſeinen Nutzen verwandt habe: und dieſen Eid mußte der Eigenthümer ſtatt der Bezahlung annehmen. 2 B. Moſ. XXII, 9. 10. Ward es hingegen aus dem Hauſe des Depoſitarii geſtohlen, ſo mußte dieſer es bezahlen. Es ſcheint, hier ward darauf geſehen, daß es nicht ſo leicht iſt, ein Thier aus dem Hauſe zu ſtehlen, als andere Sachen, und daß der Depoſitarius doch vom Thier auch Vortheil und Gebrauch haben konnte, alſo den Schaden ſeiner Nachläßigkeit im Bewahren, oder den noch ſeltenern des Zufalls, der von Nachläßigkeit ſchwer zu unterſcheiden iſt, tragen konnte. War hingegen das Thier zerriſſen, eine Sache, die auch im Hauſe ſich wol zutragen kann, wenn ein Wolf oder anderes Raubthier einbricht) ſo war der Depoſitarius nur ſchuldig, einen Beweiß davon zu bringen, und denn brauchte er es nicht zu bezahlen. Den Beweiß nennet Moſes nicht: der natürlichſte iſt, ein Zeuge der es zerriſſen geſehen hat, oder Ueberbleibſel vom blutigen Fell oder Knochen; allein darin ſchreibt Moſes nichts vor. 2 B. Moſ. XXII, 12. (*) §. 163.

(*) Wo ich hier von Beweiß überhaupt rede, haben die meiſten anderen Ueberſetzer, er ſolle einen Zeugen bringen. *Ed* heißt freilich, ein Zeuge, allein es wird auch von jedem Beweiſe gebraucht, und die Bedeutung ſcheint ſich hier beſſer

§. 163.

Recht des Gefundenen.

Das Eigenthum, das ein anderer verlohren hatte, und ich fand, durfte ich nicht behalten, oder behalten wollen, ſondern ich mußte ſuchen, den Eigenthümer zu erfahren, und es ihm wieder zuzuſtellen. Der Grundſatz des Moſaiſchen Rechts, man ſolle das nicht einmal begehren, was des andern iſt, 2 B. Moſ. XX, 14. ſagt dieß ſo ſtark, daß er ſo gar den geheimen Wunſch, der Eigenthümer möchte doch bey aller meiner angewandten Mühe mir verborgen bleiben, misbilligen würde.

Wegen des Verlohrnen fand ebenfalls eine Eides-Delation an den, von dem man glaubte, daß er es gefunden hätte, ſtatt: wie ſtark aber die Wahrſcheinlichkeit hat ſeyn müſſen, auf die der klagende Eigenthümer ſich gründete, um den andern zum Eide zu nöthigen, kann man nicht ſagen, weil dieſes Eides nur beyläufig, und abermals in der Verordnung der Opfer für den Meineid, gedacht wird. 3 B. Moſ. V, 21.

Wer etwas Verlohrnes fand, es ſey Vieh, das in der Irre ging, oder Kleidungsſtücke, oder was es ſonſt war, lebloſes oder lebendiges Eigenthum, durfte ſich nicht darum unbekümmert laſſen, ſondern war ſchuldig, es in Verwahrung zu nehmen, und das Vieh ſo lang auf Koſten des Eigenthümers zu füttern, bis der es abholen laſſen konnte. 5 B. Moſ. XXII, 1-3.

Auch war man ſchuldig, dem Laſtthier, das ſtrauchelte oder unter ſeiner Laſt erlag, zu helfen, und zwar mit eben dem Fleiß und Anhalten, als der Eigenthümer

---

her zu ſchicken: denn ein wildes Thier, das Schaafe oder Ziegen zerreißt, pflegt nicht gerade die Zeit abzupaſſen, da ein Zeuge dabey iſt, der es ſiehet: und gemeiniglich würde das Schaaf nicht zerriſſen werden, wenn jemand in der Nähe wäre.

mer ſelbſt es that, oder gethan haben würde. Moſe drückt ſich ſo aus, man ſolle es nicht anders verlaſſen, als mit dem Eigenthümer, d. i. ihm ſo lange beyſtehen, und aufzuhelfen ſuchen, als der Eigenthümer ſelbſt, und erſt denn davon gehen, wenn der es hülflos liegen läßt, weil er ſiehet, daß ihm nicht zu helfen iſt. 2 B. Moſ. XXIII, 5. 5 B. Moſ. XXII, 4.

Dieſe beyden Pflichten ſollte man auch den Thieren, mit deren Eigenthümer man in Feindſchaft lebte, erzeigen: und die eben angeführten Stellen nennen den Ochſen und Eſel des Feindes ausdrücklich. Dieß iſt billig, denn wir erwarteten es doch von unſerm Feinde, daß er menſchlich genug ſeyn würde, uns mit Vergeſſung der Feindſchaft in der Noth beyzuſtehen, oder doch nicht ſo klein, eine Feindſchaft bis auf das am ganzen Streit unſchuldige Thier, das vor ſeinen Augen litte, auszudähnen. Was wir erwarten, ſollen wir wieder erzeigen, und wenn wir auch Moral nicht hören wollen, ſo iſt es doch unter einem Volk von Ackerleuten und Hirten, dem Reichthum und Wohlſtande des Ganzen wichtig, daß Laſtthiere nicht umkommen. So würde etwan bey uns verordnet werden, falls es nöthig wäre, auch des Feindes Haus wie das eigene zu löſchen.

So billig dieß Geſetz Moſis ausſiehet, ſo muß man ſich doch dabey erinnern, daß es nicht uns, ſondern einem Volke gegeben ward, in dem ordentlich ein jeder Vieh hatte. Alſo trat einmal die groſſe Pflicht des Reciproci ein, die bey uns, wenigſtens in Städten wegfällt, weil nur wenige Vieh haben: und dabey war ordentlich niemand ſo ungewohnt mit Vieh umzugehen, und ihm aufzuhelfen, als bey uns der Einwohner der Städte iſt. Dieſer letzte Umſtand iſt ſonderlich zu bemerken. Ich geſtehe es, das Geſetz vom Aufhelfen der Thiere würde in Deutſchland ſehr wunderlich ſeyn, wenn ihm keine Einſchränkung auf einen gewiſſen Theil der Nation beygefüget wäre: denn wer in der Jugend nicht mit Thieren umgegangen iſt, lernt ſelten diejenige Dreiſtigkeit, mit ihnen um-

umzugehen, die erfodert wird, wenn man ihnen aufhelfen ſoll, ohne ſich ſelbſt zu beſchädigen. Vielleicht ſitzt er vollkommen gut zu Pferde, und kann alles, was zum guten Reuter gehöret, wenn er auf dem Pferde iſt, aber einem unter der Laſt umgefallenen Pferde aufzuhelfen, oder ein flüchtiges anzuhalten, möchte ſeine Sache nicht ſeyn. Dazu kommt noch, daß unter uns blos das Pferd, nicht aber Ochſe oder Eſel ſo ehrlich ſind, daß der Vornehme ihnen aufhelfen kann, ohne lächerlich zu werden: allein bey einem Volk, das ganz aus Ackerleuten, die mit dem Ochſen und Eſel pflügten, beſtand, und keinen gebohrnen Adel hatte, fiel alle dieſe Thorheit, auf die ein Geſetzgeber hätte reflectiren müſſen, weg.

Von Verbindlichkeiten und Rechten gegen Thiere.

§ 164.

Billigkeit, und Mitleiden gegen Thiere überhaupt.

Man wird überhaupt in den Geſetzen Moſis finden, daß er auch gegen Thiere Billigkeit und Güte beobachtet, und nicht nur die Grauſamkeit ſelbſt, ſondern auch den Schein der Grauſamkeit vermieden wiſſen will. Ein bürgerliches Geſetz hat zwar nicht nöthig für die Rechte der Thiere zu ſorgen, weil dieſe keine Bürger ſind: allein das Verhalten gegen die Thiere hat in die Sitten und Denkungsart eines Volks auch gegen Menſchen ſo viel Einfluß, indem der, der ſich bey Thieren Grauſamkeit und Unempfindlichkeit angewöhnet, auch leicht gegen Menſchen grauſam und hartherzig wird, daß bisweilen der Geſetzgeber mit hierauf zu achten hat, um ſein Volk nicht verwildern zu laſſen. Ich will mich nicht auf alte Griechiſche Geſetzgeber berufen, denn die waren oft

zu ſpeculativiſch, und gaben zu kleinen Staaten, oder Städten Geſetze, als daß man ihnen Erfahrung zutrauen konnte: ſondern die Sache nur mit Einem Beyſpiel erläutern, das fühlbarer iſt, und auch in den Sitten oder Geſetzen neuerer groſſer Völker Einfluß gehabt hat.

Nachdem nicht mehr jeder ſein Vieh ſchlachtet, ſondern wir eine eigene Gilde von Schlächtern haben, ſo müſſen ſich die Schlächter freilich gewöhnen, Thiere, von denen ſie nicht beleidiget ſind, zu ſchlachten, und das auf eine viel langſamere und grauſamere Weiſe, als der Jäger, der das Wild durch einen Schuß tödtet. Es iſt nichts unrechtmäſiges dabey, allein ſie thun das, was ſonſt jeder Hauswirth oder ſein Knecht ſeltener gethan haben würde, ſo oft, daß ſie ſich gegen den Anblick härten, und unmitleidig werden müſſen. Den Einfluß dovon in ihre Gemüthsart bemerkt ſchon das gemeine Auge: es trauet ihnen nicht ſo viel Mitleiden und Zärtlichkeit gegen menſchliches Blut zu, als andern Ständen. In der That hört man auch häufiger von Grauſamkeiten und Mordthaten, die Fleiſcher, als die andere reiche und angeſeſſene Bürger begangen haben. Etwan meine eigene Empfindung bey einem mir völlig neuen Anblick zu beſchreiben, und zu fragen, ob nicht mancher des Anblicks ungewohnter Leſer mit mir ſympathiſiren wird? Ich erſtaunte, als ich in Deutſchland einmal in eine Gegend kam, in der ordentlich der Gaſtwirth ein Fleiſcher, und das Wirthshaus an den Fleiſcherhunden kenntlich war: mir kam es auf deu erſten Blick indelicat vor, da ich aber hörte, daß recht mit Bedacht beyde Lebensarten mit einander verbunden zu werden pflegten, weil ein Fleiſcher am leichteſten ſeine Gäſte ſpeiſen könnte, und daß ſogar deshalb ein vornehmes Wirthshaus in der Provinzialſprache der Schlund heiſſe; ſo fiel mir der Gedanke ein: aber iſt dieß für die Gäſte ſehr ſicher? ſollten nicht in dieſem länglichen ſich ſo unterſcheidenden Strich, falls die Policey nicht ſehr genau iſt, Mordthaten häufiger als anderswo ſeyn? Ich erfuhr zwar nicht, daß dergleichen in Wirthshäu-

ſern

ſern geſchähe, und wirklich ich war zu kurze Zeit da, um mich darnach zu erkundigen: allein ich lobte mir doch in meinem Herzen mein Vaterland, und Niederſachſen, und Holland und England, wo das Wirthshaus nicht das Metzgerhaus zu ſeyn pflegte. Ich ſage blos, wie mir die Sache auf den erſten Blick vorkam, und vermuthlich werden mehrere ſolcher Wirthshäuſer ungwohnte Leſer eben ſo denken oder fühlen. In England haben die Geſetze auch daran gedacht, und den Schlächter vom Richteramt (*) der Zwölfe ausgeſchloſſen, weil ſie bey ihm nicht die nöthige Schonung und Zärtlichkeit gegen Blut oder Schmerz erwarteten: hier haben wir alſo einmal das Recht, nicht eines kleine Griechiſche Städte bildenden Philoſophen, ſondern eines groſſen Volks, das den Einfluß unſeres, auch unſchuldigen, Verhaltens gegen Thiere in die Bildung des Herzens zur Grauſamkeit oder Zärtlichkeit gegen Menſchen in Acht nimmt.

Von den meiſten hieher gehörigen Geſetzen Moſis werde ich noch beſonders handeln, oder habe ſchon von ihnen gehandelt, weil ſie noch andere vom bloſen Mitleiden gegen die Thiere verſchiedene Abſichten haben, die ſie vielleicht, um zwey Zwecke zugleich, und den einen der blos auf Nutzen des Landes gehet, deſto gewiſſer zu erhalten, in Mitleiden einkleiden: allein es wird doch nicht unangenehm ſeyn, ſie hier auf Einen Blick zu überſehen. Dem Thier des Feindes, das unter der Laſt erlieget, ſoll man aufhelfen: (**) dem Ochſen, der da driſchet, nicht das Maul verbinden: (***) ſchlechterdings kein Thier caſtriren: (****) die Kuh nicht mit ihrem Kalbe, und Schaafe oder Ziege nicht mit dem Böckchen an Einem Tage ſchlachten: (*****) das Böckchen nicht in

(*) *Jury.*

(**) §. 163.

(***) §. 130.

(****) 3 B. Moſ. *XXII*, 24. Abhandlung von der Schaafzucht der Morgenländer, §. 12.

(*****) 3 B. Moſ. *XXIII*, 28.

der Milch ſeiner Mutter zubereiten, d. i. nicht in aus Milch gemachter Butter, ſondern in Oel braten: (*) wenn man außerhalb ſeines eigenthümlichen Grundes ein Vogelneſt findet, nicht die Mutter mit den Jungen nehmen, ſondern die Mutteer fliegen laſſen: (**) am Sabbath ſollen die Thiere, die unſer Eigenthum ſind, Ruhe haben, und des Sabbaths mit genieſen: (***) auch das Sabbathsjahr ſoll zugleich für das Wild eine Wohlthat, und dem erlaubt ſeyn, in dieſem Jahre auf den Brachfeldern zu weiden. (****)

Aber thut, das fällt mir noch als eine Frage mancher Leſer ein, das Moſaiſche Recht nicht das äuſſerſte Gegentheil von dem, was vorhin als ein vernünftiges Engliſches Recht angeführt iſt? Macht es nicht, da der Hoheprieſter der oberſte Rechtsgelehrte war, und die Richterämter meiſtentheils mit Leviten beſtellt wurden, (*****) ordentlich Schlächter zu Richtern? Der Priſter mußte ja das Opfer ſchlachten, und der Levite war ſein Gehülfe: ob es ein Opferſchlächter, oder ein gemeiner Metzger iſt, der über unſer Blut urtheilt, das verſchlägt wenig: der eine ſo wol als der andere hat ſich durch Schlachten der Thiere gegen Blut und Schmerz der Menſchen gehärtet.

Ich könnte hier mancherley wahres ſagen, z. E. daß ein groſſer Unterſcheid zwiſchen dem höchſten Richter, an den blos die ſchwerſten Rechtsfälle durch eine Art von Appellation oder da man ſein Reſponſum ſucht, gelangen, und dem ordentlichen Richter iſt: wäre auch jener

(*) 2 B. Moſ. *XXIII*, 18. *Commentatio de legibus a Moſe eo fine latis, ut Jſraelitis Ægypti cupidis Palæſtinam caram faceret*, §. 10.

(**) 5 B. Moſ. *XXII*, 6. 7. Eine über dieß Geſetz geſchriebene Diſſertation findet man im 2ten Theil meines *Syntagma commentationum*, Num. 4.

(***) 2 B. Moſ. XX, 10.

(****) 3 B. Moſ. *XXV*, 7.

(*****) §. 52.

jener, (jetzt der Hoheprieſter) nicht ſo zärtlich gegen Blut der Menſchen, ſo iſt es kein großes Unglück, weil die Sache erſt nach längeren Unterſuchungen des Facti an ihn kommt, und er in keiner Leidenſchaft iſt, auch wol den Beklagten nie geſehen hat: bey uns muß ja das Todesurtheil des Unterthanen noch wol zur Unterſchrift zuletzt an einen Helden kommen, der des Anblicks eines Schlachtfeldes gewohnt iſt, darauf menſchliche Leichen bey Tauſenden liegen: und wir ſtehen doch dabey nicht übel, weil er nicht Unterſucher des Facti oder Engliſcher Jury, auch nicht Affaſter des erſten Urtheils, ſondern die letzte Inſtanz iſt, die vielleicht begnadiget, wenn andere verdammet haben: ferner, daß Moſe nicht eigentlich befiehlt, die Richter aus den Leviten zu wählen, ob er gleich zum vorausſetzen mag, daß es geſchehen werde, da dieſer Mann ſich der Gelehrſamkeit widmete: endlich, daß ſo manche Völker Richter- und Prieſteramt mit einander verbunden haben, alſo Moſe blos das alte Herkommen hierin beybehalten hätte. Aber ich will dieß alles weglaſſen, und nur erinnern, daß die Prieſter oder Leviten zu Moſis Zeit nicht ſo viel mit den Schlachten der Opfer zu thun hatten, als in ſpäteren Zeiten bey geänderter Lebensart des Volks. Der Iſraelite, der ein Opfer brachte, ſollte es ſelbſt ſchlachten, und der Prieſter nahm nur die heiligen Handlungen auf dem Altar mit dem Opfer vor. So verordnet es wenigſtens das Geſetz 3 B. Moſ. I. und III, und die Sache ging auch damals an, weil Moſe einem aus Ackerleuten und Hirten beſtehenden Volk Geſetze gab, in welchem ordentlich jeder verſtand, mit dem Schlachten eines Thieres umzugehen Der Prieſter hatte alſo eigentlich nur die öffentlichen Opfer für das ganze Volk zu ſchlachten, z. E. das tägliche Morgen und Abendopfer: dieſer aber waren nicht ſo viele, daß das Schlachten ſehr oft an einerley Prieſter kommen, und ihn unbarmherziger machen konnte als andere Iſraeliten. Mit der Zeit änderte ſich dieß freilich, und viele Jahrhunderte nachher findet

man in den Büchern der Chronik, (*) daß nicht mehr der Opfernde ſelbſt ſein Opfer ſchlachtete; vermuthlich, weil mancher Iſraelite ſich nicht damit zu behelfen wußte; um die Zeit hätte alſo freilich das Richteramt gleichſam in die Hände von Schlächtern fallen können, wenn nicht die in Städten zu Richtern geſetzten Leviten eben durch dieß ihr Amt vom Dienſt des Altars abgehalten und diſpenſirt waren, denn der Richter muß doch ordentlich in ſeiner Stadt gegenwärtig ſeyn. Eigentlich habe ich es hier mit dieſer ſpätern Zeit nicht zu thun: ſondern mit dem urſprünglichen Moſaiſchen Recht: und in Ermangelung hiſtoriſcher Nachrichten kann ich nicht ſagen, ob? und wie ſie einer Inconvenienz, die die Folge der nach vielen Jahrhunderten ſich ändernden Lebensart oder Vergeſſung der alten Opfergebräuche unter dem gemeinen Mann war, vorgebeuget haben mag?

§. 165.

Eintheilung der Thiere, ſo wie ſie einem Geſetzgeber vorkommen.

Die Thiere, ſo wie ſie etwan einem Geſetzgeber vorkommen müſſen, ſind:

1) häusliche, die jemandes Eigenthum ſind.

2) wilde, die im eigentlichen Verſtande niemandes Eigenthum ſind. Dieſe letztern können wieder von viererley Art ſeyn.

a) Eßwildpret, oder wie es Moſes nennet, reine aber dabey wilde Thier. (Hirſch, Reh, Jachmur u. ſ. f.)

b) andere die zwar nicht gegeſſen werden, aber doch ordentlich den Menſchen nicht anfallen, und die ich deshalb unſchädliche nennen will. Selbſt die Raubvögel gehören unter dieſe Claſſe

(*) 2 Chron. *XXXV*, 6. 11.

ſe, denn ob ſie gleich vom Raube anderer Thiere, ſonderlich der wehrloſern Vögeln leben, ſo pflegen ſie ſich doch gemeiniglich an Menſchen nicht zu wagen, oder ſie zu verletzen. — Uns könnten ſie vielleicht verhaßter ſeyn, als einem Iſraeliten, weil bey uns nicht blos der Landmann, ſondern auch der reiche oder mittelmäſige Einwohner der Städte Hühner hält, daher das ganze Land den Habicht wie einen Räuber anſehen muß. Allein die Iſraeliten gaben ſich gar nicht mit der Hühnerzucht ab: in der ſo öconomiſch beſchriebenen Geſchichte Abrahams, Iſaaks und Jacobs, von deren Viehzucht ſo oft geredet wird, kommt nichts von Hünern vor, auch nichts in den Opfergeſetzen: ſelbſt ihr Name mangelt in der Hebräiſchen Bibel, (einem Buch, das ſonſt eine ſonſt eine ſolche Menge von Thieren nennet) wenn er nicht etwan in einem beym Anfang der Babyloniſchen Gefangenſchaft geſchriebenen Buch ſtehet, (*) und durch die Abſchreiber unkenntlich gemacht iſt. Die Iſraeliten müſſen alſo wol keine Hühner gehabt haben, und nun iſt es nicht zu verwundern, wenn die auf andere Weiſe ſonderlich in einem war-

(*) (*Dagag*) Ich habe einen Verdacht, von dem ich hier die Gründe nicht ausführen kann, daß Jerem. *XVII*, 23. anſtatt *Dagad Dagag* zu leſen, und zu überſetzen ſey: Die Henne locket, was ſie nicht gebohren hat. Die Henne ſtiehlt bisweilen fremde Eyer; brütet ſie aus, und locket denn die Küchelgen, als wenn ſie ihre eigenen wären; ſind ſie aber etwan gar nicht vom Hühnergeſchlecht, ſondern Enten u. ſ. f. ſo verlaſſen ſie bald ihre ſich dafür haltende Mutter. Mit einer ſolchen ſtehlenden Klucke würde der Geitzige verglichen, der unrechtes Gut an ſich gebracht hat. Es verläßt ihn, und fliegt davon. Gewiß iſt dieſe Erklärung nicht, und wenn dort Jeremias nicht von Hünern redet, ſo kommt im ganzen Alten Teſtament nichts von von ihnen vor, ſondern erſt in der Zeit, da die Juden unter den Römern ſtanden.

men Lande überaus nützlichen Raubvögel im Moſaiſchen Geſetz nicht ſo verhaßt ſind als ſie in unſern zu ſeyn pflegen, wo man die Belohnungen auf ihren Kopf ſetzet.

Für dieſe zwey erſten Gattungen von Wild ſorget Moſes in ſeinen Geſetzen.

c) Reitzende Thiere, die Menſchen anzufallen pflegen, und Schlangen: ich möchte ſie mit Einem Wort, menſchenfeindliche nennen. Dieſen zur Gunſt und zur Erhaltung hat Moſes gar kein Geſetz gegeben.

d) Fiſche. Auch für dieſe ſorget Moſis Recht nicht, und es iſt nicht zu verwundern. Im wüſten Arabien, wo er Geſetze gab, waren keine Fiſche: Paläſtina hatte auch keinen ſolchen Ueberfluß an fiſchreichen Waſſern, daß man ſchon zum voraus in der Wüſte hätte Geſetze zu Erhaltung der Fiſche geben müſſen, ſondern Moſe konnte dieß der künftigen Local-Policey ſolcher Stämme, als etwan an den fiſchreichen See Genezareth zu wohnen kommen würden, überlaſſen.

§. 166.

Von häuslichen Thieren inſonderheit: von Rindern, Eſeln, Pferden.

Unter den häuslichen Thieren war nach der Oekonomie und Denkungsart der Iſraeliten der Ochſe bey weitem das vornehmſte, und dieß hatte in die Geſetze Moſis, ſelbſt in ihre Schreibart, wenn von Thieren etwas verordnet wird, einen Einfluß. Er pflegt alsdenn bisweilen nur ein einziges reines oder unreines Thier zu nennen, und was er von dem befiehlt, ſoll auf alle gelten: dieß Thier pflegt gemeiniglich der Ochſe, wenn er aber ein reines und unreines Thier nennen will, der Ochſe und Eſel, und wenn blos von unrei-

nen Thieren die Rede iſt, der Eſel zu ſeyn. 2 B. Moſ. XXI, 33. XXIII, 4. 5. 12. XXXIV, 20. 5 B. Moſ. XXII, 4. (*) Selbſt in den zehn Geboten kommen Ochſen und Eſel auf dieſe Art zweymal vor, 2 B. Moſ. XX, 14. 5 B. Moſ. V, 14. 18.

Dieſer Vorzug, den Volk und Geſetzgeber dem Rindvieh geben, rühret theils von ſeiner Wichtigkeit in der Oekonomie, theils vom hohen Alter der Geſetze, das gerade durch dieß innere Merkmal recht kenntlich wird, theils von dem langen Aufenthalt der Iſraeliten in Aegypten her.

Unter einem Ackerbau treibendem Volk, oder vielmehr, einem Volk von Ackerleuten, hatte das Rind vor allen andern zur Speiſe dienenden Thieren dadurch einen überaus großen ökonomiſchen Vorzug, daß es ordentlich beym Ackerbau gebraucht ward, und zwar nicht blos zum Pflügen des Feldes, ſondern auch zum Ausdröſchen, oder eigentlich, Austreten des geernteten Getraides: (**) denn mit Pferden zu pflügen, daran dachte damals niemand, ſondern es geſchahe entweder mit Ochſen oder Eſeln, welche letzteren aber ein Jude nicht eſſen, auch die Milch davon nicht genieſſen durfte, wie wir ſie auch nicht zu eſſen pflegen. Oekonomen glauben, daß es noch jetzt viel beſſer um unſere Landwirthſchaft ſtehen würde, wenn mit Rindern, die weder im Ankauf noch Unterhalt ſo viel koſten, als Pferde, und deren Fleiſch und Milch uns Nahrung iſt, gepflüget würde: der Umſtand kommt noch dazu, daß das Pferd gemeiniglich das einzige, wodurch es ſo ſehr ſchätzbar iſt, den muntern und leichten Gang, verliert, wenn es vor den Pflug geſpannet wird. Doch alle dieſe ökonomiſchen Gedanken, die jetzt ſonderlich in Eng-

---

(*) Stellen, wo noch neben dem Ochſen und Eſel das Schaaf ſtehet, wenn Exempel von Thieren gegeben werden ſollen, ſind 2 B. Moſ. *XXII*, 3. 8. 9.

(**) Paulſens Nachrichten vom Ackerbau der Morgenländer, §. 40. 41. 42.

land mit Eifer wiederholt werden, auf die Seite geſetzt, ſo war der Irrthum, mit Pferden zu pflügen, damals noch gar nicht entſtanden.

Je weiter man in die alte Zeit hinaufgehet, je mehr findet man, daß Völker die Hülfe des Ochſen beym Ackerbau mit einer wirklichen Zuneigung gegen dieß Thier und Art von Dankbarkeit erwiederten. Man ſahe es als den Gehülfen der Menſchen an, und ſtellete ſich eine noch ältere güldene Zeit vor, in der es unerlaubt geweſen ſey, Rinder, denen wir unſer Brodtkorn ſchuldig ſind, zu eſſen.

Ante etiam ſceptrum Dictaei regis, & ante
Impia quam caeſis gens eſt epulaeta juvencis,

iſt Virgils uns von Schulen her bekannter Ausdruck: (*) und die Hebräer hatten eben eine ſolche Mythologie. Wenn Jeſaias die wiederkommende güldene Zeit mahlen will, ſo hat ſie das Recht: wer einen Ochſen ſchlachtet, iſt wie einer, der einen Mann erſchlüge, d. i. er wird dem Mörder gleich geachtet. (**) Man begreift leicht, daß zunächſt auf die Erfindung des Ackerbaues, (nemlich deſſen, der nicht wie Gartenbau mit der Hand, ſondern ſo viel leichter und geſchwinder mit dem Pfluge geſchahe) eine ſehr groſſe Seltenheit des Rindviehes hat erfolgen müſſen, weil man vorhin dieß Thier noch nicht ſo reichlich gezogen hatte, als es nun zum Ackerbau nöthig war: daß daher alte Völker ſehr auf die Vermehrung der Race haben ſehen, ſich wol ſelbſt das Eſſen des Rindviehes unterſagen, und das Schlachten deſſelben mit ſchweren Strafen belegen können. Je älter die Völker ſind, deſto näher kommen ſie dieſer Zeit, und deſto mehr haben ſie in

(*) *Georg. II, 535. 536.*

(**) Jeſaiä *LXVI,* 1-3. Mehr hiervon findet man in meinem Zuſatz (*Epimetron*) zu des Biſchof Lowth neunter *Praelectione de poëſi Hebraeorum.*

in einem noch nicht durch Verfeinerung der Denkungsart von Dankbarbeit gegen Thiere abgewöhnten Zeitalter, wirklich gegen dieß nützliche Thier von Dankbarkeit und Zuneigung empfinden können. Zu unſerer Zeit iſt ſie blos für Pferde und Hunde übrig geblieben, denn mit dieſen Thieren, und nicht mit dem Ochſen, ſtiften die Vornehmen Bekanntſchaft. Von dieſer alten Hochachtung der Ochſen haben andere viel ausführlicher und gelehrter gehandelt; mir iſt weniges zum dießmaligen Endzweck genug.

Iſt irgendwo das, was man von der güldenen Zeit erzählt, einmal nicht bloße Fabel geweſen, ſo müßte es in Aegypten, dieſem Sitz des Ackerbaues, ſeyn: denn daß die Aegyptier auf das Tödten mancher ihrem Lande vorzüglich nützlicher Thiere, die ſie heiligten, Lebensſtrafe geſetzt, und mit gröſſerer Strenge als die Strafen des an Menſchen begangenen Mordes vollzogen haben, daß ſie das Rind wegen des Ackerbaues vorzüglich hoch ſchätzeten, und daß ſonderlich die Kuh, unter allerley religieuſem von der Seelenwanderung hergenommenen Vorwand, von ihnen geheiliget iſt, kann ich wol als bekannt zum voraus ſetzen.

Von dieſer Hochachtung oder Dankbarkeit der alten Völker gegen das Thier, das ihnen den vorhin ſchweren Ackerbau ſo ſehr erleichterte und ausdähnen half, iſt das oben erklärte Geſetz (*) welches verbietet, dem Ochſen, der da driſchet, das Maul zu verbinden, ein Ueberbleibſel. Auf ihre ökonomiſche Wichtigkeit, und den, wo keine Ochſen waren, liegen bleibenden Ackerbau ward auch geſehen, wenn die diebiſche Entwendung eines Ochſen ſchärfer beſtraft ward, als anderer Diebſtal. (**) Doch hiervon unten, im Criminalrecht.

Zu

(*) §. 130.

(**) 2 B. Moſ. *XXI*, 37.

Zu eben dieſer Hochachtung, und, wenn ich es ſo nennen ſoll, Dankbarkeit gegen die Ochſen, mag es auch vielleicht gehören, daß 5 B. Moſ. XXII, 10. verboten wird, Ochſen und Eſel zuſammen vor Einen Pflug zu ſpannen: in welchem Geſetz doch andere etwas bildliches ſuchen, bald ein in der That ſehr dunkel ausgedrucktes Verbot fremder Heyrathen, (die doch wirklich nicht verboten waren, (*)) bald eine Abmahnung von Umgang mit den Heyden. Dafür wollte ich lieber ſagen, Moſes richte ſich nach der Denkungsart der alten Zeit, lehre aber zugleich an dem Exempel des Ochſen, daß man den Knecht oder Tagelöhner, der für uns arbeitet, und uns unſer Brodt erwerben hilft, nicht herunter ſetzen ſolle, und gewöhne die Iſraeliten ſelbſt ſchon bey dem unter ihnen hochgeachteten Thier zu dieſer Dankbarkeit, kurz, es ſolle hier eben ſo ein Schluß a minore ad majus gelten, als §. 100. des zweyten Theils bemerkt iſt.

Von Pferden, die in unſerer Oekonomie, und auch wegen unſerer kriegeriſchen Verfaſſung, das Hauptthier ſind, und für welche die neuere Geſetze wol in dem Grad ſorgen, daß Pferddiebſtal am ſtrengſten beſtraft wird, findet man in Moſis Geſetzen nichts, auſſer nur, das §. 54. n. 5. angeführte Verbot, daß der König keine allzuſtarke Cavallerie, oder ſonſt übermäſſige Zahl von Pferden, halten ſoll.

Das zehnte Gebot würde, wenn es zuerſt für Deutſche gegeben wäre, heißen müſſen, du ſollſt deines Nächſten Pferd, oder Ochſen, oder was ſonſt ſein Eigenthum iſt, nicht verlangen: anſtatt deſſen heiſſet es 2 B. Moſ. XX, 13. du ſollſt deines Nebenmenſchen Ochſen, Eſel oder was ſonſt ſein Eigenthum iſt, nicht verlangen.

Die Urſache davon iſt, daß das Pferd zu Moſis Zeit und bis auf Salomon unter den Iſraeliten ungewöhn-

(*) Th. II. §. 100.

wöhnlich war, und ſie ſich des Ochſen (ſonderlich des geſchwinder laufenden, in Aſien gewöhnlichen Büffelochſen) des Eſels, des Mauleſels, und des Cameels zum Laſtthier bedienten. Ich werde künftig von der älteſten Geſchichte der Pferdezucht in einem der folgenden Theile meiner vermiſchten Schriften handeln; hier will ich nur, doch mit Verſparung des Beweiſes bis auf jene Ausführung, ſo viel davon excerpiren.

Die Reichthümer und Heerden der Patriarchen, Abrahams, Iſaaks und Jacobs, beſtanden in Schaaf- Ziegen- und Rindvieh, Eſeln, und Cameelen: Pferde hatten ſie nicht. Dieſe trafen ſie zuerſt, desgleichen auch die im Alterthum ſonſt ſeltenen Reiſewagen, in Aegypten an; und zu Moſis Zeit hatte der König von Aegypten Stutereyen, und eine ſehr groſſe Cavallerie, die auch wirklich zum Schutz des überaus ebenen Landes, oder auch es in Gehorſam zu halten, und auswärtige Eroberungen zu machen, ſehr wichtig ſeyn konnte. Hiob hatte unter ſeinen Heerden gleichfalls keine Pferde, (keine Stutereyen, müßte ich eigentlich ſagen:) man findet zwar in ſeinem Buche eine überaus mahleriſche und prächtige Beſchreibung des Pferdes; allein es iſt blos das kriegeriſche Pferd. Als die Iſraeliten aus Aegypten gehen, ſind ſie, und die Araber, deren Gränze ſie berühren, noch eben ſo von Pferdezucht entfernt, als die Patriarchen: ſie ſpannen Ochſen vor die Wagen, auf denen die zerlegte Hütte des Stifts nebſt andern Heiligthümern fortgebracht werden ſoll, und im Kriege gegen die Midianiter erbeuten ſie, Schaafe, Rinder, Cameele, Eſel: aber keine Pferde. Im Buch der Richter haben die Cananiter Pferde und Kriegeswagen, die Iſraeliten aber nicht, daher auch dieſe gemeiniglich zu furchtſam ſind, ſich in die Ebenen zu wagen, und ſich mit ihren Eroberungen häufig nur auf die Gebirge einſchränken. Zu Sauls Zeiten war in Arabien die Pferdezucht auch noch nicht eingeführt, und in einem Kriege mit etlichen Arabiſchen Völkern erbeuten die Iſraeliten, Cameele, Schaa-

ſe, und Eſel, aber keine Pferde. Davids Feinde führen gegen ihm eine ſtarke Cavallerie zu Felde, und in den Pſalmen kommt das Pferd gemeiniglich nur auf der Seite der Feinde des Volks GOttes vor: die Iſraeliten waren ſeiner wirklich noch ſo ungewohnt, daß David, als er in einer großen Schlacht eine anſehnliche Zahl von Cavallerie gefangen bekam die, meiſten Pferde lähmete, und denn wieder laufen ließ, weil er ſie zu nichts zu gebrauchen wußte. Salomon errichtete zuerſt eine, nach dem, was jetzt gewöhnlich iſt, ſehr mäßige Cavallerie: trieb auch zum Vortheil der Crone mit Aegyptiſchen Pferden einen Handel. §. 59. n. 9.) Um die Zeit aber war doch noch eigentlich Aegypten das Vaterland der beſten Pferde, und Arabien hatte keine Pferdezucht, denn ſonſt würden die Phöniciſchen Könige nicht aus der zweyten Hand von Salomon für den ihm ſelbſt beliebigen Preis Aegyptiſche Pferde gekauft, ſondern lieber die Arabiſchen aus der erſten Hand genommen haben. Auch das war ſonderbar, daß ein Pferd ſo viel galt wie das andere, nemlich 150 Seckel, welches zeigt daß man die Tugenden der Pferde noch nicht mit dem Auge eines Liebhabers kannte. Noch um die Zeit, da Jeruſalem von Nabucadnezar erobert, und zum erſtenmal zerſtöret ward, ſcheint Arabien keine Pferde gehabt zu haben, denn die Tyrier kaufen ihre Pferde aus Armenien. Arabien alſo, von dem ein großer Theil unter den Iſraeliten ſtand, (*) muß wol nicht, wie Buffon meint, das erſte nnd natürliche Vaterland der Pferde ſeyn, ſondern ſeine Pferde erſt ſpät aus andern Ländern bekommen haben: und wenn nachher die Arabiſchen Pferde die beſten in der Welt geworden ſind, ſo mag es vermuthlich von eben der Urſache herrühren, die jetzt die Engliſchen Pferde ſo ſehr veredelt hat, dem Hang der Nation zu Pferderennen. (**) Wo dieſe das gewöhnliche Ver-

(*) §. 23. 24.

(**) Wenigſtens Kenner der Pferdezucht urtheilen ſo, und ſchreiben die Vorzüge der Engliſchen Pferde die ſo weit gehen, daß

Vergnügen eines Volks ſind, dabey Wetten angeſtellet, und Preiſe ertheilet werden, wird ſich jeder darauf legen, die beſten Pferde zu ziehen: und dieſe Pferderennen finde ich bey den Arabern gewöhnlich: So viel der kurze Auszug, und das Reſultat, einer noch künftigen Abhandlung.

Bey dieſen Umſtänden iſt nun nicht zu verwundern, daß die Geſetze Moſis von einem Thiere ſchweigen, welches bey uns ſo hoch geſchätzet wird. Unbekannt konnte dem im Aegypten erzogenen, und von Pharao mit Cavallerie verfolgten Moſes der Gebrauch des Pferdes im Kriege, oder zum Reiten freilich nicht ſeyn, wenn er auch nicht der Verfaſſer der überaus ſchönen poetiſchen Beſchreibung des Pferdes im Buch Hiob, (*) Cap. XXXIX, 19-25. ſeyn ſollte. Allein da er ein Volk von Ackerleuten, und nicht von Erobern ferner Länder ziehen wollte, und Paläſtina wegen ſeiner Lage nicht viel Cavallerie zur Vertheidigung nöthig hat, (§. 54.

n.

---

daß auch der König von Preußen mit großen Koſten aus England Cavalleriepferde kommen läßt, dem Pferderennen zu. Denn weil hier mit einem Pferde ſo viel zu gewinnen iſt, ſo läßt der Engländer mit den gröſseſten Koſten ſelbſt aus Arabien die beſten Hengſte kommen, dadurch die Arabiſche Geſchwindigkeit mit der Größe des Engliſchen Pferdes verbunden, überhaupt aber die *Race* veredelt wird. — Vielleicht war unter allem Neuem, das der Grav Struenſee in Dännemark einführte, das Pferderennen eins der nützlichſten, nur zu koſtbar, und auf andere Art der Nation nachtheilig. Hätte er es nicht bey Coppenhagen, ſondern den Hamburgern zum Divertißement nahe bey Hamburg angelegt, und die reichen Hamburger hätten daran Geſchmack gefunden, und recht auf Engliſch wetten wollen, ſo würde die Däniſche Pferdezucht ſehr dabey auf fremde Unkoſten gewonnen haben.

(*) Darf ich meinen Leſern hier in Andenken bringen, daß ich das Buch Hiob für ein moraliſches Gedicht halte, und vermuthe, Moſe ſey ſein Verfaſſer. Wer mehr davon wiſſen will, wird es in meinen *Prolegomenis in Jobum, editis in uſum auditorum*, finden.

n. 5.) ſo konnte er ſehr wohl unterlaſſen, die noch ungewöhnliche Pferdezucht bey ſeinem Volk einzufüh- ren. Sie nimmt ohnehin ſehr viel Land zum Unterhalt der Pferde weg, das ſonſt für Menſchen angewandt werden könnte: ein Satz, der jetzt in England ſo oft ge- hört wird, wo man die erhöhen Kornpreiſe, über die geklaget wird, zur Hälfte der allzugroßen Menge von Pferden zuſchreiben will. Man ritt auch damals we- niger, und fuhr faſt gar nicht, weil die Wege noch nicht dazu eingerichtet waren,(*) ſondern that ſeinen Weg zu Fuße: will man aber reiten, ſo iſt im armen Ara- bien das vergnügſame Cameel, das ſo wenig Futter braucht, auch gewöhnt werden kann, alle vier Tage nur Einmal zu trinken, das vortheilhafteſte Laſtthier. So commode iſt es freilich nicht, als das Pferd, allein wer bequem reiſen wollte, gebrauchte den Eſel, der im Süden viel munterer und edler iſt, als bey uns im Norden, (in Aegypten müſſen die Pferde im Gal- lop

(*) Wo man fahren ſoll, da muß ein ſicherer Fahrweg ſeyn, auf dem der Wagen nicht umſchlägt. In einem vollkommen ebenen Lande iſt der am erſten zu erhalten, und wirklich in Aegypten reiſete man ſchon zu Joſephs Zeit zu Wagen. 1 B. Moſ. *XXXXI*, 43. *XXXXV*, 19. 21. 27. *XXXXVI*, 5. allein in einem bergichten würde man nicht fortkommen, wenn es bloß ſo iſt, wie es uns die Natur giebt, hier zu ſchmal für den Wagen, und dort zu abhängig, und nicht ſchon durch den Fleiß einiger Menſchenalter nach Erfindung der Frachtwagen Fuhrwege durch das ganze Land mit Kunſt gearbeitet ſind. Die Frachtwagen wird der Kaufman in Pa- läſtina oder Arabien gewiß nicht erfunden haben, denn er hatte zu Fortbringung der Frachten das bequeme wenig zum Unterhalt koſtende Cameel. Unſer Fuhrwerk iſt wirklich ei- ne große Bequemlichkeit, die wir vor der alten Welt zum voraus haben; allein wir müſſen uns nicht einbilden, daß es von jeher geweſen, oder auch nur möglich geweſen iſt. Jedes Volk hat ſeine Zeit in der das Fuhrwerk aufkam, und in einigen Ländern iſt es noch nicht aufgekommen, ſon- dern man muß reiten oder gehen.

Gallop gehen, um dem Eſel, der trabet, gleich zu bleiben: (*) und in einem gebirgichten Lande nicht ſo leicht anſtößt, ſondern ſicherer gehet, als das Pferd. Doch auſſer dem allen war noch Ein Umſtand, der Moſe abhalten konnte, bey ſeinem Volk die unnöthige Pferdezucht einzuführen, den er ſelbſt 5 B. Moſ. XVII, 16. durchblicken läßt. Aegypten war damals das wegen der beſten Pferde berühmte Land, und blieb es auch noch viele hundert Jahre nachher: die Iſraeliten äußerten oft einen Hang, nach Aegypten zurückzukehren: (**) es war alſo nicht rathſam, ihnen durch Einführung der Pferdezucht Aegypten lieb, und Paläſtina, in dem bisher die Pferdezucht noch nicht verſucht war, unangenehm zu machen: denn gemeiniglich glaubt man, ſo unrichtig es auch iſt, die beſſere oder ſchlechtere Race von Pferden hänge blos vom Lande ab, in dem ſie fallen.

§. 167.

Sabbath für die Thiere.

Zu der Güte gegen die häuslichen Thiere gehörte, daß ſie des Sabbaths mit genieſſen, und an ihm ausruhen ſollten. 2 B. Moſ. XX, 10. XXIII, 12. 5 B. Moſ. V, 14. Freilich war dieß um der Menſchen willen nöthig, denn gemeiniglich kann ein Thier keine Arbeit thun, ohne daß Menſchen daran Theil nehmen: allein Moſes ſagt doch ausdrücklich, daß er hier auch mit für die Ruhe und Erholung der Thiere ſorge; am ſiebenten Tage, ſind ſeine Worte, ſollſt du feyren, damit dein Ochſe und Eſel Ruhe habe, und der Knecht und Fremdling ſich erhole.

(*) Maillet deſcription de l'Egypte, lettre IX. S. 29.
(**) Commentatio de legibus a Moſe eo fine latis, ut Iſraelitis Aegypti cupidis Paleſtinam caram faceret.

In der That ſcheint eine ſolche Abwechſelung von Arbeit und Einem Tage Ruhe zur längern Erhaltung der Thiere nöthig zu ſeyn. Das Thier, das Tag für Tag einerley Arbeit thut, wird früher ſtumpf und unbrauchbar. Wenigſtens ſehen wir dieß an dem Pferde, das wir etwas genauer kennen; (denn daß ein nicht auf dem Lande erzogener Schriftſteller von der Arbeit der Ochſen weniger weiß, und alſo lieber von Pferden redet, wird ihm der Leſer nicht verübeln.) Ein Pferd, das alle Tage drey Meilen gehen ſollte, würde nicht lange dauren, ob es gleich, wenn Raſttage dazwiſchen kommen, in gleicher Zeit ohne Schaden einen weiten Weg zurücklegen kann, z. E. in zehen Tagen gar wohl fünf und dreyſſig Meilen, wenn es drey Raſttage hat, und in den übrigen ſieben Tagen jedesmal fünf Meilen gehet. Dies iſt ſo bekannt, daß man auf jeder Reitbahn noch auſſer dem Sonntage den Pferden einen oder zwey Raſttage zu gönnen pflegt, um ſie bey Muth und Munterkeit zu erhalten; dahingegen die Poſtpferde, die beſtändig in Arbeit ſind, bald ſteif und unbrauchbar werden. Vermuthlich iſt dieß bey andern Laſtthieren eben ſo, ob ſie gleich nicht ſo viel Raſttage nöthig haben, als das Pferd. Alſo war dieſe Güte gegen Laſtthiere, und der für ſie verordnete Sabbath, auch öconomiſch vortheilhaft, und für ein Volk deſſen Vermögen großen Theils in Vieh beſtand, ein weiſes Geſetz.

§. 168.

Caſtriren der Thiere verboten.

Alles Caſtriren der Thiere verbietet Moſes im dritten Buch Cap. 22, 24. Ich will, weil über den Sinn ſeiner Worte geſtritten iſt, eine ſo buchſtäbliche Ueberſetzung von ihnen geben, daß jeder ſelbſt urtheilen kann: ein Thier, das zerdrückt, gequetſcht, ausgeriſſen, oder verſchnitten iſt, (dies waren die vier Arten der Caſtration) ſollt ihr Jehovah nicht bringen, und ſollt es in eurem Lande nicht machen. Zweyerley iſt

es alſo, was Moſe verbietet, 1) verſchnittene Thiere zu opfern, 2) verſchnittene Thiere im Lande zu machen, d. i. Thiere zu caſtriren. So verſtand man auch dieß Geſetz zu Joſephi Zeit, denn er ſchreibt, nach der Verordnung Moſis ſey es unerlaubt, Menſchen oder Vieh zu caſtriren. (my exeinai poiein ektomias, myte androdous, myte ton allon xoon, Antiquit. I. c. 8. §. 40.

Dies letzte iſt nur einigen gar zu unglaublich vorgekommen, und Clericus meint, (*) es ſey unbegreiflich wie man uncaſtrirte Ochſen ohne Gefahr habe bey dem Ackerbau gebrauchen können. Sie wollen deswegen, machen, auch vom Opfern verſtehen, und es iſt nicht zu leugnen, daß es im Hebräiſchen bisweilen dieſe Bedeutung hat. Ich kann aber aus folgenden Gründen nicht mit ihnen übereinſtimmen:

1) wenn die letzten Worte des Verſes das Opfern verſchnittener Thiere verbieten ſollen, ſo ſagt Moſes noch einmal, was er ſchon vorhin deutlicher geſagt hatte, und begeht eine Tavtologie. Ich geſtehe, daß dieſer Grund nicht entſcheidend iſt, denn mannigmal wird auch etwas wiederholt, das ſchon einmal geſagt war: doch geſchiehet es ſelten in alten Geſetzen, ſonderlich den die Kürze liebenden Moſaiſchen. Allein es kommt noch dazu,

2) daß dabey ſtehet, in eurem Lande. Dieß ſchickte ſich gar nicht, wenn von Opfern die Rede wäre, die nicht überall im Lande, ſondern blos an dem Ort, wo Gott ſein Heiligthum hätte, oder, wie es nach Luthers Ueberſetzuug heißt, wo er ſeines Namens Gedächtniß geſtiftet hatte, gebracht werden ſollten. Der Zuſatz macht einen deutlichen Gegenſatz des Landes gegen den einzigen Ort, wo geopfert ward, nnd verbietet an ir-

(*) *Quomodo ſine periculo poſſent tauris integris uti in agricultura aliſque operibus, vix intelligere eſt.*

gend einem Ort des Landes Thiere zu caſtriren, oder er wäre wieder in einem ſo kurzen Geſetz überflüſſig.

3) Ob ich gleich die Juden zu Joſephi Zeit für nichts weniger als für untrügliche Erklärer der Geſetze Moſis halte, und gewiß bin, daß ſie ſehr oft geirret haben, ſo fällt doch durch Joſephi Zeugniß der von Clerico gemachte Zweifel weg. Man ſiehet, daß die Juden zu Joſephi Zeit thaten, was Clerico ſo unmöglich vorkommt, keine Ochſen caſtriren, und dennoch mit Ochſen pflügen: alſo muß es möglich geweſen ſeyn.

In der That würde dieſer letzte Einwurf kaum einem Orientaler beyfallen können, ſondern blos einem Europäer, der Ochſen nur kennet, wie wir ſie durch ſtärkere Fütterung im Stall mit Kunſt muthiger machen, als ſie von Natur ſeyn würden, und dabey nicht weiß, was für ein ſtarkes Mittel den Ochſen zu bändigen die Orientaler haben. Clericus ſahe die Bullen in Holland, dem rechten Lande der Viehzucht, und dachte, im Orient wären ſie eben ſo muthig. Er hätte auch fragen ſollen, ob wol im Orient die Kuh nur den dritten Theil ſo viel Milch giebt, als in Holland? Neuere Reiſebeſchreiber geben hierüber Antwort, die er zu ſeiner Zeit nicht wußte, aber fragen hätte er doch mögen.

Da bey uns die meiſten Ochſen caſtrirt ſind, ſo hat man bey der Heerde nur Einen, oder wenn ſie groß iſt, und in die Hunderte läuft, etliche Bullen, welche die ganze Heerde verſehen ſollen. Dieſe füttert man im Stall aufs beſte, damit ſie Muth bekommen, und auf eine, nicht von der Natur ſelbſt völlig ſo ausgezeichnete Weiſe, für ſo viele Kühe genug ſeyn können, vielleicht einer für funfzig oder hundert. Wären ſie das nicht, und in ihrem Amt, dazu ſie allein gehalten werden, ohne ſonſt eine Arbeit zu thun, zu träge, ſo klagen gleich die Eigenthümer der Kühe über den, der nach einem gewiſſen Vertrag und für Geld den Bullen halten muß, ſollte es auch Burgermeiſter und Rath

ſeyn

ſeyn. Daß ein ſolcher gemäſteter Bulle viel mehr Muth bekommen muß, und Menſchen anfällt, iſt ſehr begreiflich: er hat ſo viel zu freſſen, als er nur mag, und weiter keine Arbeit, als die eine, zu der er gehalten wird. Und doch pflegt er oft einem kleinen Hirtenjungen, deſſen vorn mit Bley verſehenen Stock er aus Erfahrung und Gefühl kennet, ſo zu gehorchen, daß man ſich wundern muß, und iſt blos gegen Fremde böſe. Wird eben der Bulle nicht gut gefüttert, ſo entſtehen von den Eigenthümern der Kühe Klagen über ſeine Nonchalance, (oder wie ich es ſonſt nennen ſoll, der Deutſche Name ſchickt ſich nicht in ein Buch) und er gehet denn ſo ruhig auf den Straßen, daß man ſich nicht ſehr vor ihm fürchten darf. Nun muß man bedenken, daß wenn gar kein Rind caſtrirt werden darf, man auch die Ochſen nicht ſo ſtark füttern, ſondern blos auf die Weide treiben wird; und da frißt das Vieh nicht ſo viel, wenigſtens nicht ſo viel nahrhaftes, als im Stall, ſondern geht, wie es einige Haushälter nennen, mehr ſpazieren, daher ſie auch bey Kühen, die viel Milch geben ſollen, das Nachfüttern im Stall ſo ſehr anrathen. Wenn die Hebräer, ſelbſt die Dichter, den fürchterlichen und böſen Ochſen beſchreiben wollen, ſo nennen ſie den Ochſen Baſans, weil da im Gebirge fettere Weide iſt: allein ſo gemäſtet und muthig wird doch kein Ochſe blos von der Weide, als von dem Nachfüttern im Stall; und wenn er dabey im Pfluge arbeiten ſoll, ſo vergeht ihm ſchon viel vom Muth.

Auch hatten die Morgenländer bey ihren Arbeitsthieren ein Zwangsmittel, das bey uns nicht gewöhnlich iſt. Sie durchbohren ihm die Naſe auf beyden Seiten, thun einen Ring hinein, (der im Hebraiſchen Chach heißet) und beveſtigen den an zwey Stricken: will das Thier unruhig werden, ſo dürfen ſie nur den Strick auf die eine Seite ziehen, und dies iſt die ſchärfſte Zucht, weil dem Thiere die Luft fehlet: hat es ſie einigemal vorhin gefühlt, ſo wird es bey der erſten neuen

Empfindung folgſam werden. Die Araber reden viel von dieſen Naſenringen in ihren Gedichten, (*) und die Hebräer gedenken ihrer auch bisweilen. (**) Ich habe ein in Nürnberg geſtochenes Kupfer (***) eines in Europa herumgeführten Büffelochſen, auf dem dieſer Ring zu ſehen iſt, und es thut mir leid, daß ich es meinen Leſern nicht vorlegen kann, um ihnen die Sache noch deutlicher zu machen.

Ueberhaupt, wenn Menſchen gewohnt ſind, mit uncaſtrirten Thieren umzugehen, ſo iſt die Sache nicht völlig ſo gefährlich, als man ſie ſich bey uns einbildet, und Ungewohnheit macht eigentlich die Furcht.

Aber ſollten denn die Pferde nicht gewallacht werden? In der That iſt es nicht ſo nothwendig, als man nach unſerer Gewohnheit denkt: es geſchiehet bis auf dieſen Tag im Orient ſeltener. Aber man muß ſich noch dazu erinnern, daß Moſes in ſeinen Geſetzen nicht an Pferde, und am wenigſten an Cavallerie denkt.

Es käme alſo blos auf die Thiere an, in ſo ferne ſie gegeſſen werden ſollen, und hier habe ich nichts weiter zu ſagen, als was ſchon in der Abhandlung von der Schaafzucht der Morgenländer §. 12. ſtehet. Ich will es ganz ausdrucken laſſen.

„Das Geſetz 3 B. Moſ. 22, 24. in welchem das „Verſchneiden irgend eines Thiers ſchlechterdings ver-

„bo-

(*) S. 56 meiner Arabiſchen Chreſtomathie, oder, wenn man es Deutſch überſetzt, und erläutert haben will, S. 87 der Vorrede zur Arabiſchen Grammatik, (die auch beſonders gedruckt, unter dem Titel, Vorrede vom Arabiſchen Geſchmack, bey Boßigeln zu haben iſt) findet man ein Beyſpiel davon.

(**) Jeſaia 37, 29. Ezechiel 39, 4.

(***) Ich kann es weiter nicht beſchreiben, als, daß das Thier 1745. nach Neapolis gebracht iſt, und der ſeel. Franz unter das Kupfer geſchrieben hat, er habe das Thier ſelbſt am 26. Septemb. 1753. geſehen.

„ boten wird, hat zwar in Abſicht auf das Schaafvieh „ weniger Schwierigkeiten, als bey Pferden und Rind„ vieh: es iſt mir aber doch nach Leſung des Briefes an „ Collinſon noch begreiflicher geworden, als vorhin. „ Die unverſchnittenen Widder die zum Beſpringen „ der Schaafe nicht nöthig ſind, kann man mit groſ„ ſem Vortheil zu Gewinnung mehrerer Wolle gebrau„ chen. Ganze Heerden von Widdern werden nach S. „ 748. 749. in Spanien beſonders geweidet, und nie „ zu den Schafen gelaſſen. Dieſe geben mehr Wolle, „ als Hamel und Mutterſchafe, nemlich drey Widder „ ſo viel; als vier Hamel, oder fünf Mutterſchaafe, „ ſie leben auch länger, indem ſie erſt im achten Jahr „ die Zähne verlieren, durch welchen Verluſt Thiere „ auſſer Stand geſetzet werden, das Gras zu käuen, „ welches bey den Hameln im ſechſten, und bey den „ Mutterſchaafen ſchon im fünften Jahr geſchiehet.“

„ In Spanien verſchneidet man die alten Widder, „ und ſchlachtet ſie, wiewohl dieß ſchon ein ſchlechter „ Leckerbißen iſt: da aber die Iſraeliten ſie gar nicht „ verſchneiden durften, und ein alter unverſchnittener „ Widder eine allzueckelhafte Speiſe ſeyn möchte, ſo „ iſt wol kein Zweifel, daß man die alten Widder, „ wenn ſie nicht mehr freſſen konnten, todt geſtochen „ haben mag, wie bey uns geſchiehet. Aus dem Grie„ chiſchen Text 5 B. Moſ. XIV, 4. zeiget ſich, daß „ die 70 Dollmätſcher nach der Gewohnheit ihrer Zeit „ keinen Begrif davon gehabt haben, daß man Schaaf„ und Ziegenvieh, wenn es alt geworden, zur Fleiſch„ bank verwenden ſollte, denn ſie umſchreiben Moſis „ Worte: Folgende Thiere dürft ihr eſſen, das Kalb „ aus dem Rindvieh, das Lamm von den Schaafen, „ und das Böckchen von den Ziegen. (Moschon ek „ boon, kai amnon ek probaton, kai chimaron ex aigon.) „ Ich ſehe auch aus Rußels natural hiſtory of Aleppo „ S. 50. daß zu Aleppo Juden und Türken nicht ein„ mal Rindfleiſch zu eſſen pflegen; daher ich deſto we„ niger daran zweifele, daß ein Volk, welches gar

„ nicht verſchneiden durfte, den Widder, der wegen „ ausgefallener Zähne nicht mehr freſſen konnte, todt- „ geſtochen, und blos ſein Fell gebraucht haben wird.“ — So weit damals, da ich von Schaaf- und Ziegenvieh handelte: jetzt ſetze ich nur noch hinzu, daß es auch unter dem Rindvieh das Ochſenkalb früh geſchlachtet haben wird, wenn es nicht zum Ackerbau aufgezogen werden ſollte, und daß der uncaſtrirte vor dem Pfluge alt gewordene Ochſe, den nun niemand zu eſſen begehrte, auch todtgeſtochen ſeyn wird.

§. 169.

Verbot, währendes Zuges durch die Wüſte Rind- Schaaf- und Ziegenvieh zu ſchlachten, wenn es nicht zugleich geopfert ward. Gebrauch, den Moſes hiebey von Rechten macht, deren die Iſraeliten ſchon in Aegypten gewohnt waren.

Ein 3 B. Moſ. XVII, 1-7. gegebenes Geſetz, welches das Schlachten von Rind- Schaaf- und Ziegenvieh, wenn es nicht zugleich geopfert ward, in der Wüſten verbietet, und mit einem ſehr glücklichen Kunſtſtück etwas von dem Recht, deſſen die Iſraeliten ſchon in Aegypten gewohnt waren, borget, erfodert noch eine Erläuterung. Man kann es einigermaſſen mit dem Recht der älteſten Zeiten vergleichen, welches im 166ſten §. erwähnt iſt, und Rinder zu ſchlachten auch wol unter Lebensſtrafe verbot: nur, das dieß Recht von dem ich jetzt rede, 1) zugleich auf Schaaf- und Ziegenvieh ging, 2) nicht ſchlechterdings das Schlachten verbot, ſondern es beym Opfern verſtattete, und 3) eine andere Urſache hatte. Die Worte ſelbſt ſind: wer unter den Iſraeliten Rind- Schaaf- oder Ziegenvieh, es ſey im Lager oder auſſerhalb des Lagers, ſchlachtet, und es nicht vor das Unterredungsgezelt, (oder, wie man ſie gemeiniglich aus Luthers Verſion nennet, Hütte des

des Stiſts) führet, um es Jehova zum Opfer zu bringen, dem ſoll es zur Blutſchuld angerechnet werden, er hat Blut vergoſſen, und ſoll aus ſeinem Volk ausgerottet werden: und dieß darum, damit die Jſraeliten ihre Opfer, die ſie bisher auf dem Felde geopfert haben, Jehova vor die Thür des Unterredungsgezelts bringen, ſie dem Prieſter geben, Jehova zu Ehren als Gaſtmahlsopfer ſchlachten, der Prieſter das Blut davon am Altar Jehova vor dem Unterredungsgezelt ſprenge, und die Fettſtücken Jehova zum Opfergeruch verbrenne, niemand aber ferner ſeine Opfer den Satyrs bringe, denen ſie mit abgöttiſcher Brunſt nachlaufen. Dieß ſey ein bleibendes Geſetz auf die Nachkommen.

Man hat gemeiniglich Moſe nur davon verſtehen wollen, daß man dieſe Thiere nicht anders als vor der Hütte des Stifts opfern, ſonſt aber ſchlachten könne, wo man wolle, und denn enthielte dieß Geſetz nichts anders, als das gleich darauf folgende, (*) welches nicht blos den Jſraeliten, ſondern den Jſraeliten und den Fremden gegeben iſt. Allein das iſt den Worten Moſis gar zu ſehr zuwider: das Verbum Schachat das er im dritten Vers gebraucht, heißt überhaupt ſchlachten, und iſt nicht durch den Gebrauch auf Opfer beſonders eingeſchränkt. Hätte Moſe ſtatt ſeiner, das Verbum Sabach geſetzt, ſo möchte die Erklärung angehen, aber jetzt ſchickt ſie ſich nicht. Schwerlich würde man auch ſeinen Worten dieſe Gewalt angethan haben, wenn man nicht eine gar zu groſſe Schwierigkeit darin zu finden gemeint hätte, daß alles Schlachten der Thiere, auſſer vor der Hütte des Stifts und zum Opfer, verboten ſeyn ſollte. (**) Will denn Moſes, ſo dachte man, den Jſraeliten das Fleiſcheſſen unterſagen?

 Die-

(*) V. 8. 9.

(**) Herr D. Lilienthal hat in ſeiner *notitia duorum codicum biblia Hebraica continentium*, S. 109. einen neuen Verſuch ge-

Dieſer Zweifel läßt ſich leicht heben. Ganz gewiß unterſagt Moſes durch dieß Geſetz, wenn man es ganz nach ſeinem Buchſtaben und Strenge nimmt, den Iſraeliten nicht das Fleiſcheſſen. Von denjenigen Opfern, die im Hebräiſchen Schelamim heiſſen, und die ich in der Deutſchen Bibel-Ueberſetzung Freudenopfer genannt habe, (vielleicht wäre Gaſtmahlsopfer, das ich hie ſetze, noch bequemer geweſen) wurden blos die Fettſtücken, die ohnehin die Iſraeliten von keinem dieſer Thiere eſſen durften, (*) auf dem Altar verbrannt, und denn bekam

---

gewagt, ſie zu heben, mir kommt es aber vor, er mache ſie noch gröſſer. Er hat Luſt, das Nicht, V. 4 welches in der einen Königsbergiſchen Handſchrift mangelt, auszulaſſen. Allein denn würde ja gar der natürliche Sinn ſeyn: wer Rind- Schaaf- oder Ziegenvieh zum Opfer vor die Hütten des Stifts bringe und es opfere, der lade eine Blutſchuld auf ſich, und ſolle ausgerottet werden. Doch Herr D. Lilienthal will, es werde darauf Todesſtrafe geſetzt, wenn jemand etwas vorhin anderwärts auſſerhalb oder innerhalb des Lagers ſchon geſchlachtet hatte, und es denn dem Prieſter brachte, um es zu opfern, und das Blut davon um den Altar zu ſprengen. Allein wäre es irgend nöthig geweſen, hierauf Lebensſtrafe zu ſetzen? Der Prieſter hätte es ja nur, wenn es ihm gebracht ward, nicht annehmen dürfen; und das wäre genug geweſen. Sollte auch wol jemand ſo widerſinnig gehandelt haben, etwas erſt einem andern Gott zum Opfer zu bringen, (denn dieß iſt doch die Sache, die Moſes V. 5-7. argwohnet) und es denn noch dem Prieſter vor den Altar zu führen, um damit alle Opferhandlungen dem wahren GOtt zu Ehren vorzunehmen. Man ſollte denken, er hätte dieß letzte nicht gethan, wenn das erſte ſeine Abſicht geweſen wäre. Und, wie ſollte er wol das Blut bringen, es um den Altar zu ſprengen, wenn das Thier auſſerhalb des Lagers geſchlachtet wäre? Das Blut müßte ja längſtens geronnen geweſen ſeyn.

(*) 3 B. Moſ. *III*, 16. 17. *VII*, 23. 24. 25. Welches dieſe Fettſtücken geweſen ſind, wird man 3 B. Moſ. *III*, 3. 4. 9. 10. 14. 15. finden, und dabey die Anmerkungen, die

kam der Prieſter noch ein Deputat. Wollte nun der Iſraelite Rind- Schaaf- und Ziegenvieh eſſen, ſo mußte er es zum Opfer bringen, und alsdenn bey einer Opfermahlzeit verzehren. Dieß Geſetz möchte für uns Deutſche hart ſeyn, weil wir weit mehr an das Fleiſcheſſen gewöhnt ſind, und es, mit Ausnahme der eigentlichen Armen, zur täglichen Koſt haben: ſüdlichere Völker aber ſind gemeiniglich nicht ſo fleiſcheſſend, als die in einem kältern Himmelsſtrich wohnenden, und auch in unſern nördlichen Ländern pflegt der Appetit zum Fleiſch in den beſten Tagen des Sommers abzunehmen. Es kommt alſo hier, wie Montesquieu ſagt, bey Geſetzen viel auf das Clima an, im einen ſind ſie praktikabel, im andern nicht: und der groſſe Unterſcheid ſüdlicher und nördlicher Magen iſt ſo gar aus der Geſchichte der Mönchsorden bekannt. (*) Ueber das aber können die Iſraeliten in der Wüſte, da ſie noch kein eigen Land hatten, nur ſelten Fleiſch gegeſſen haben, wenn ſie nicht ihrer Heerden (wiewohl eigentlich nur drittehalb Stämme Heerden hatten, (**) und die übrigen gemeiniglich an Vieh arm ſeyn mochten) bald ein Ende ſehen wollten. Bey dieſen Umſtänden konnten ſich die Iſraeliten dieß Geſetz leicht gefallen laſſen, das uns unerträglich ſeyn würde: und ob es gleich eigentlich nicht aus politiſcher Abſicht, ſondern, wie wir gleich hören werden, aus Haß gegen die Abgötterey gegeben war, ſo trug es doch wirklich zur Erhaltung und Vermehrung ihrer Viehzucht etwas bey: und ſo haben ältere Völker das Rind, und im nächſten Zeitalter darauf

die ich der Deutſchen Bibel-Ueberſetzung beygefügt habe, vergleichen, falls man etwas, z. E. was der Fettſchwanz iſt, nicht verſtehen kann.

(*) Mosheims Inſtitutiones hiſtoriae eccleſiaſticae antiquae & recentioris, ſaec. IV. Part. II. cap. III. §. XIV. S. 169.

(**) 4 B. Moſ. *XXXII.*

auf die Kuh zu ſchlachten verboten, weil der entſtehende Ackerbau eine groſſe Vermehrung des Rindsviehs erfodern mochte.

Die Urſache dieſes Geſetzes haben wir nicht nöthig zu errathen: Moſes ſagt ſie V. 5. 6. 7. ausdrücklich. Bey dem Hang zur Abgötterey, den das Volk aus Aegypten mitbrachte, mußte man beſorgen, daß, wenn jemand ſolche Thiere ſchlachtete, als zu Opfern gewöhnlich waren, er Aberglauben dabey treiben, und ſie einem Abgott opfern möchte. Die Beſorgniß war deſto billiger, weil es in den alten Zeiten ſo ſehr gewöhnlich war, das Fleiſch, das man eſſen wollte, zu opfern, und die Iſraeliten, wie geſagt, in der Wüſte nur ſelten Fleiſch eſſen konnten. Es entſtand alſo die nicht unbillige Vermuthung, wer Thiere geſchlachtet hat, die zum Altar gewöhnlich ſind, der hat geopfert: Moſe will daher, die Iſraeliten ſollen dieſe zum Opfer gewöhnliche Thiere nicht anders, als unter Aufſicht, ſchlachten, und lieber alle dem wahren Gott opfern, damit es unmöglich ſey, eins von ihnen bey dem Schlachten heimlich, und unter dem Vorwand, man ſchlachte es blos zum Eſſen, zum Götzenopfer zu machen.

Man wird nun begreifen, warum Moſes, der groſſe Feind der Abgötterey, (*) Lebensſtrafen auf die Uebertretung dieſes Geſetzes, d. i. auf das Schlachten dieſer Thiere, wenn es nicht vor der Hütte des Stifts und zum Opfer geſchiehet, ſetzet; ob dieß zu hart ſey, das gehört hier noch nicht her, im peinlichen Recht werde ich davon reden. Nur iſt hier noch der, aus einem ältern Recht übertragene Ausdruck, es ſoll ihm zur Blutſchuld angerechnet werden, er hat Blut vergoſſen, zu erläutern.

Die Iſraeliten kamen eben aus einem Lande, in dem es gewöhnlich war, das Tödten einiger geheiligten Thiere

(*) §. 32.

re mit Lebensſtrafen zu belegen, und das, wie Cicero ſchon bemerkt hat, eigentlich aus politiſchen Urſachen, weil ſie Aegypten einen groſſen Nutzen brachten, ob gleich gemeiniglich ein anderer Vorwand gebraucht ward. Bisweilen ward ſo gar das Tödten ſolcher Thiere viel unerläßlicher geſtraft, als ein an Menſchen begangener Mord, wovon Diodorus Siculus ein merkwürdiges Beyſpiel erzählt. (*) Einige Thiere waren in ganz Aegypten heilig und unverletzlich, z. E. die Ibis, die Katze, die Kuh: andere, als das Schaaf, nur in einem gewiſſen Canton, und faſt jeder Canton hatte ſeine eigenen heiligen Thiere. Dieſe Sitte iſt gewiß alt, denn ſchon Moſes antwortet Farao, (**) die Iſraeliten würden ihrem Gott nicht in Aegypten opfern können, denn ihre Opfer (die gerade aus Rind- Schaaf- und Ziegenvieh beſtanden,) wären in den Augen der Aegyptier ſo abſcheulich, daß ſie ſich beſorgen müßten, die Aegyptier möchten mit Steinen nach ihnen werfen, wenn

(*) Im erſten Buch §. 83. Wer eine Ibis, oder Katze, (die deswegen in Aegypten geheiliget waren, weil es ſonſt gegen Schlangen und Mäuſe nicht hätte beſtehen können) wiſſentlich oder aus Verſehen tödtete, konnte der Todesſtrafe ſchlechterdings nicht entgehen; das Volk lief gleich zuſammen, und tödtete den abſcheulichen Verbrecher, auch wol ohne daß vorher ein richterlicher Spruch erwartet ward. Noch um die Zeit, da ſchon Rom das Schrecken der Welt, und ſonderlich Aegyptens war, und man in Aegypten die Freundſchaft der Römer ſuchte, alſo ihnen alle mögliche Gefälligkeit erzeigte, und inſonderheit der Aegyptiſche König, Ptolemäus Auletes, den Namen eines Bundesgenoſſen (*amicus populi Romani*) ſuchte, trug es ſich zu, daß ein Römer in Aegypten eine Katze tödtete; ſo gleich lief das Volk zuſammen: der König ſuchte es zu beſänftigen, allein weder dieß, noch die allgemeine Furcht vor den Römern, konnten zuwege bringen, daß ein Katzenmord ungerochen geblieben wäre. Der Römer mußte ſterben, ob er es gleich ohne Vorſatz gethan hatte.

(**) 2 B. Moſ. *VIII*, 26.

wenn ſie vor ihren Augen dergleichen Opfer brächten: und wirklich war dieſe Sorge nicht ungegründet, denn bey den Aegyptiſchen Feſten kam es oft zu Gewaltthätigkeiten, wenn der eine Canton das Thier opferte, das im benachbarten für unverletzlich gehalten ward.

Da nun die Iſraeliten in Aegypten ſchon eines ſolchen Rechts gewohnt waren, das das Tödten gewiſſer Thiere zum Mord machte, (nach Jeſaiä Ausdruck, nach welchem der, der einen Ochſen ſchlachtete, war wie der, der einen Mann erſchluge (*)) ſo heiligte ſich GOtt, während ihres Aufenthaltes in der Wüſte, alles Rind- Schaaf- und Ziegenvieh dergeſtalt, daß es nicht anders als vor dem Altar geſchlachtet werden durfte, und erklärt alles andere Schlachten deſſelben für Blutſchuld. Aberglauben und Betrug war dieß nicht; Moſe machte nicht den Iſraeliten weiß, wie die Aegyptier und Bramanen, daß die Seelen ihrer Vorfahren in Thiere führen, und etwan die Frommen in Leiber der Kühe; er machte auch nicht Thiere zu Bildern der Gottheit, oder gar zu Gottheit ſelbſt: er heiligte ihr nur gewiſſe Thiere zum Opfer, und dieſe geheiligten Thiere anders, als zum Opfer, zu ſchlachten, machte er nach einem ſchon hergebrachten Aegyptiſchen Recht zur Blutſchuld, oder, wie wir ſagen würden, zum Mord, eben ſo wie in England die geſetzgebende Gewalt bisweilen ein Verbrechen zur Felonie macht. So bald ein ſolches vorhin übliches Recht zur Hülfe genommen, und ein darin gewöhnlicher Name der Schuld gebraucht wird, giebt ſich ein Volk leichter darin, und das Geſetz iſt eher eingeführt: bisweilen kommt auf Namen und Wendungen viel an, ein Geſetz entweder verhaßt und ewig übertreten zu machen, oder es in Gang zu bringen. Das Volk begreift durch eine Beybehaltung des alten gewöhnlichen Rechts die Billigkeit, geſetzt, ſie wäre auch nur

(*) Jeſ. *LXVI*, 3. *Epimetrum* zur neunten Prälection des Biſchofs Lowth *de poeſi Hebraeorum*, S. 109.

nur gewohnheitsmäßig, und ſchickt ſich in ein Recht, dagegen es ſich ſonſt nur entrüſten würde.

Dieß Recht konnte in der Wüſte, wo die Jſraeliten näher beyſammen waren, und aus Armuth weniger Fleiſch aſen, beobachtet werden: in Paläſtina ſelbſt, und bey verbeſſerten Glücksumſtänden des Volks würde es unerträglich geworden ſeyn, denn mancher Jſraelite wohnete viele Tagereiſen von dem Heiligthum, wo allein die Opfer gebracht werden durften, und hätte alſo entweder kein Fleiſch, nemlich keine von der vorhin genannten Art, eſſen dürfen, oder er hätte erſt eine Reiſe von einigen Tagen thun müſſen, um es zu opfern. In der That iſt auch ſchon das Geſetz, 3 B. Moſ. 17, 1. 7. nur auf die Wüſte eingerichtet, wenn es heißt: es ſey im Lager, oder auſſerhalb des Lagers: allein in ſeinen letzten, gleich vor dem Eingang in Paläſtina gegebenen, Geſetzen, des vierzigſten Jahrs erkläret Moſe dieſe Verordnung noch deutlicher für aufgehoben, ſo bald die Jſraeliten in Paläſtina wohnen würden, und erlaubt ihnen, in ihrem Lande überall Rind. Schaaf. und Ziegenvieh nach eigenen Belieben zu ſchlachten und zu eſſen, wenn ſie es nur nicht als Opfer betrachten, und ſich des Blutes davon (das die Heiden bey den Opfern zu trinken pflegen) enthalten. 5 B. Moſ. 12, 15. 16. Moſe ſagt, ſie ſollen es ſo eſſen wie ein Hirſch und Reh: nemlich ſo völlig erlaubt, aber auch ſo von allem Begriff eines Opfers entfernt; denn Hirſch und Reh konnten nie auf den Altar gebracht werden. — Den Zuſatz, ein bleibendes Geſetz auf die Nachkommen, habe ich ſchon im erſten Theil §. 9. erklärt.

Es ſcheint doch, daß dieß blos für den Aufenthalt in der Wüſte gegebene Geſetz nicht einmal in der Zeit in völlige Uebung gekommen, und Moſe in Vollziehung der angedrohten Lebensſtrafen nicht ſo ſtrenge geweſen iſt. Amos ſagt Cap. 5, 25. die Jſraeliten hätten Gotte vierzig Jahre lang in der Wüſte keine Opfer gebracht. Von den öffentlichen Opfern, die Aharon zu beſorgen hatte, z. E. dem täglichen, und den an hohen Feſten ver-

verordneten, kann dieß ſchwerlich verſtanden werden; es muß alſo wol die Meinung ſeyn, daß einzelne Privati die Gaſtopfer, von denen bisher geredet iſt, nicht gebracht haben. Sollten ſie ſich wohl des Fleiſcheſſens ganz enthalten haben? kaum kann man es denken! und gleich im nächſten Vers fähret Amos fort, ſie hätten Götzendienſt getrieben. Vermuthlich iſt alſo das ſo hart gegebene Geſetz doch nicht im Stande geweſen, den geheimen Götzendienſt, und Götzenopfer an Abörtern, zu hindern. Einſchränken und mindern konnte es ihn aber doch; und das iſt oft bey Pönal-Geſetzen der ganze Endzweck, nicht aber, alle Verbrecher gerade zu zu hängen.

§. 170.

Recht des Wildes.

Das Wild, das ein Iſraelite auf ſeinem Acker fand, konnte er ohne Zweifel als ſein Eigenthum anſehen, und tödten, wie er wollte; denn ein Adel, der die Jagdgerechtigkeit ſich ausſchließungsweiſe hätte anmaſſen, oder auf fremden Eigenthum üben können, war nicht, auch in etlichen Jahrhunderten noch kein König.

Die einzige Einſchränkung, die Moſes in dem Rechte des Eigenthümers macht, betrift blos das ſiebente Jahr. Was in dieſem auf dem Brache liegenden Acker wuchs, ſollte nach 2 B. Moſ. 23, 11. 3 B. Moſ. 25. 7. auch für das Wild ſeyn: es iſt alſo klar, daß niemand es in dieſem Jahre von ſeinem Acker verſcheichen durfte, und vermuthlich ſollte es auch nicht verletzt werden, wenn es darauf ſeine Nahrung ſuchte. Dieſe Verordnung diente zugleich, die Wildbahn, die in den vorhergehenden ſechs Jahren unter einem Volk von lauter gleichen Ackerleuten ſehr abgenommen haben wird, wieder herzuſtellen, indem des Wild aus dem benachbarten Arabien und Libanon übertrat, wenn es überall ſichere und reiche Weide fand.

Dieß

Dieß iſt das einzige ausdrückliche Geſetz, das Moſe zur Erhaltung der Wildbahn gegeben hat, die doch den Iſraeliten wichtig ſeyn mußte, weil er ſo oft Reh und Hirſch unter ihre Speiſe rechnet, ſogar, daß wenn er ihnen erlaubet, Rind- Schaaf- und Ziegenvieh künftig in Paläſtina überall zu ſchlachten und zu eſſen, er die Redensart davon hernimmt, und ſagt, ſie können es eſſen wie Reh und Hirſch. Aus der Analogie des Geſetzes von Vogelneſtern, das im folgenden Paragraphen vorkommen wird, möchte man noch etwa hinzuſchlieſſen, daß niemand die Hirſchkuh, wenn ſie trächtig war, oder noch die jungen Hirſche führete, tödten durfte. Dieß wäre etwas, denn es iſt immer die groſe Regel der Jäger, die Hirſchkuh zu ſchonen; allein zu Erhaltung der Wildbahn iſt ſie nicht genug. Ueberhaupt giebt Moſes gar keine Verordnung, wie die Jagd in Wäldern, Heyden und Wüſten, alſo in Gemeinheiten geübet werden ſoll, und man kann nicht einmal etwas davon aus ſeinen Geſetzen errathen.

Aber wie hat, wird man ſagen, hierbey die Wildbahn, an der doch Moſi etwas gelegen zu ſeyn ſcheint, auch nur in den Wäldern beſtehen können, da kein Adel vorhanden war, der andere von der Jagd ausſchlieſſen, und ſie haushälteriſch treiben konnte? Meine Gedanken ſind: für den Libanon hatte die Natur ſchon ziemlich geſorget, denn das Gebirge iſt zu groß und zu rauh, als daß darin die Wildbahn ausgehen wird: wegen anderer Gegenden aber konnte Moſes gar wohl der Nachkommenſchaft, wenn ſie erſt im Lande wohnete, überlaſſen, Geſetze zu machen, wie ſie ſich zur Lage jedes Orts am beſten ſchicken würden; denn auch das iſt gewiß, daß nicht einerley Jagdgeſetze im ganzen Lande gut ſind, anders müſſen ſie an der Gränze, wo der Nachbar das übertretende Wild ſchießt, oder ſeines zu uns herüber kommt, anders in der Nähe der Wälder, auch wieder da anders ſeyn, wo am Ackerbau ſo viel gelegen iſt, daß man das Wild beynahe für einen Feind halten kann. Von dem Geſetzgeber eines noch in der Wüſte herumziehenden Volks

kann man dieſe Verordnungen, die eigentlich keine allgemeine, ſondern Localgeſetze ſeyn müſſen, wenn ſie gut ſeyn ſollen, gar nicht erwarten, und es war genug, daß ſein Geſetz vom Sabbathsjahre überhaupt für die Recrutirung der Wildbahn ſorgete.

§. 171.

Geſetz wegen der Vogelneſter, die man auſſerhalb ſeines Eigenthums findet.

Für die Erhaltung der Vögel hat Moſes ein deſto merkwürdigeres, und wirklich in jedem Lande, ſonderlich in einem unbekannten, darein man Colonien führt, nachahmenswürdiges Geſetz gegeben: das aber freilich ein Linné beſſer verſtehen würde, als mancher theologiſche Commentator. Dieſe haben oft eine ſonderbare Erklärung davon gemacht: Heumann meinte, es ſey blos für Kinder gegeben, (*) weil dabey ſtünde, auf daß dirs wohl gehe, und du lange lebeſt: und Herr Ronne hielt es gar für ein Eheverbot, nicht Mutter und Tochter zugleich zu heyrathen, wenn man ſie gefangen bekäme. (**) Wer ein Vergnügen haben will, kann beyder Diſſertationen leſen: nur würde jeder Jäger, auch wohl beynahe jeder Amtmann, glauben, er verſtände das Geſetz beſſer, und merkte wohl, es werde für die Erhaltung der Vögel geſorget.

Das Geſetz ſtehet, 5 B. Moſ. XXII, 6. 7. und wer es ausführlicher erläutert, oder gewiſſe Einwürfe widerlegt haben wollte, wird meine Diſertation, lex Moſaica Deut. XXII, 6. 7, ex hiſtoria naturali & moribus Aegyptiorum illuſtrata, und zwar ſo, wie ſie vermehrt im zweyten Theil meines Syntagma commentationum Num. 4. wieder abgedruckt iſt, nachzuſehen erſuchet. Ich gebe hier blos den Auszug des dort geſchriebenen.

Mo-

(*) *De legis divinae paradoxae, Deut. XXII, 6. 7. exhibitae ſenſu & ſcopo, Diſſertatio. Goettingae 1748.*

(**) *Diſſertatio de Tſipor & Deror.*

Moſes verbietet, wenn man auf dem Wege, ein Vogelneſt, es ſey auf Bäumen oder auf der Erde, findet, wo die Mutter Eyer oder junge Vögel unter ſich hat, das ganze Neſt wegnehmen: die jungen Vögel, die Eyer darf man hinnehmen, aber die Mutter muß man fliegen laſſen. Es iſt klar, daß er nicht von Vögeln redet, die in unſerm Eigenthum niſten: z. E. daß er einem Iſraeliten nicht verbietet, ein Sperlings- oder Schwalbenneſt an ſeinem Hauſe, das ihm beſchwerlich fiel, ganz zu zerſtören, oder auf ſeinem Acker und in ſeinem Weinberge die Vögel, ſo viel ihm möglich war, zu vertilgen. Er befiehlt blos, was man thun ſoll, wenn man dergleichen Neſter auf dem Wege, alſo auſſerhalb ſeines Eigenthums, findet: und hierdurch ward verhütet, daß keine Gattung von Vögeln, die die Natur dem Lande gegeben hatte, ganz ausgerottet, oder zu ſehr vermindert werden konnte. Dieß iſt auch noch in einigen Ländern in Abſicht auf die Feldhüner Jagdregel, die ohne ein eigentliches Geſetz vom haushälteriſchen Jäger beobachtet wird, und deren Uebertretung ihm bey andern Jägern Vorwürfe macht.

Nun würde alſo weiter nichts zur Erläuterung des Geſetzes zu ſagen ſeyn, falls Moſes blos von Vögeln, die man zu eſſen pflegt, folglich auf die Erhaltung ihrer Race bedacht ſeyn muß, redete. Allein das thut er nicht, ſondern drückt es ſo allgemein aus, daß man ihn von allen, ſelbſt den ſchädlichen, und den Raubvögeln verſtehen muß, wenn man ſeinen Worten nicht Gewalt anthun will. Hier möchte es nun manchem ſonderbar vorkommen, daß Moſes auch für die Erhaltung der ſchädlichen Vögel ſorget: und doch iſt wirklich nichts der geſetzgebenden Klugheit gemäſſer, ſonderlich, wenn man eine Colonie in ein ihr noch neues Land führet. Eine Gattung von Vögeln, die man in einem Lande findet, und die den Einwohnern beſchwerlich fällt, ganz auszurotten, oder auch gar zu ſehr zu vermindern, iſt bedenklich. Man kann ſie ordentlich als ein Geſchenk der Natur anſehen, das ſie zu etwas beſtimmt

 hat:

hat: wozu? das erfährt man gemeiniglich zu ſpät, wenn man ſie ausgerottet hat, und nun den Schaden davon empfindet.

Hier muß die geſetzgebende Klugheit vom Naturkündiger lernen. Der Ritter Linné, den jeder als vollkommenen Kenner wird gelten laſſen, bemerkt die Sache ſchon in ſeiner Diſſertation, Hiſtoria naturalis cui bono? und führt zwey merkwürdige Beyſpiele davon an, das eine von der kleinen Krähe in Virginien, die man wegen des Schadens, den ſie that, mit großen Koſten ausrottete, und nachher ſehr gern mit noch einmal ſo vielem Gelde in das Land eingeführt hätte; (*) und

(*) Die Sache iſt im Hanöveriſchen Magazin, deſſen Worte ich hier zur Erläuterung des kurzen Ausſpruchs Linnei, erborgen will, (Jahr 1767. S. 622.) ſo erzählt: Man hatte in den Engliſchen Colonien im nördlichen America bemerkt, daß eine gewiſſe Krähe (*Gracula quiſcula Linnaei*) die Erbſen beſuchte, und man entſchloß ſich, dieß durch gänzliche Ausrottung dieſer Krähen auf ewig zu hindern. Es geſchahe. Allein ein Käfer, (*Dermeſtes piſorum*) der ſonſt auch ſchon dort den Erbſen geſchadet hatte, vermehrte ſich darauf dergeſtalt, daß wenige Erbſen übrig blieben. Ein Liebhaber und Kenner der Naturhiſtorie hielt dieſen Vorfall ſeiner Ueberlegung werth, und fand, daß jene Krähen nicht die Erbſen, ſondern die Raupen dieſer Käfer auf den Erbſenfeldern aufgeſucht und verzehrt hatten. Wären alſo die Vögel nicht ausgerottet worden, ſo hätten ſich die Käfer nicht ſo ſehr vermehrt, und die Einwohner hätten mehr Erbſen ernten können. —— Ich ſetze noch, weil ich eben beym Abſchreiben bin, hinzu, was dieß Magazin gleich darauf von der Krähe in Schweden erzählt: Mit etwas geringerem Schaden erfuhr man eben dieſe Wahrheit vor einiger Zeit in Schweden. Die gemeinen Krähen (*Corvus cornix*) ſchienen einige der jungen Wurzeln des Graſes zu ſehr zu lieben, weil ſie ſolche aushackten, und von Erde entblößten. Man gebot deswegen, ſie mit Fleiß auszurotten, bis

und das andere von dem, wie er ihn nennet, Aegypti'ſchen Bergfalken. Hae ferae omnes, beſchließt er, orbem a cadaveribus mundant, ut ſaluber & nitidus evadat, illaeque proportionem debitam ſervant inter animalia, ne unum genus omnia exedat. Was Herr von Linné hier den Bergfalken nennet, iſt eben der Vogel, der bey Gesner, Percnopterus, und Deutſch, Geyer=Adler (*) heißt, und jetzt mit dem gewöhnlichen Arabiſchen Namen, unter dem es auch in der Bibel Hebräiſch vorkommt, (**) Raham genannt zu werden pflegt. Dieſen Raham, oder wie er ſchreibt, Rachaeme, hat Haßelquiſt weitläuftig, (***) und inſonderheit nach dem Nutzen beſchrieben, den er Aegypten leiſtet. In Cairo liegt alles voll von umgefallenen Thieren, daß der Geſtank nothwendig Krankheiten zuwege bringen muß; und wo die Caravanen ziehen, bleiben ſtets umgefallene Eſel und Cameele liegen: allein der Raham, der nichts lebendiges anrührt, verzehrt ſie, und reiniget das Land von ihnen; er folget ſogar den nach Mecca gehenden Caravanen nach: und man erkennet die Wohlthat, die er dem Lande erweiſet, ſo ſehr, daß andächtige

bis einer aufſtand und bewieß, daß die Krähen nicht die Wurzeln des Graſes, ſondern die höchſtſchädlichen Raupen einiger Inſecten, die ſich von den Wurzeln nähren, aufſuchten und verzehrten.

(*) S. *VIII. IX.* des Vogelbuchs.

(**) 3 B. Moſ. *XI*, 19. Man kann meine Anmerkung zu dieſer Stelle, und der Fragen an Arabiſche Reiſende S. 333 bis 336 nachleſen.

(***) Reiſe nach Paläſtina, S. 286=289. der Deutſchen Ueberſetzung: oder, Abhandlung der Schwediſchen Academie der Wiſſenſchaften, Band *XIII.* Seite 203. der Deutſchen Ueberſetzung. — — *Uſum praeſtant majorem, ut incolae Aegypti venerabunda ſatis mente providentiam creatoris in illo agnoſcere poſſint*, ſchreibt Haßelquiſt in ſeiner Art von Latein, aber zu der Sache, von der ich jetzt rede, ſehr unterrichtend.

tige und reiche Muhamedaner ordentlich Stiftungen für den Naham gemacht haben, täglich einige Thiere zu ſchlachten, die einer unzähligen Menge von Nahams an dem Ort, wo man die Maleficanten exequiret, (es ſcheint, von deren Leichnamen befreyen ſie die Stadt gleichfalls) Morgens und Abends preis gegeben werden. (*)

Ich habe in der Diſſertation über unſer Geſetz noch einige ſolche, zu Aegypten und Paläſtina gehörigen, Beyſpiele uneßbarer, aber wohlthätiger, Vögel angeführt, z. E. der ſich von Schlangen nährenden, und von den Aegyptiern für heilig gehaltenen Ibis, die in den Wüſten die Schlangen verzehrte, ehe ſie nach Aegypten kamen: der Seleuciden, oder, wie die Perſianer ſie nennen, Abmelek, die das Land von den Heuſchreckenſchwärmen reinigen: des Myiagrus, der die in Aegypten ſehr fürchterlichen Fliegenſchwärme aufrieb, und deshalb gar die Ehre gehabt hat, von den Aegyptiern als ein Gott mit Gebeten und Opfern zu Hülfe gerufen zu werden. Dies mag man dort nachleſen, ich will die Sache nur noch durch ein einheimiſches Exempel erläutern.

Wie viel Verdruß verurſachen die Sperlinge den Eigenthümern der Gärten und Aecker! Im Jahr 1745 ſahe man hin und wieder Felder, die ſo von ihnen ausgefreſſen waren, daß vielleicht kaum die Ausſaat wieder herauskam: und in den Gärten, die ſie beſuchen, ziehen ſie die aufkeimenden Erbſen dergeſtalt aus der Erde, daß man darinn keine Erbſen aufbringen kann. Man ſoll alſo freylich ihrer allzugroſſen Vermehrung ſteuren, und in ſeinem Eigenthum iſt jeder Hauswirth billig berechtiget und bemühet, ſie auszurotten. Allein da der Schade, den ſie thaten, vor 30 Jahren ſo ſehr groß ward, ſonderlich im Preußiſchen, wo die Ge-

(*) Dieſe Allmoſen, und daß der Vogel den Muhammedanern heilig ſey, bezeuget auch Schaw in ſeiner Reiſebeſchreibung, S. 386. der deutſchen Ueberſetzung.

Geſetze ſich genauer um die Oeconomie bekümmern, gieng, wo ich mich recht erinnere, auf Veranlaſſung eines, Namens Kretſchmar, im Preußiſchen eine ſehr heftige Verfolgung der Sperlinge an, recht ſo, als wenn man ſie gar ausrotten wollte. Die Verfolgung war billig, aber ſie war nur zu heftig: die Anzahl der Sperlinge mäßigen, aber nicht ſie gar zu ſehr mindern, ſollte man, und Kretſchmar war ein zu groſſer Feind von ihnen: Oeconome, ſo wie es ein ſehr guter Kopf, der nicht ſtudirt hat, werden kann, aber nicht Kenner der Naturgeſchichte. Die Wirkung der allzuheftigen Verfolgung zeigte ſich bald: die Raupen mehrten ſich ſo, daß man ſie mäßigen mußte. Der Sperling frißt gern Raupen (*), und eine gewiſſe einzelne Gattung von Raupen hat ihn zum beſondern Feinde, die im wittenbergiſchen Intelligenzblatt (**) beſchrieben iſt. Im nördlichen America hatte man noch einen andern Schaden von der allzugroſſen Verminderung der Sperlinge: die Mücken mehrten ſich, nachdem der Vogel, der ſie frißt, nicht mehr da war, in feuchten Gegenden dergeſtalt, daß ſie Menſchen und Vieh zu einer viel gröſſeren Beſchwerde gereichten (***).

(*) Die Sache iſt bekannt. Als ſich 1761, nach geendigtem Kriege die Sperlinge in unſerer Gegend von der Stadt weg, und weit ins Feld zogen, weil ſie bey Verſchüttung vieles Korns dort ihre überreichliche Nahrung hatten, konnte man die Gärten in und um Göttingen von Raupen nicht retten. Will man ein gedrucktes Zeugniß haben? Es ſteht in den braunſchweigiſchen Anzeigen 1760 S. 367. Ich muß zur Ehre der Sperlinge ſagen, daß ſie im Frühjahr nichts liebers, als die jungen Raupen, zwiſchen Blättern und Blüten aufſuchen.

(**) Stück 31. des Jahrs 1771.

(***) Hannöveriſches Magazin vom Jahr 1767. Stück 39. S. 622.

Dieſe Beyſpiele werden den Satz wahrſcheinlich machen, daß wir wenigſtens in Abſicht auf die Vögel das Zutrauen zu der Güte und Weisheit der Natur haben ſollen, nicht leicht eine Gattung ganz zu vertilgen, die ſie uns vielleicht zum groſſen und unentbehrlichen Geſchenk in das Land geſetzt hat. Mindern kann man ſie, wenn ſie uns incommodiren; aber doch ſo, daß die Race erhalten wird. Bey vierfüßigen Raubthieren und Inſecten haben wir ſolche Erfahrungen nicht, darum ſage ich auch nichts von ihnen, daß man in England, oder auch in dem ſtark bewohnten Deutſchland, zwiſchen der Weſer und der Oder, gar keine Wölfe hat, davon iſt kein Ungemach entſtanden, ob ich gleich noch nicht recht auszumachen weiß, ſondern es dem Naturkündiger überlaſſe, wie es zugehen mag, daß vierfüßige Raubthiere eher ohne Schaden in einem einzelnen Lande ausgerottet werden können, als geflügelte? eher, um ſie in eine nähere Parallele zu ſetzen, wilde Katzen, als Eulen, die beyde von Mäuſen leben?

Drey beſondere Umſtände kommen noch hinzu, die einen Geſetzgeber der Iſraeliten vorzüglich aufmerkſam auf die Erhaltung der Vögel machen mußten:

1) Er führete eine Colonie, in ein, dieſem Volk vorhin unbekanntes Land, wo es leicht verſucht werden konnte, einen ihm beſchwerlichen Vogel zu vertilgen, weil es ſeinen Nutzen noch nicht kannte, recht ſo, wie die Virginianer (auch Coloniſten) mit ihrer Krähe thaten.
2) Paläſtina liegt unter einem Himmelsſtrich, wo es keine giftige Schlangen und Scorpionen giebt, und zwiſchen Wüſten und Gebirgen, aus denen es mit Schlangen überſchwemmet werden würde, wenn die Vögel ausgerottet würden, die ſich von Schlangen nähren.
3) Und auf eben dieſen Wüſten würde es mit groſſen Heeren von Heuſchrecken und Mäuſen heimgeſucht ſeyn, wenn es gewiſſer Vögel entbehret

hätte,

hätte, die ihnen ſchon in die Wüſte entgegen fliegen, und ſich von ihnen nähren konnten: der im Orient, und ſonderlich in Paläſtina, ſehr fürchterlichen Fliegenſchwärme, von denen in der Diſſertation über dies Geſetz geredet iſt, nicht zu gedenken.

Ob Moſes dies Geſetz zugleich als ein Sinnbild der Barmherzigkeit hat gebrauchen, und dadurch gleichſam heiligen wollen, daß die Jſraeliten ſich das Ausnehmen der Henne mit den Eyern oder Jungen als eine Grauſamkeit vorſtellen ſollten, wage ich, da er ſelbſt nichts von Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit ſagt, nicht zu beſtimmen. Meine Gedanken oder Zweifel davon, wird man in der Diſſertation über dies Geſetz §. 5. 6. 7. 8. finden: wo ich auch §. 4. von der geſetzgebenden Klugheit der Aegyptier rede, die gleichfalls für die Erhaltung gewiſſer Thiere ſorgete, nur mit mehr Härte, und mit Einmiſchung eines Betruges, (z. E. als wohnten menſchliche Seelen in den Leibern der Thiere) von welchem der in der Philoſophie der Aegyptier erzogene Moſes ſich immer rein bewahret, und ſo redet, wie ſein ehrlicher, von Gott geſandter, Geſetzgeber reden mußte.

Daß Moſe keine Strafe auf die Uebertretung dieſer Jagdverordnung, (ſo möchte ich ſie am beſten nennen) ſetzet, ſondern blos denen, die ſie beobachten, für ihr Mitleiden gegen Thiere, oder gegen die Mutter der Thiere, göttlichen Segen verheißt, (damit es dir wohl gehe, und du lange lebeſt, faſt wie bey dem vierten Gebote) kann niemanden, der einigen Begriff von geſetzgebender Klugheit hat, fremd vorkommen. Wer ein Vogelneſt findet, und es ganz, das Huhn mit den Eyern oder jungen Vögeln, ausnimmt, thut es gemeiniglich ohne Zeugen, ſo daß man ihn nicht entdecken kann. Angeber zu encouragiren, iſt Moſis Sache nicht; vielmehr werden wir bey den Criminalgeſetzen ſehen, daß er, mit Ausnah-

me einzelner Fälle, das Angeben verbietet, folglich dem Gerichte verbietet, Angeber zu hören. Ich habe vorhin geſagt, daß es in einigen Gegenden Deutſchlandes, (ich will nur Meklenburg und Sachſen nennen) wo man die Feldhüner nicht ſchießt, ſondern fängt, Jagdregel iſt, das Huhn loszulaſſen: Geſetz iſt dies dort nicht einmal eigentlich, ſondern nur, wie ich eben nannte, Jagdregel, und die Uebertretung wird blos dadurch beſtraft, daß man den, der es anders macht, für keinen rechten Jäger, ſondern für eine Art von Fuſcher in der Jägerey, für einen Jagdverderber, hält. Indeß war der Obrigkeit doch unbenommen, nachdem dies einmal nicht blos Jagdgewohnheit, ſondern eigentliches geſchriebenes Geſetz war, den Uebertreter willkürlich zu ſtrafen: und geſchahe auch das nicht, ſo würde vermuthlich, nach dem, was unten in dem Criminalrecht von Opfern geſagt werden wird, das Gewiſſen ein Opfer, nebſt Bekenntniß der Schuld, erfodert haben, wenn man ſich eines ſolchen Verbrechens ſchuldig wußte. Den Segen Gottes konnte Moſe allemal den Beobachtern dieſes für Paläſtina wichtigen Geſetzes ſchicklicher verheiſſen, als irgend einer unſerer Geſetzgeber, (wiewohl ſie ſich auch bisweilen ſub ſpe rati damit abgeben, Gottes Segen zu verſprechen) weil er als Prophete und von Gott geſandter Geſetzgeber redete, und der iſraelitiſche Staat die Form einer Theocratie hatte. Keinem andern Geſetzgeber, als dem von Gott geſandten, ſtehet es an, im Namen Gottes Fluch zu drohen, oder Segen zu verſprechen.

Sonderbar iſt es doch noch, daß hier gerade der Segen des vierten Gebots ſtehet. Wenn man dem Gedanken nachgienge, ſo ſollte man eher glauben, Moſes habe dies zur Erhaltung der Vögel gegebene Geſetz mit dem vierten Gebot verbinden, und überhaupt die Mutter, ſelbſt der Thiere, als, wie ſoll ich es nennen? verehrenswürdig iſt zu viel! als einen

Ge-

Gegenſtand, dem wir Pflichten ſchuldig wären, vorſtellen wollen, ſo daß Eltern, wenn es auch nur die von Thieren wären, gewiſſe zärtliche oder dankbare Empfindungen verdieneten, gleichſam zum Lohn dafür, daß ſie das Geſchlecht fortgepflanzt haben. Dieſer Gedanke ſchließt den, vom Mitleiden, nicht ſchlechterdings aus, ſondern modificirt ihn nur mehr. Das Geſetz, ſo ich ſchon vorhin angeführt habe, die Kuh nicht mit dem Kalbe, und das Mutterſchaaf nicht mit dem Lamm, auf Einen Tag zu ſchlachten, ſcheint auch dieſen zärtlichen, (anders kann ich ihn nicht nennen, aber bey Menſchen wächſt er zur Hochachtung) Affect einzuprägen. Es ſtehet 3 B. Moſ. 22, 28. Wer philologiſche Zweifel hätte, ob von der Kuh u. ſ. f. die Rede wäre, oder vielmehr; weil das Wort wie ein Maſculinum conſtruirt wird, von dem Ochſen und ſeinem Kalbe, und wer ſo einfältig wäre, nicht zu merken, daß man bey den Thieren gemeiniglich den Vater nicht mit Gewißheit ſagen kann, ſondern blos die Mutter, der wird in der Diſſertation über 5 B. Moſ. 22, 6. 7. (*) auch hiervon mehr finden: denn meine Abſicht iſt, die Leſer des moſaiſchen Rechts ſo wenig, als nur möglich iſt, mit philologiſchen Unterſuchungen zu beſchweren, oder von der Hauptſache zu entfernen.

Policey-

(*) S. 110. 111. 112.

Policeyrecht,

von Staat, Kirche, und bürgerlichem oder gemeinem Leben.

Staats-Policeyrecht.

§. 172.

Das Volk ſoll von Zeit zu Zeit gezählt werden.

Ein Grundſatz des moſaiſchen Rechts iſt, daß das Volk, ich will nicht eben ſagen, alle Jahre, aber doch von Zeiten zu Zeiten gezählet werden ſoll (*). Er lieget ganz deutlich in den Worten, mit denen Gott befiehlt, von den Iſraeliten bey ihrer bevorſtehenden erſten Zählung ein Kopfgeld zum Bau des Heiligthums zu nehmen: wenn du die Iſraeliten zähleſt, ſo ſoll jeder für ſein Leben ein Löſegeld an Jehova geben, damit bey der Zählung des Volks kein Sterben entſtehe 2 B. Moſ. 30, 12. Hier befiehlt zwar

(*) Was ich in dieſem Paragraphen ſchreibe, findet man vollſtändiger in meiner *Commentatione de cenſibus Hebræorum*, die ich nachzuſehen bitte. Sie ſteht in meinen beſonders herausgekommenen *Commentationibus Societati Regiæ Scientiarum Gœttingenſi per annos* 1758. 1762. *oblatis*. Das Buch iſt zwar jetzt eben nicht zu haben, weil es ſeit einigen Jahren vergriffen iſt: es ſoll aber nächſtens mit Zuſätzen, ſonderlich aber dieſe Abhandlung vermehrt, wieder aufgelegt werden. Die Zuſätze wird der Verleger für Beſitzer der erſten Ausgabe beſonders drucken laſſen, wenn ſie es verlangen.

zwar Gott nicht ausdrücklich, daß das Volk gezählet werden ſolle; allein er thut mehr, er ſetzt es als eine Sache zum voraus, die ſich von ſelbſt verſtehe, daß Moſe das Volk zählen werde, und ſie war auch bey andern Völkern ſo gewöhnlich, daß Moſes ſchon Redensarten davon hernimmt, z. E. 2 B. Moſ. 32, 32. löſche mich aus dem Buche aus, das du geſchrieben haſt, d. i. laß mich ſterben: wo Gott als ein König vorgeſtellt wird, der alle Namen ſeiner Unterthanen in einem geſchriebenen Verzeichniſſe hat. Man ſehe auch aus ſpäteren Büchern der Bibel Pſ. 69, 28. 87, 6. Jeſaiä 4, 3. Ezech. 13, 9. Moſes ſelbſt hat wenigſtens zwey Zählungen des iſraelitiſchen Volks angeſtellet: die eine im erſten und zweyten Jahre vom Ausgange aus Aegypten (*), und die andere im vierzigſten Jahre, von denen aber hier zu meinem Zweck weiter nichts zu ſagen nöthig iſt (**).

In der That iſt es einer geſunden Politik ſehr gemäß, das Volk öfters genau zu zählen: und wer es unterläßt, der handelt faſt wie ein Kaufmann, welcher über Einnahme und Ausgabe keine Rechnung hält, auch ſelbſt ſein eigenes Vermögen nicht weiß. Die Sache iſt in neueren Schriften, ſonderlich in ſchwediſchen von dem dort ſogenannten Tabellwerk, ſo deutlich vorgeſtellet, und der Nutze oder vielmehr die Nothwendigkeit der Volkeszählungen gezeiget, daß es beynahe eine Unhöflichkeit gegen Leſer, und wenigſtens eine unnütze Wiederholung bekannter Sachen ſeyn würde, mehr von ihr zu reden. Ein Irrthum in der Zahl der Bürger könnte dem Staat von der äuſſerſten Wichtigkeit ſeyn, und z. E. wenn er im Ver-

(*) 4 Moſ. 1. 2. 3. Daß dieſe Zählung im erſten Jahre angefangen, und im zweyten geendiget iſt, alſo es nicht zwey verſchiedene Zählungen ſind, davon iſt in der Abhandlung *de cenſibus Hebræorum* in der Note zum 2ten §. gehandelt.

(**) Die Löſung gewiſſer Schwierigkeiten wird man in der angeführten Abhandlung §. 4. 5. zu ſuchen haben.

Vertrauen auf falſche Schätzungen ohne Zählung, (ſolche, wie man ſie mannigmal lächerlich genug in geographiſchen und hiſtoriſchen Büchern findet) einen Krieg anfienge, ihm den Untergang zuziehen. Das einzige, was ich zu erinnern habe, iſt, daß gewiß die Religion die Zählungen des Volks nicht verbietet, wie ſich bisweilen ununterrichtete Geiſtliche eingebildet, und deshalb gar in Schweden anfangs gegen die Einführung der Zählungen Einwürfe aus der unrecht verſtandenen Geſchichte Davids gemacht haben. Die Religion hat ſo wenig dagegen, daß Gott in dem einzigen Staat, dem er bürgerliche Geſetze giebt, es als bekannt annimmt, das Volk werde und ſolle gezählt werden.

Dieſe Zählungen giengen jedoch bey den Iſraeliten blos auf die erwachſenen Mannsperſonen von zwanzig Jahren und darüber (*), in denen eigentlich die Stärke des Staats beſtehet. Bey den Leviten war ſie etwas anders, und gedoppelt, doch wurden auch blos Perſonen männlichen Geſchlechts gezählet: nämlich

1) erſtlich alle, die einen Monat alt und darüber waren: und nach dieſer Zählung wurden ſie gegen die erſtgebohrnen Söhne der Iſraeliten ausgetauſcht, und Gotte geheiliget 4 B. Moſ. 3.
2) Zweytens vom 30ſten bis zum 50ſten Jahre, um im Heiligthum Dienſte zu thun.

Auf die Weiſe waren freylich die iſraelitiſchen Zählungen nicht zu allen den Endzwecken brauchbar, wozu man jetzt die Zählungen der Völker, die mit Geburts- oder Todtenliſten verbunden ſind, anwendet: nicht zur Beſtimmung der Verhältniſſe beyder Geſchlechter gegeneinander, denn das eine Geſchlecht ward gar nicht gezählt: nicht zur Entſcheidung der moraliſchen oder politiſchen Frage, ob die Polygamie der Natur ge-

(*) 4 B. Moſ. 1, 3.

gemäß, und einem Staat vortheilhaft ſey: nicht zu Errichtung von Tontinen und Witwencaſſen, oder manchen curieuſen und wichtigen Problemen der politiſchenArithmetik. Sie zeigten aber doch immer die Stärke, Zunahme und Abnahme des Volks, alſo eigentlich das, was den Regenten eines Staats zu wiſſen ſchlechterdings nothwendig iſt: und man muß ſich nur über die lange daurende unrechnende Barbarey neuerer Zeiten wundern, daß, da ſchon vor ſo viel tauſend Jahren das Zählen des Volks etwas ganz gewöhnliches war, es bey uns erſt im jetzigen Jahrhundert wieder hat eingeführt werden müſſen, und daß dies noch dazu Mühe, die in einigen Ländern vergeblich geweſen iſt, gekoſtet hat.

§. 173.

Von der Zeit der Zählung, und dem Zinsgroſchen. Misverſtand der Juden wegen des letztern.

Wie oft die Zählung vorgenommen werden ſolle, davon hat Moſes nichts verordnet: wie er denn überhaupt nicht eigentlich Zählungen des Volks befohlen, ſondern ſie nur als ſo vernünftig, daß kein Vernünftiger ſie unterlaſſen würde, zum voraus geſetzt hat. Hier haben aber die Juden der ſpäteren Zeiten einen ſonderbaren Fehltritt begangen. Ohne jährliche, und zuletzt ohne irgend einige Zählungn des Volks anzuſtellen, legen ſie doch das Geſetz 2 B. Moſ. 30, 11-16. wo befohlen wird, daß jeder Gezählte einen halben Seckel Kopfgeld geben ſoll, ſo aus, als wenn Moſe eine jährliche Zählung anbeföhle. Die Geſchichte ihres Irrthums iſt zu wichtig, als daß ich ſie vorbeylaſſen könnte.

In der That wäre eine jährliche Zählung wohl zu viel. Kaum läßt ſich in einem groſſen Volk eine Zählung, wenn ſie anders genau und zuverläßig ſeyn ſoll, in Einem Jahr endigen: und übereilt man ſie, ſo kön-

können die unrichtigen Summen, die herauskommen, zu groſſen Fehltritten Anlaß geben. Selbſt Moſis erſte Zählung fieng im erſten Jahre an, und das noch vor dem Anfange des Baues der Stiftshütte, und ward erſt im zweyten Jahre geendiget: denn aus ihr zwey Zählungen zu machen, in der das erſte Jahr 603550 Köpfe, und im zweyten Jahre abermals 603550 Köpfe gefunden wären, ſo daß das ganze Volk ſich einige Monat hindurch an Anzahl der erwachſenen Mannsperſonen vollkommen gleich geblieben war; iſt ein Gedanke, den ſich kaum jemand in den Sinn kommen laſſen wird, wenn er die beſtändigen Abwechſelungen von Sterbefällen und Geburten kennet (*). Es iſt alſo wohl offenbar, daß Moſes die Zählung im Anfang des erſten Jahrs noch vor dem Stiftshüttenbau, zu dem jeder Gezählte einen halben Seckel beytragen mußte, anfieng, auch den halben Seckel, der bey der Hütte des Stifts angewandt ward, von jedem annahm: aber die Aufzeichnung derer, die gezählt waren, und ihre Eintragung in ein Buch erſt im zweyten Jahre vollendete. Auch beſtimmt Moſes den halben Seckel, der bey der Zählung gegeben werden ſollte, zu einem Gebrauch, dazu er nur ein einigesmal angewandt werden konnte, nämlich den Bretterwänden und Säulen der Hütte des Stifts ſilberne Untergeſtelle zu geben, und ſonſt noch einiges am Heiligthum von Silber zu machen, oder mit Silber zu überziehen 2 B. Moſ. 38, 25. 28. Man

(*) Man ſehe mehr hievon in der Note zum 2ten §. der Abhandlung *de cenſibus Hebræorum*, oder auch in der Anmerkung zur deutſchen Bibelüberſetzung 4 B. Moſ. 1, 1. Der ganze Bau der Stiftshütte war ſchon im erſten Jahr geendiget, und doch ward zu ihm das Löſegeld von 603550 Gezählten angewandt; ſie müſſen alſo vor dem Bau gezählt ſeyn. Und doch befiehlt Gott eine Zählung im zweyten Mond des zweyten Jahrs, und aus der kommen wieder 603550 heraus.

Man kann ihn daher ſchwerlich ſo verſtehen, daß er, nachdem das Heiligthum gebauet war, ſeinem Volk einen jährlichen Tribut, der wirklich dem Armen hätte beſchwerlich fallen müſſen, (wie jedes Kopfgeld thut,) und von dem er nirgends anzeiget, wozu er künftig, nachdem einmal das Heiligthum gebauet iſt, angewandt werden ſolle, habe auflegen wollen. Vermuthlich verordnet er alſo das Kopfgeld, oder, wie er es nennet, Löſegeld, nur bey der erſten Zählung, und man findet wirklich bey der zweyten Zählung, 4 B. Moſ. 26. nicht die entfernteſte Spur, daß damals von neuem ein Kopfgeld, oder Löſegeld, bezahlt ſey: auch würde man nicht errathen können, wozu es angewandt ſey, da doch Moſes das Kopfgeld von der erſten Zählung ſo genau berechnet hat. Innerhalb vierzig Jahren finden wir auch in Moſis Büchern nur zwey Zählungen: und das könnte einen auf die Gedanken bringen, nach ſeiner Politik habe etwan in jedem Menſchenalter, (dies rechnet man ohngefähr zwiſchen 33 und 40 Jahren) das Volk wenigſtens Einmal gezählet werden ſollen, um zu ſehen, ob es zu- oder abnehme, und um alle Fehler der genealogiſchen Tafeln zu verbeſſern. Bey den Römern geſchahe der Cenſus öfter, alle fünf Jahre, aber doch nicht jährlich.

In der babyloniſchen Gefangenſchaft war bey den Juden Gelehrſamkeit, und Kenntniß ihrer väterlichen Sitten untergegangen: und dabey gab es überreligieuſe Leute, denen das Volk folgete, die Phariſäer. Es kam alſo, ich weiß nicht eigentlich, wie früh oder ſpäte (*), eine

(*) Man glaubt, zwey Stellen aus älteren Zeiten zu finden, in denen ſchon vor, oder bald nach der babyloniſchen Gefangenſchaft das Geſetz auf dieſe Weiſe verſtanden ſeyn ſoll. Ich will ſie nicht verſchweigen; ſie überzeugen mich aber nicht.

1) Der König Joas verweiſet es 2 Chron. 24, 6. dem Hohenprieſter, daß er ſich den Tribut Moſis zur Hütte

eine Auslegung des Geſetzes 2 B. Moſ. 30, 12. auf, nach der jeder Erwachſene alle Jahr einen halben Sekkel zum Tempel geben mußte: nur ſo viel iſt gewiß, daß ſie zu Chriſti, Philonis und Joſephi Zeiten ſchon längſtens eingeführet und rechtskräftig war. Matth. 17,

des Stifts nicht habe von den Leviten einliefern laſſen, da doch der Tempel verfallen ſey, und einen neuen Bau bedürfe. Dies verſtehen einige von dem halben Seckel. Die Sache iſt noch ſehr ungewiß, denn es könnte eben ſowohl die freywillige Beyſteuer ſeyn, die Moſe zum Stiftshüttenbau von den Iſraeliten annahm, (2 B. Moſ. 24, 1-9. 35, 4-29. 36, 4-7.) und das muß man deſto eher denken, weil Joas gleich darauf einen Kaſten in den Tempel ſetzen, und ausrufen läßt, jeder möge den Tribut Moſe in der Wüſte, (d. i. den ehedem in der Wüſte geordneten Tribut) bringen, und in den Kaſten werfen, 2 Chron. 24, 8-11. Hier konnte alſo jeder bringen, was er wollte, und es war nicht von einem Kopfgeld, ſondern von einer freywilligen Gabe, die Rede. Die ganze Geſchichte ſcheint alſo nicht hieher zu gehören.

2) Nach der Wiederkunft aus dem babyloniſchen Elend verbinden ſich die Juden unter Nehemia, und auf deſſen Veranlaſſung, jährlich den dritten Theil eines Seckels zum Tempel und zu den öffentlichen Opfern zu geben. Nehem. 10, 33. 34. — Hier iſt klar, daß nicht vom halben Seckel die Rede iſt: denn ſie verſprechen nur den dritten Theil des Seckels: und eben ſo klar iſt, daß ſie es nicht in Rückſicht auf ein vermeyntes Gebot Moſis, ſondern aus freyer Willkühr thun; denn es heißt: **und wir legten uns ein Gebot auf, jährlich den dritten Theil eines Seckels zum Tempel zu geben, u. ſ. f.**

In dieſen frühen Zeiten iſt alſo die Auslegung des Geſetzes Moſis, von der ich oben rede, wohl noch nicht entſtanden geweſen. die Ausleger haben geirret, und damit dies nicht eine unbeſcheidene Anklage anderer zu ſeyn ſcheine, will ich gern dazu ſetzen; ich habe auch mit ihnen geirret, und das ſchriftlich. Aber ich nehme gern meinen Irrthum zurück, da ich ſehe, daß weder das Buch der Chronik noch Nehemias vom Kopfgelde bey der Zählung reden können.

17, 24. kommen die zu Petro, die den halben Seckel, (tà dídrachma) (*) einzunehmen pflegten, und erinnerten Petrum, ob Jeſus nicht den halben Seckel bezahle? welches er auch V. 27. thut, und für ſich und Petrum einen Stater, (der ſo viel betrug, als der damalige jüdiſche Seckel) bezahlen läßt. Philo erklärte das Geſetz Moſis vom halben Seckel auch ſo, daß jeder, der über zwanzig Jahr alt ſey, jährlich einen Beytrag zum Tempel, den Moſes Löſegeld nenne, zu geben habe (**), und dies beobachteten die Juden, nicht blos die in Paläſtina oder dem Römiſchen Reiche, ſondern auch die jenſeits des Euphrats im Parthiſchen wohnenden. Joſephus erzählt im 18ten Buch der Alterthümer, Cap. 9. §. 1. weil Nehardea und Neſibis vorzüglich veſte geweſen wären, ſo hätten die Juden in dieſen beyden Städten den halben Seckel (tò dídrachmon) den jeder Gott zu geben pflegte, ſo lange niederlegt, bis er nebſt anderm geheiligten Gelde ſicher, und unter Bedeckung einer groſſen jüdiſchen Caravane von viel tauſend Mann habe nach Jeruſalem gebracht werden können. Da Neſibis und Nehardea nicht zum römiſchen Reich gehörten, ſondern jenes damals unter den armeniſchen, und dieſes unter den parthiſchen Königen ſtand, ſo iſt klar, daß auch die Juden auſſerhalb des römiſchen Reichs den halben Seckel bezahlten. Ferner erzählt Joſephus, B. 7. vom jüdiſchen Kriege, Cap. 6. §. 6. nach der Zerſtörung Jeruſalems habe der Kaiſer befohlen, daß jeder Jude die zwey Drachmen, die ſie vorhin jährlich zum Tempel ſteuerten, künftig dem Capitolio bezahlen ſollte.

(*) Eigentlich, die zwey Drachmen. So nannte man damals griechiſch den halben Seckel, und ſo heißt er auch gemeiniglich bey Joſepho, weil nach der Meynung und damaligen Münzfuß der Juden der Seckel vier attiſche Drachmen betrug. *Joſephus Ant. l. III. C, 8. §. 2.*

(**) *Libro II. de monarchia*, S. 224. des zweyten Theils der Manyeyiſchen Ausgabe.

te. Stellen des Thalmuds will ich nicht anführen, denn ſie beweiſen in einer hiſtoriſchen Sache zu wenig: dieſe gleichzeitigen Schriftſteller ſind, ſchon jeder einzeln und für ſich allein, ſtärkere Zeugen als der ganze Thalmud.

Dieſe Auslegung oder Anwendung des Geſetzes Moſ war ſonderbar, und auf mehr als eine Weiſe irrig.

1) Nach dem Geſetz ſollte der halbe Seckel gegeben werden, wenn das Volk gezählet würde; die Auslegung des Geſetzes, die jährlich einen halben Seckel foderte, ſetzte alſo zum voraus, daß Moſe von einer Zahlung rede, die alle Jahr geſchehen ſollte: und doch nahmen die Juden damals keine Zählung ihres Volks vor. Daß ſie dies nicht gethan haben, ſiehet man aus folgender Erzählung Joſephi (*): da Nero die Juden zu verächtlich anſahe, wünſchte der Landpfleger Ceſtius, ihm einen richtigern Begriff von der Gröſſe dieſes Volks beyzubringen. Er erkundigte ſich deshalb bey den Prieſtern, ob ſie ihm kein Mittel angeben könnten, die Zahl der Juden zu erfahren. Sie ſchlugen vor, die Oſterlämmer zu zählen, aus denen man einigermaſſen die Zahl der Juden berechnen könnte: denn zu Einem Oſterlamm thäten ſich nie weniger als zehen Gäſte zuſammen, die Geſellſchaft beſtünde alſo wenigſtens aus zehen Perſonen, oft aber aus mehrerern. Die Oſterlämmer wurden alſo gezählt, und 256500 befunden. Dies war wirklich eine ſehr unzuverläßige, und zum Endzweck des Landpflegers, die Gröſſe des Volks zu zeigen, unbequeme Art zu rechnen: denn zu manchem Oſterlamm gehörten mehr als zehen (**),

Jo-

(*) *De bello judaico, L. VI. C. 9. §. 3.*

(**) Bey dem Oſterlamm, das Jeſus mit ſeinen Jüngern aß, waren 13 erwachſene Gäſte.

Joſephus ſagt, bisweilen zwanzig Gäſte: wer unrein war, durfte das Oſterlamm nicht eſſen; und viele tauſend Juden waren gehindert, um die Zeit des Oſterfeſtes zu Jeruſalem zu ſeyn, wenn ſie zu weit entfernt wohnten, oder krank, oder auf Reiſen. Wenn ſich Ceſtius ſtatt einer Zählung einer ſo ungewiſſen Berechnung bediente, ſo muß das Volk wohl nicht gezählt worden ſeyn.

2) In der That war zwar, und das iſt ein neuer Widerſpruch der Juden gegen ſich ſelbſt, die Annehmung des halben Seckels, wenn er anders ehrlich berechnet ward, eine Art der Zählung: denn ſo viel halbe Seckel einkamen, ſo viel mußten erwachſene Juden männlichen Geſchlechts (von zwanzig Jahren und drüber) auf dem Erdboden leben. Ob die Einnehmer ehrlich geweſen ſind, davon kann ich nichts ſagen: wären ſie es aber auch geweſen, ſo ſcheint doch, die Prieſter haben nicht rathſam gefunden, den Landpfleger von dieſer Tonnen Goldes betragenden Einkunft des Tempels, die groſſen Theils aus dem parthiſchen Reich einlief, zu unterrichten.

3) Was gegeben werden ſollte, war ein halber Seckel. Dieſer war zu Moſis Zeit viel kleiner (*), als der zu Chriſti oder Joſephi Zeit: allein nachdem die Juden lange unter fremden Herrſchaften der Babylonier, Perſer und Griechen

(*) Ich habe davon mehr in der *Commentatione de ſiclo ante exſilium babylonicum* gehandelt. Ganz genau läßt ſich ſein Gewicht nicht beſtimmen, ſondern nur, daß er kleiner war als der zur Zeit Chriſti gewöhnliche Seckel, und ganz ohne allen Beweis und Wahrſcheinlichkeit nimmt man an, daß die Gewichte in einer Zeit von 1500 Jahren, und unter ſo mancher fremden Herrſchaft, ſtets einerley geblieben ſind.

geſtanden hatten, und endlich wieder durch die Siege der Maccabäer die Freyheit erhielten, wußten ſie nicht mehr, was ihr alter Seckel geweſen wäre. Sie dachten noch dazu an eine Münze, da doch Seckel zur Zeit Moſis keine Münze, ſondern blos ein Gewicht war, und ungemünztes Silber gewogen ward: aber ſie wollten nun einen Seckel münzen. Sein Gewicht beſtimmten ſie, wie es ſcheint, etymologiſch: Seckel kommt von ſchakal, wiegen, her, die Griechen hatten eine Münze, Stater, vom wiegen genannt, dieſen Stater nahmen ſie zum Seckel an, und münzten alſo ihren Seckel nach dem griechiſchen Stater, d. i. ohngefähr (denn ganz genau iſt die Vergleichung nicht) zu einem Loth Silbers aus, ſo daß er unſerem hannöveriſchen Gulden, deren vier einen Ducaten machen, an Werth am nächſten kam. Einen halben Seckel dieſes viel höheren Münzfuſſes mußte man jährlich, ohne je gezählt zu werden, zum Zahlgelde für ſeinen Kopf an den Tempel geben.

Dies ganze Kopfgeld gehört alſo nicht in das moſaiſche Recht, ſondern iſt eine ſpätere Erdichtung des jüdiſchen Rechts nach der babyloniſchen Gefangenſchaft. Allein auch dies zu wiſſen iſt nöthig: und auſſer dem bekommen noch ein paar Stellen des neuen Teſtaments, die etwas in die Rechte einſchlagendes haben, aus dem vorher geſagten ihr Licht. Beyde ſind dunkel: die eine gar nicht verſtanden, und die andere häufig von frommen Leuten, die ſich für Kinder Gottes oder Jünger Chriſti hielten, zur Entſchuldigung von Zoll- oder Licent- oder Acciſe- Defraudationen in ihrem eigenen Gewiſſen, angewandt worden. Solche Entſchuldigungen ſind dem Staate ſehr nachtheilig: denn dieſe heimlichen Defrauden kann nie die genaueſte Aufſicht, ſondern blos Gewiſſen, Religion, Ehrliebe und Erziehung, verhindern; und wenn ſie

nicht

nicht gehindert werden, wenn ſie wohl gar durch das anſteckende Exempel frommer Leute, oder Prediger, mehr einreiſſen und allgemein werden, ſo iſt die Folge davon, daß die Auflagen erhöhet werden, und andere mehr geben müſſen, bis endlich Induſtrie und Gewerbe unter der Laſt der Impoſten erliegen müſſen. Dies iſt meine Entſchuldigung für zwey, eigentlich nicht moſaiſches, ſondern ſpäteres jüdiſches Recht betreffende Anmerkungen.

Die eine iſt: man wird nun die Geſchichte Matth. 17, 24-27. verſtehen, die ſo oft in der Stille gemisdeutet iſt, und das Gewiſſen frommer Defraudanten beruhiget hat (*). Es iſt von keinem Tribut an die weltliche Obrigkeit die Rede, wie mancher des Griechiſchen unkundige dachte, wenn er in der deutſchen Bibel das unglücklich gewählte Wort, Zinsgroſchen, fand, ſondern vom halben Seckel, der zur Unterhaltung des Tempels jährlich entrichtet werden ſollte. Dieſer war in der That kein Gebot Gottes, und Jeſus hätte ihn ganz rechtmäßig deswegen abſchlagen

 kön-

(*) Ich fragte einmal einen, (ich muß es noch dabey ſagen, einen Studirten, und keinen dummen Kopf) der im hohen Grad religieux, und das, was man einen Pietiſten nennet, war, wie er doch (er that es vor meinen Augen,) die Acciſe defraudiren könne, ohne ſich ein Gewiſſen darüber zu machen. Er verwieß mich auf dieſe Stelle, und die Kinder Gottes oder die Jünger Jeſu ſollten frey ſeyn, doch müßten ſie kein Aergerniß geben. Es war, wie man aus dem Wort, Acciſe, ſiehet, nicht hier im Lande, ſondern im Preußiſchen: und eben in dem Lande kann man ſehen, was dergleichen weit um ſich greifende Irrthümer, die aus Unwißenheit entſtehen, für Schaden thun. Die Defrauden ſind ſo weit gegangen, daß darüber der König genöthigt worden iſt, Verpachtungen einzuführen. Die ſind dem Lande verhaßt, aber Gewiſſenloſigkeit in Entrichtung der Abgaben hat ſie zuwege gebracht. Im Hanöveri-

können, weil er auf einer unrichtigen Auslegung des Geſetzes beruhete, und ein bloſſer Aufſatz der Aelteſten war. Doch das thut er nicht, ſondern fragt nur Petrum, ob auch weltliche Könige von ihren Söhnen Kopfgeld nehmen? Petrus ſagt: Nein! — Wohl, ſagt Jeſus, ſo hätte ich eigentlich nicht nöthig, zum Tempel ein Kopfgeld zu geben, denn ich bin der Sohn Gottes; aber, damit niemand ſich daran ärgere, und es als Verachtung des Tempels anſehe, will ich das Kopfgeld gern geben, wie ich es immer gegeben habe. — Wäre von einer Abgabe an die weltliche Obrigkeit die Rede geweſen, ſo würde ſich dies alles nicht ſchicken: und aus Matth. 22, 15. 22. iſt wohl gewiß, daß Jeſus den Zinsgroſchen an den römiſchen Kaiſer unweigerlich entrichtet haben muß. Die Antwort Chriſti iſt auf die Weiſe, und wenn man nur weiß, daß τὰ dídrachma der halbe Seckel iſt, ganz verſtändlich: und er will Petro blos ſagen, er ſey der Meſſias, oder Sohn Gottes.

Die andere Anmerkung betrifft die eben angeführte Stelle, Matth. 22, 15. 22. die alle Jahr auf der Canzel

verischen ſeufzt alles über eine ſehr beſchwerliche Auflage, die man das Fixum nennet, aber Gewißenloſigkeit der Unterthanen hat ſie nothwendig gemacht, weil der leichter zu gebende Licent zu viel defraudirt ward. Bey einem ſo großen Unglück der Länder ſollte billig die Religion zu Hülfe genommen, und die Wahrheit daß jeder, der defraudirt, in Gottes Augen ein Dieb iſt, geprediget werden. Kehrt man es aber um, und nimmt gar aus Unwißenheit die Religion zur Beſchönigerin des Betruges, ſo entſteht dem Lande das größeſte Unglück daraus. Unwiſſenheit der Geiſtlichen, und daß ſie meinen, für einen Landprediger ſey wenig Gelehrſamkeit nöthig, wenn er nur gut reden könne, iſt an einem ganze Länder drückenden Unglück ſchuld: und eben die Länder könnten mehr blühen, und bey ihren Abgaben vergnügt ſeyn, wenn der Artikel von der Obrigkeit nicht halb Anabaptiſtiſch geglaubt würde.

zel erklärt, aber weder da, noch in den Commentariis, die ich nachgeſchlagen habe, ſo erklärt wird, daß ein nachdenkender begreifen kann, wie die Worte, gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gotte, was Gottes iſt, irgend haben die Jeſu vorgelegte Frage, iſts recht, daß man dem Kaiſer Zins gebe, oder nicht? entſcheiden, und noch dazu ſo entſcheiden können, daß die Fragenden mit Erſtaunen weggiengen: vielmehr iſt man verſucht, ſich zu wundern, daß ſie ſich mit einer ſolchen Antwort befriedigen lieſſen. Dadurch, daß ich eine Münze habe, die eines groſſen Herrn Bild oder Ueberſchrift trägt, bin ich ja nicht ſchuldig, ſie ihm zu geben, ſonſt könnte der König von Frankreich, ſo oft wir einen Louis d'Or hätten, eine Taxe auf uns legen. Der Gedanke wäre auch unrichtig: der Kaiſer habe das Münzregal unter den Juden gehabt, folglich wären ſie ſchuldig, ihm Tribut zu geben. In der That hatten ſie, obgleich Judäa eine römiſche Provinz war, die Münzgerechtigkeit noch ſelbſt, und durften Seckel des Heiligthums ſchlagen; und daraus, daß man Münzen mit der und der Ueberſchrift im Lande roulli- rend hat, wird noch niemand folgern, der, deſſen Bildniß auf der Münze ſtehet, ſey unſer Landesherr. Selbſt das Münzregal, das ſich einer mit Gewalt ge- nommen hätte, wäre noch kein Beweis, daß er unſer rechtmäßiger Landesherr ſey.

Jeſus hat es, das muß man gleich anfangs be- merken, mit Phariſäern zu thun. Dieſe waren zwar der römiſchen Herrſchaft ungeneigter, als die Saddu- cäer, allein ſie hielten es doch nicht für eine Sache wider das Gewiſſen, ſich ihr zu unterwerfen, ſondern dies that eine bey der erſten Schätzung entſtandene vierte Secte, die Joſephus ſehr ſorgfältig von Phari- ſäern, Sadducäern, und Eſſenern unterſcheidet (*).

(*) *Antiquitatum lib. XVIII. cap.* 1, das ganze Capitel, ſon- derlich aber §. 1. 6.

Die Frage iſt auch nicht, ob es recht ſey, dem Kaiſer zu gehorchen? oder, ihm Zölle und andere Abgaben zu entrichten? ſondern ſie geht blos auf den Zinsgroſchen, oder, wie wir es nennen würden, auf das jährliche Kopfgeld. Es müſſen alſo die Juden, wenigſtens die Phariſäer, etwas beſonders bey dem Kopfgelde zu finden vermeynt haben, dadurch ihr Gewiſſen beſchweret würde? Und was kann dies geweſen ſeyn?

Hiſtoriſch weiß ich es nicht, denn Joſephus ſagt uns nichts von den Einwürfen gegen das Kopfgeld allein: aus der Antwort Chriſti aber, und der vorhin erzählten Geſchichte des halben Seckels, wird mir wahrſcheinlich, daß ſcheinheilige Eiferer es für eine Art des Kirchenraubes ausgaben, und ſagten: das jährliche Kopfgeld gehöret Gotte, der hat es uns ſelbſt in ſeinem Geſetz aufgelegt, und wir machen uns ein Gewiſſen daraus, dem Kaiſer zu geben, was Gottes iſt. Bloſſe Chicane war dies. Hätte der Kaiſer damals gethan, was Veſpaſianus nach der Zerſtörung Jeruſalems that, und befohlen, den bisher an den Tempel gegebenen halben Seckel an das Captiolium zu geben, ſo hätte allerdings ein Jude ſich in ſeinem Gewiſſen ſehr beſchwert finden können. Allein der Kaiſer dachte gar nicht an ihren halben Seckel, ſondern foderte ein ganz anderes Kopfgeld, auch in der Summe verſchieden; nicht einen halben Gulden, ſondern einen Denarius oder Viertheilsgulden. Nun iſt die Antwort Jeſu vortrefflich. Er läßt ſich den Zinsgroſchen zeigen; ſie bringen ihm einen Denarius: (ſo viel ſcheint, es mußte damals jeder in Paläſtina wohnende Jude Kopfgeld geben). Er fragt ſie: wes iſt das Bild, und die Ueberſchrift? ſie ſagen: des Kaiſers. Ein ſolcher Denarius mit des Kaiſers Bild und Ueberſchrift würde nicht einmal bey Bezahlung des halben Seckels im Tempel angenommen ſeyn, denn Seckel des Heiligthums wurden erfodert, und die mußte der Jude einwechſeln, wenn er fremdes Geld hatte,

hatte, wozu auch im Tempel ſelbſt Wechſeler, die, deren Tiſche Jeſus ein Paar mal umgeſtoſſen hat) zu ſizzen pflegten. Die natürlichſte Antwort alſo war: Ihr ſehet, daß der Kayſer nicht das Kopfgeld von euch fodert, das ihr dem Tempel zu zahlen pflegt: er fodert einen Denarium, und der würde nicht einmal im Tempel angenommen werden. Ihr könnet alſo mit gutem Gewiſſen dem Kayſer die jährlichen 4 guten Groſchen Kopfgeld in Kayſerlicher Münze mit ſeinem Bild und Ueberſchrift bezahlen: und Gotte die zur Unterhaltung des Tempels beſtimmten acht guten Groſchen, in heiliger Münze. Dieß ſagt er kürzer und ſchöner: Gebet alſo dem Kayſer, was des Kayſers iſt; und Gotte, was Gottes iſt.

Ich kehre nun wieder zum eigentlichen Moſaiſchen Recht zurück: in der traurigen Ahndung, daß der der Welt bißher noch nach ſeinem Namen unbekannte Frankfurtiſche inſpirirte Zeitungsſchreiber, der mich bey aller Gelegenheit ſeinen Zorn empfinden läßt, und ſeine gelehrte Zeitung mit ſeiner Art von oftmals wiederholtem Witz faſt blos gegen mich ſchreibt, dieſe in Frankfurt gedruckte Digreßion nicht ungeahndet laſſen wird, da er nur kleinere Digreßionen nicht hat vergeben können, um ſelbſt zu reden zu haben.

§. 174.

Von Davids Zählung des Volks.

Wenn Moſes in ſeinem Recht Zählungen des Volks als von Zeit zu Zeit nöthig zum voraus ſetzte, ſo folget freilich, daß die chriſtliche Religion ſie nicht verbietet: und daß es ein aus Unwiſſenheit entſtandener Aberglaube iſt, dem Staat, der das Volk zählen läßt, eine Gewiſſensſache daraus zu machen.

Allein nun entſtehet die Frage: wenn Moſis Geſetz Zählungen zum voraus ſetzte, und Moſes wirklich das Volk zweymal gezählet hat; worin ſündigte denn David,

vid, als er das Volk zählen ließ? und die Bibel ſagt doch, daß er geſündiget habe, und deshalb von Gott mit einer Peſt beſtraft ſey, die das eben gezählte Volk um 70000 Menſchen verminderte. Die Geſchichte ſtehet 2 Sam. 24, und 1 Chronik 21. und ich muß bitten, ſie ganz durchzuleſen, wenn man das folgende verſtehen will.

Die gewöhnliche Meinung iſt, David habe ſich blos durch Hochmuth verſündiget, und ſich daran in ſeinem Gemüth beluſtigen wollen, zu wiſſen, über wie viel Unterthanen er König wäre. Dieß iſt wohl die ſchlechteſte Erklärung der Unrechtmäßigkeit ſeines Gebots. Wollte Gott jeden inneren Hochmuth des Herzens der Könige, jede von ihnen in Gedanken begangene Sünde, mit Peſtilenzen ſtrafen, ſo müßten die Peſtilenzen nie aufhören. Das ſonderbarſte wäre noch, wie Joab eine blos in geheimen Hochmuth beſtehende Sünde ſo ſehr verabſcheuen und widerrathen ſollte. Er thut David Vorſtellung, und ſagt: Gott vermehre das Volk hundertfältig, daß der König es ſehe! Aber warum will der König eine ſolche Sache haben? (*) oder, wie es in dem andern Schriftſteller heißt: Gott vermehre das Volk hundertfältig! Es ſteht ganz dem Könige zu Dienſte! Aber warum ſucht der König dieß? und warum ſoll eine Schuld auf Iſrael gebracht werden? (**) Aber beyde Schriftſteller ſagen, der Befehl des Königes ſey mit ſolcher Strenge wiederholt worden, daß Joab ihn vollziehen mußte. Joab war ſonſt kein Mann von engem Gewiſſen; zwey überlegte heimtückiſche Mordthaten hatte er in ſeinem Leben ganz in kaltem Blut begangen, (***) blos um ſich einen Rival von der Seite zu ſchaf-

(*) 2 Sam. 24, 3.

(**) 1 Chron. 21, 3.

(***) 2 Sam. 3, 23 = 37. 20, 8 = 13. 1 Buch der Könige 2, 5. 6.

ſchaffen: und als ihm David einen Wink gab, Urias an einen gefährlichen Ort zu ſtellen, war er auch nicht hypochondriſch, ſondern veranſtaltete eine ſolche Attaque, bey der auſſer Urias noch eine ſehr große Anzahl der treueſten Soldaten umkommen mußte. Sein Gewiſſen würde alſo wohl durch eine Ordre, wo die Sache ſelbſt rechtmäßig war, und die Sünde blos im geheimen Hochmuth des Herzens beſtand, nicht incommodirt worden ſeyn. Als Hofprediger, und als halben Pietiſten, ſtellet man ſich ihn vor, wenn man das denkt: und er war gewiß keins von beyden. Etwas mehr, als bloſer Mord, muß es in Joabs Augen geweſen ſeyn, was er ſich zu thun weigerte.

Joſephus erdachte doch auf eine etwas wahrſcheinlichre Art, worin Davids Sünde beſtanden haben ſollte. David ließ, ſagt er, das Volk zählen, ohne daß ſie den von Moſe verordneten halben Seckel Kopfgeld an das Heiligthum abtrugen. — Dieß fällt zwar ohnehin weg, wenn Moſes den halben Seckel nicht bey allen Zählungen, ſondern blos bey der erſten verordnet hat. Geſetzt aber, ich hätte hierin Unrecht, und die zu Joſephi Zeit gewöhnliche Auslegung des Geſetzes vom halben Seckel wäre richtiger; ſo gehört er doch gewiß nicht hieher. Beyde Schriftſteller, das zweyte Buch Samuel, und das erſte Buch der Chronik erwähnen den halben Seckel nicht mit einem Wort; David verbietet auch nicht, ihn zu entrichten, ſondern befiehlt nur, das Volk ſolle gezählt werden, alſo hätte ihn jeder Gewiſſenhafte ſelbſt entrichten, und der Hoheprieſter von Amts wegen einfodern können. Wenigſtens ſieht in dieſem Stück Davids Zählung vollkommen ſo unſchuldig aus, als Moſis zweyte, (4 B. Moſ. XXVI.) bey der auch des halben Seckels mit keinem Worte gedacht wird. Joab und die andere Generals, thun auch nicht Vorſtellung, daß doch der König befehlen möchte, den halben Seckel zu bezahlen, ſondern verbitten die Zählung des Volkes ſelbſt. Und am Ende müßte Da-

vid, der ſo viel Millionen Seckel (*) geſammlet, und von dem Seinigen zum Tempelbau beſtimmet hatte, wol wirklich im hitzigen Fieber geweſen ſeyn, wenn er, allen ſeinen andern Abſichten zuwider, den halben Seckel der gezählten Unterthanen, der gegen jenes eine Kleinigkeit war, und nicht aus ſeinem Beutel kam, dem von ihm ſelbſt projectirren Bau eines künftigen Tempels nicht hätte gönnen wollen.

So viel ich die Geſchichte verſtehen kann, ließ David das Volk, weder aus kluger Sorgfalt eines guten Königes, noch aus bloſer Neugier zählen, ſondern es ſollte durch die Zählung zu beſtändigen Kriegsdienſten enrollirt werden, vermuthlich, weil ihn nach manchen glücklich geführten Kriegen der Conquerantengeiſt überfiel. Wenigſtens läßt er das Volk nicht, wie ehedem gewöhnlich war, durch Prieſter zählen, ſondern durch Joab und andere Generals; und ſelbſt das hier gebrauchte Wort, Safar, (Zählen und Schreiben) ſchließt ſonſt das Zählen zu Kriegsdienſten mit in ſich, und iſt auch ohne weiteren Zuſatz ſo viel, als unſer Soldaten-Deutſches Wort, enrolliren. Dieß gehet ſo weit, daß Haſſofer, der Schreiber, derjenige General iſt, der die Muſterrolle hat, und die Leute zu Kriegesdienſten ausnimmt, und die Officiers Schreibers heiſſen. Etwas davon wird man im nächſtfolgenden Paragraphen, und noch mehr in der etlichemal angeführten Diſſertation de cenſibus Hebraeorum, im dritten Paragrapho, und zwar in der nächſten Auflage noch merklich vermehrt, finden.

Davids Sünde, oder vielmehr um nicht ſo theologiſch, ſondern mehr politiſch zu reden, Davids Unrecht und Tyranney gegen ein Volk, das ſich ihm auf ganz andere Bedingungen, und mit Vorbehalt vieler Freyheiten (**) unterworfen hatte, beſtand alſo hierin:

Biſ-

(*) 1 Buch der Chron. 29.

(**) §. 55.

Bisher hatte freilich die alte und natürliche Regel der Völker, quot cives tot milites, ſo fern gegolten, daß im Fall der Noth jeder Bürger zur Vertheidigung des Staats die Waffen tragen mußte: doch der Nothfall entſtand ſehr ſelten, und auſſer ihm hatte nicht jeder Iſraelit nöthig, Soldat zu ſeyn, und ſich im Frieden, oder auch im mittelmäßigen Kriege, einer militäriſchen Einrichtung zu unterwerfen. David hatte die Anſtalt gemacht, daß noch auſſer ſeiner Leibguarde (ſie kommt in der Bibel unter dem von Iken am beſten erklärten (*) Namen Kreti und Pleti vor) noch jeden Monat wechſelsweiſe 24000 Mann Dienſte thun mußten, alſo 288000. Mann in den Waffen geübet wurden. Zur Vertheidigung des Landes, und um die Nachbaren in Reſpect zu erhalten, war dis, ſonderlich nach den damahligen Zeiten, und der anderwärts beſchriebenen (**) vortheilhaften Lage ſeines Reichs, hinlänglich: allein ihm ſchien es noch nicht genug. Er wollte, vermuthtlich vom Eroberungsdurſt beunruhiget, den Staat ohngefähr nach Art des Römiſchen, kriegeriſch machen, und das ganze Volk dergeſtalt unter eine militäriſche Verfaßung bringen, daß jeder Unterthan ordentlich enrollirt würde, in dieſer Abſicht unter Generals und Officiers ſtände, und zu gewiſſen Zeiten Kriegsdienſte thun müßte, um in den Waffen geübt zu werden. Ob dieß, wenn es nicht eigentlich zur Erhaltung des Staats nothwendig iſt, eine Härte gegen das Volk ſey, wird jeder aus ſeiner eigenen Empfindung, oder auch aus der neueſten Geſchichte einiger Länder urtheilen. Selbſt in ſehr kriegeriſchen ganz monarchiſchen Staaten, die nicht die geründete und durch Berge oder Wüſten geſicherte Lage des Iſraelitiſchen Reichs hatten, iſt das vor vierzig Jahren ein-

(*) *Diſſertatio de Crethi & Plethi.* Sie iſt die neunte unter ſeinen zuſammen edirten *diſſertationibus philologico-theologicis.*

(**) §. 20-25.

eingeführte Enrolliren jedes Unterthanen, unter einem ſehr kriegeriſchen Könige von freyen Stücken wieder abgeſchaft worden, weil er es zu hart fand, und bey einer Unterwerfung aller Bürger unter Kriegesbediente zu viel Erpreßungen und Avanien vorgehen können.

Wäre nun dieß die Abſicht Davids geweſen, ſo iſt begreiflich, wie Joab, ungeachtet er in ſeinem Privatleben ein ſehr böſer Mann, und zweymal ein Mörder war, doch ſo patriotiſch, oder ſo ſtaatsklug ſeyn konnte, einen Befehl des Königes, der ein frey geweſenes Volk in die ſchlimmſte militäriſche Sclaverey verſetzte, und ihm unerträglich ſeyn mußte, aufs nachdrücklichſte zu verbitten. Es lieſſen ſich ſo gar ſchlimme Folgen befürchten, wenn die Unterthanen nicht geduldig genug geweſen wären, eine ſolche Neuerung zu ertragen: doch dieſe Geduld kann die in vielen Feldzügen geübte, und David ergebene Armee wohl bewirkt haben, und in der That ſcheint der Ausdruck, und ſie (Joab, und die übrigen, denen die Zählung aufgetragen war) lagerten ſich bey Aroer, 2 Sam. 24, 5. zu erkennen zu geben, daß die Zählung, oder beſſer, Enrollirung des Volks, durch militäriſche Gewalt unterſtützt werden mußte.

Etwas von dem, was David vorhatte, mag vielleicht ſein Nachkomme im achten Gliede, Uſias, ausgeführt haben. 2 Chron. 26, 11-14. Gelobet werden die kriegeriſchen Veranſtaltungen dieſes Königes nicht, und Jeſaias ſcheint ſie ſogar Cap. 2, 5-8. mit einem Tadel zu malen. Indeſſen war es doch nicht völlig einerley, ob David oder Uſias das ganze Volk enrolliren ließ. Jener herrſchete über ein ſehr mächtiges Volk, darin wohl anderthalb Millionen tüchtig waren, die Waffen zu tragen, (*) und hatte geründete und ſichere Gränzen vom Euphrat bis zum mittelländiſchen Meer. Zur Sicherheit des Staats war alſo dieſe Härte nicht nöthig. Uſias hatte blos zwey Stämme, die aus ohnge-

(*) §. 27.

gefähr dreymalhunderttauſend Mann beſtehen mochten, unter ſich, und ſein Land war nicht gerundet, ſondern faſt lauter Gränze. Hier konnte zur Selbſtvertheidigung nothwendig ſeyn, oder doch mehr Entſchuldigung verdienen, was zu Davids Zeit unnöthig, alſo auch, falls es hart iſt, tyranniſch war.

Rechte in Sachen, die zum Kriegesweſen gehören, als, Kriegesdienſten, Policey des Lagers, Austheilung der Beute.

§. 175.

Wer zu Kriegesdienſten verpflichtet iſt? Ausnahme der Mannſchaft, allgemeines Aufgebot.

Ich muß den Satz der alten Staaten, den ich vorhin bey einer andern Gelegenheit äuſſerte, nochmals wiederholen: quot cives tot milites. Nichts iſt an und für ſich vernünftiger: wer vertheidiget ſeyn will, muß auch ſelbſt ſich und ſeine Mitbürger vertheidigen. Findet jemand eine Härte, wohl gar, wie ich es von Predigern vorgeſagt gehört habe, eine himmelſchreyende Sünde, darin, daß er mit Gewalt zu Kriegesdienſten weggenommen wird, der kommt mir, wenn er keine beſondere Privilegia und Exemtionen aufzuweiſen hat, ohngefähr ſo vor, als wenn unſerer ſechs auf Einem Poſtwagen durch einen Wald führen, in dem Gefahr von Räubern wäre: faſt alle verlangten davon diſpenſirt zu ſeyn, ſich gegen die Räuber zu wehren, wollten aber doch, andere ſollten ihr Leben in Gefahr ſetzen.

Nichts vernünftiger könnte ſeyn, als, daß der eine oder die zwey, die Muth hätten ſich zu wehren, bey Erblikkung der Räuberbande ſagten: wenn ihr etwas an uns beyde wollt, ſo ſchießen wir, mit den übrigen Poltrons könnt ihr anfangen, was ihr wollet, wir ſind auch erbötig, ſo lange abzuſteigen, bis ihr mit ihnen eure Sachen gemacht habt.

Von dieſem ſehr natürlichen Recht, wer vertheidiget ſeyn will, muß vertheidigen, war im Moſaiſchen Recht ſo fern der Grundſatz veſte, daß auch bey den Zählungen, die Moſes ſelbſt vornahm, jeder von zwanzig Jahren an und drüber mit dem Beyſatz genannt wird, wer zum Heer ausgehet, (Kol joze zaba) das iſt, wer zu Kriegesdienſten tüchtig iſt. 4 B. Moſ. 1, 3. . 46. 26, 2. In den Geſetzen von Exemtionen, die im 177ten §. vorkommen ſollen, iſt auch zum voraus geſetzt, daß jeder, der nicht eine ſolche Exemtion hat, zu Kriegesdienſten verpflichet ſey, und dazu gezwungen werden könne.

Dieß völlige Recht wird aber doch der Staat nicht leicht gegen ſeine Bürger gebrauchen, ſonderlich wenn das Volk groß iſt, und in die Hunderttauſende, die Waffen tragen können, gehet. Selten iſt zu Führung des Krieges das ganze Volk nöthig: und wenn es etliche hunderttauſend gewaffnete ſtellen kann, ſo würde ihnen der Unterhalt auf dem Marſch unmöglich werden, der Verſäumniß des Ackerbaues nicht zu gedenken: Und ſo finden wir auch, daß Moſes gemeiniglich eine gewiſſe mäßige Zahl ausnehmen läßt. Die Beyſpiele ſind folgende:

1) Da die Iſraeliten gleich im erſten Jahre mit den Amelekitern Krieg bekommen, muß Joſua diejenigen ausleſen, die zu Felde gehen ſollen. 2 B. Moſ. 17, 9. 10.

2) Bey dem Kriege gegen die Midianiter werden tauſend Mann von jedem Stamm abgegeben, alſo zuſammen 12000 Mann, noch nicht der funfzigſte Theil des

des Volks, zu Felde geführt. 4 B. Moſ. 31, 1 = 6. — Dieſe beydemal hatten die Iſraeliten noch keinen Ackerbau zu verſäumen, ſondern zogen in der Wüſte herum: und doch gieng nicht das ganze Volk zu Felde.

3) Zwar nach dem Tode Moſis fällt folgende Geſchichte: allein ſie gehört doch, weil ein ihm geſchehenes Verſprechen erfüllt wird, noch zum wahren Moſaiſchen Recht. Die drittehalb Stämme jenſeits des Jordans hatten ihre zur Viehzucht bequemen Länder unter der Bedingung von Moſe erhalten, daß ſie Paläſtina dieſſeits des Jordans erobern helfen wollten. 4 B. Moſ. 32, 17 = 32. Im Buch Joſua wird auch erzählt, daß ſie dieß gethan haben, allein nur vierzigtauſend von ihnen gehen über den Jordan: und doch waren ihrer gewiß mehrere zum Kriege tüchtig. Denn der Stamm Ruben hatte bey der zweyten Zählung, kurz vor dem Uebergang über den Jordan 43730, und der Stamm Gad 40500, alſo dieſe beyden Stämme ſchon 84230 Mann: und dazu kam noch der halbe Stamm Manaſſe, der doch auch zwanzig bis dreyßigtauſend Mann ausgemacht haben muß. Alſo im heftigſten Kriege giengen von hunderttauſend Mann nur vierzigtauſend zu Felde, und dadurch war das Verſprechen erfüllet, das ſie Moſi gethan hatten.

Nur ſehr ſelten finden wir Beyſpiele, daß das ganze Volk, aber blos auf wenige Tage (denn anders wäre es auch kaum möglich geweſen) zu Felde gieng. Das eine ſteht im zwanzigſten Capitel des Buchs der Richter, da die übrigen Stämme den Stamm Benjamin wegen verweigerter Gerechtigkeit mit einem Nachkriege überziehen. Ohne daß der Geſchichtſchreiber nöthig hat, Anmerkungen zu machen, und mehr als Erzähler zu ſeyn, ſiehet man doch die üblen Folgen eines ſo allgemeinen Feldzuges, und der zu großen Menge. Zwey Tage nach einander liefern die eilf Stämme dem Stamm Benja=

jamin Schlacht, und der dritte Tag kommt noch dazu, nachdem ſie einen Bustag gehalten haben: gewiß gegen alle Kriegesregeln, die mehr eine Aufmerkſamkeit auf gute Gelegenheit zur Schlacht erfoderten, und ſonderlich das, zwey Tage nach einander Batailliren, nicht leicht billigen werden: aber man konnte die Menge nicht lange beyſammen haben, und wollte ſie gebrauchen. Die Sache läuft auch ſo unglücklich ab, daß viermalhunderttauſend Mann, eben weil ſich eine ſolche Menge nicht zu behelfen weiß, und nicht zum Fechten kommen kann, zweymal nach einander von 26700 Mann nachdrücklich geſchlagen werden.

Das anderemal läßt Saul alle Iſraeliten, deren 330000 ſind, gegen die Ammoniter zum Kriege zuſammen berufen, (1 Sam. 11.) und auch hier iſt der Krieg in wenig Tagen geendiget. Dieß letztemal iſt gar keine Ausnahme, ſondern Saul ſchickt zerſtückte Rinder in allen Stämmen herum, und läßt ausrufen, wer nicht zur Armee komme, deſſen Rinder ſollen eben ſo zerſtückt werden. Dieß allgemeine Aufgebot, bey dem noch dazu eine Art von Eide iſt (ſeinen Rindern ſoll eben ſo geſchehen!) hat die meiſte Aehnlichkeit mit der plötzlichen Werbungsart, die die Römer conjuratio (*) nennen.

Was nachher David, den man beynahe den Schöpfer des Kriegswesens der Iſraeliten nennen könnte, für neue Anſtalten, theils lobenswürdige, theils allzuharte, gemacht hat, gehört nicht in das Moſaiſche Recht, ſondern in die Geſchichte, und ſoll künftig im Leben Davids vorkommen. Etwas davon iſt vorhin beyläufig erwähnt.

§. 176.

(*) Sie pflegt gemeiniglich bey den Worten Virgils, Aeneid. VIII, 4. 5.

ſimul omne tumultu
Conjurat trepido Latium,

erklärt zu werden.

§. 176.

Von wem die Muſterung des aufgebotenen Volkes, oder die Aushebung der Mannſchaft zum Kriege geſchahe? Beſtellung der Officiers.

Wie es ſo wohl bey dem Aufgebot des ganzen Volks, als auch bey Aushebung einer gewiſſen beſtimmten Anzahl zu Kriegesdienſten, gehalten ward, davon finde ich blos folgende zerſtreuete Nachrichten.

Wo nicht ein auſſerordentlicher Fall eintrit, (*) da ſetzt Moſes zum voraus, diejenigen Schreiber (Schoterim: §. 51.) die die genealogiſchen Tafeln hielten, ſollen die Aushebung oder falls das ganze Volk zu Felde gehet, die Muſterung verrichten; denn ihnen befiehlt er 5 B. Moſ. 20, 5. 8. 9. was dabey geſchehen ſoll, Erlaſſung einiger von den Kriegsdienſten, und Beſtellung der Officiers.

Es ſcheint, wenn der ſo und ſo vielte Mann ausgehoben ward, ſo ward es auf eben die Art gehalten, wie es beym Zehntenen des Viehes gewöhnlich war: (3 B. Moſ. 27, 32.) wer die Aushebung verrichtete, hatte einen Stab, mit dem berührte er den ſo und ſo vielten Mann, den die Zahl traf, und beſtimmte ihn hiedurch zum Feldzuge. Hier war Partheylichkeit ausgeſchloſ-

 ſen,

(*) Ein ſolcher auſſerordentlicher Fall ſcheint gleich bey dem erſten Feldzuge, den die Iſraeliten 2 B. Moſ. 17, 8-13. gegen die Amalekiter unternehmen mußten, vorzukommen. Sie waren kaum vor einem Monat aus Aegypten gegangen, und unter einem der Sclaverey und Schläge von Jugend auf gewohntem Volk pflegt es wenige, die Muth zum Kriege haben, zu geben. Wer aus ihm den zehnten oder funfzigſten Mann aushöbe, ſo wie die Ordnung ihn trift, der würde vermuthlich Poltrons bekommen. Hier wird alſo Joſua, der commandiren ſoll, aufgetragen, daß er ſich die Leute auswählen, alſo nur die beſten, die Herz und Geſchicklichkeit zum Kriege haben, auch wohl ſich ſelbſt anbieten, nehmen ſoll. 2 B. Moſ. 17, 9.

ſen, und alles kam auf den Zufall an, wie eben Tod und Geburten die Rolle des ganzen Volks gemacht hatten. Wenn im Liede Debora die Stämme beſungen werden, die allein den Muth gehabt hatten, zu Felde zu gehen, ſo heißt es von Sebulon, aus dieſem Stamm wären geweſen, die den Stab des Zählenden ergriffen. B. der Richter 5, 14.

In ſpätern Zeiten wird eines Oberhauptes aller dieſer Schreiber, unter dem Namen, der Schreiber (Haſſchoter) welches vermuthlich die ganze Muſterrolle aller zum Kriege tüchtigen in Händen hatte, gedacht: und auſſer dem wird noch der Sofer, Schreiber? oder Zähler? denn beydes kann das Wort bedeuten, (ich will es, um auch im Deutſchen einen Unterſchied machen zu können, Zähler überſetzen) erwähnt. Unter beyden ſtand die Militz, und da Uſias that, was David angefangen, aber wieder unterlaſſen hatte, das ganze Volk in eine militäriſche Verfaſſung brachte, enrollirte, ſo hatte er eine Militz von ohngefähr dreymalhunderttauſend Mann, unter Jegiel dem Schreiber, (Haſſchoter) und Maaſeja dem Zähler, (Haſſofer.) Es ſcheint, der erſte war eigentlich ein Civilbedienter, und der letzte blos eine Militairperſon, wie denn der Sofer auch von Jeremia, Fürſt des Heers, oder General, genannt wird. Denn wenn Nebucadnezar nach Eroberung der Stadt Jeruſalem an denen Lebensſtrafen übt, die den vorzüglichſten Antheil an der Rebellion gehabt hatten, ſo iſt der Sofer, der das Volk des Landes zu Kriegesdienſten angehalten hatte, und den Jeremias zugleich General nennet, mit unter der Zahl der Gerichteten. Jerem. 52, 25. Nunmehr wird man ſich vielleicht entſinnen, daß auch ſchon unter Davids vornehmſten Bedienten einer mit dem Titel Sofer vorkommt, (*) aus dem jeder macht, was er will, Luther den Canzler, Clericus einen Cabinets-Secretaire: vermuthlich aber iſt

(*) 2 Sam. 8, 17. 20, 25, 1 Chron. 18, 16.

iſt es eben die Bedienung, die unter Uſia, und in Jeremia vorkommt, ein General, der die Muſterrolle der ſtehenden Armee, oder der 288000, die als Militz wechſelsweiſe Kriegesdienſte thaten, zu beſorgen, und das Ausheben der zum Kriege tüchtigen zu verrichten hatten. (*)

Aus dem bisher geſagten wird man auch die etwas dunkele Stelle, Maccabäer 5, 42. verſtehen, wo Judas, der Schlacht liefern will, die Schreiber des Volks (Grammateis thu lau) an den Bach ſtellet, und ihnen befiehlt, keinem zu erlauben, daß er auf der andern Seite des Baches bleibe, ſondern alle anzuhalten, daß ſie über den Bach gehen, und ſchlagen. Dieſe Schreiber ſind nicht Schriftgelehrte, noch weniger, wie Dr. Luther überſetzt hat, Prieſter, ſondern eben die Schreiber, deren Amt die Muſterung des Volks war, und die zu Kriegesdienſten ausnehmen mußten.

Wenn die Schreiber das Volk gemuſtert haben, ſo ſollen ſie Officiers ſetzen. 5 B. Moſ. 20, 9. Es war nemlich kein miles perpetuus, der zu Felde gieng, ſondern ausgehobene Ackerleute, die vorhin in keine Regimenter und Compagnien eingetheilt geweſen waren: und da ſetzte man den bravſten und erfahrenſten zum Anführer. Mit der Zeit wird dieß freylich bey weiter getriegener Kriegeskunſt, und wenn ein König Geld hatte, beſtändige Officiers zu beſolden, ſelbſt bey dem Aufgebot oder Ausnahme des Landvolks, auf einen andern Fuß gekommen ſeyn: z. E. unter David, da jeden Monat 24000 Mann Militz, Dienſte thaten. Dieß verbot auch Moſes nicht, ſondern befiehlt nur, wie es gemacht werden ſoll, wo noch keine Officiers ſind.

(*) Siehe, *de cenſibus Hebraeorum* §. 3. wo noch einiges mehrere ſtehet.

§. 177.

Exemtionen von Kriegesdienſten.

Moſes verordnet ausdrücklich einige Exemtionen von Kriegesdienſten, welche die Schreiber jedesmal bey der Muſterung kund machen ſollen: einiges ſind wahre Immunitäten, deren man ſich ohne Schandfleck bedienen konnte, die letzte aber hat eine ſo ſchimpfliche Urſache, von der man zugleich ein öffentliches Bekenntniß ablegen mußte, daß ich glaube, die meiſten, die es ſonſt mit ganz gutem Recht und Gewiſſen hätten thun können, werden ſich ihrer nicht bedient haben.

Zu jenen mit keinem Schandfleck behafteten Immunitäten gehöret:

1) Wer ein Haus bauet, und es noch nicht bezogen hat, ſoll frey ſeyn, damit nicht, wenn er im Kriege bliebe, er das Haus für einen andern gebauet habe, ohne es ſelbſt zu genieſſen. 5 B. Moſ. 20, 5.

2) Wer einen Wein- oder Oelberg (*) gepflanzt, und noch nicht die erſten Früchte davon frey (**) genoſſen hat, war auf gleiche Weiſe und aus eben der Urſache von Kriegesdienſten losgeſprochen. 5 B. Moſ. 20, 6. Die Früchte konnte man, wenn auch der Baum oder Weinſtock gleich im erſten Jahr Früchte getragen hätte, nicht eher frey genieſſen, als im fünften Jahr: alſo gab die Anlegung eines Wein- und Oelberges, vermuthlich auch eines Obſt-

(*) *chaerem* begreift beydes den Wein- und den Oelberg unter ſich; ob es gleich in der erſten Bedeutung am bekannteſten iſt.

(**) frey heißt hier, daß ſie nicht mehr heilig ſeyn. Im vierten Jahre waren die Früchte eines neu gepflanzten Baums Gotte heilig, und durften nicht anders als bey feſtlichen Mahlzeiten gegeſſen werden.

Obſtgartens, (*) auf völlige fünf Jahre Exemtion von Kriegesdienſten.

3) Wer ſich verlobet, und die Heyrath noch nicht vollzogen hat, war aus eben der Urſache, daß er nicht im Kriege bleiben, und ein anderer die Braut nehmen möchte, frey. 5 B. Moſ. 20, 7.

4) Auch ein junger Ehemann war das erſte Jahr nach der Hochzeit von Kriegesdienſten und allen andern Perſonal-Laſten frey. 5 B. Moſ. 24, 5.

Dieſe vier Immunitäten haben auſſer ihrer einleuchtenden Billigkeit noch einen ſehr groſzen politiſchen Nutzen, Anbau des Landes und Heyrathen zu befördern, welches niemals nöthiger iſt, als zur Kriegeszeit. Der gröſſeſte Schaden des Krieges beſtehet vielleicht nicht darin, daß viel tauſend in Schlachten umkommen, ſondern, daß die Aecker aus Furcht ungebauet liegen bleiben, und wenig Ehen geſchloſſen werden, alſo aus Mangel der Geburten das künftige Geſchlecht abnehmen muß. So glimpflich der letzte Krieg von 1757 bis 1762. hier im Hannöveriſchen geführet ward, und ſo ſehr man den Franzoſen den Ruhm der beſten Mannszucht und Billigkeit oder gar Höflichkeit gegen die Einwohner laſſen muß, ſo ſelten wurden doch die Ehen. Prediger klagten, zwar wohl nicht aus Patriotiſmo, ſondern weil ſie ſelbſt dabey litten, und nicht zu leben hatten, über Seltenheit der Trauungen und Taufen; und die um ein Vierttheil verminderte Anzahl der Einwohner zeigte ſich nach dem Frieden in den Zählungen, obgleich gewiß war, daß nicht der vierte Theil der Einwohner (d. i. alle Mannsperſonen, die die Waffen zu tragen im Stande ſind) im Kriege umgekommen waren; denn meiſtentheils konnten die Hannöveriſchen Unterthanen nicht ein-

(*) Alles zum eigentlichen Gartenbau angewandte Land ſcheint den Namen *chaerem* zu tragen, alſo mit unter dem Geſetz begriffen zu ſeyn: doch weiß ich dieß nicht eben ſo gewiß, als was ich vorhin von Oelbergen geſagt habe.

mal zum Kriege ausgenommen werden, weil das Land in feindlichen Händen war. — In alten Kriegen waren dieſe Uebel noch viel gröſser, weil ſie grauſamer geführt wurden: das gewaltſame Schänden der Frauenzimmer, das wohl am meiſten vom Eheſtande abſchreckt, kennet man faſt nur aus den älteren Geſchichten, und in dem vorigen Kriege iſt es, eine einzige Gegend weit auſſerhalb unſers Landes ausgenommen, gar nicht erhört worden. Was muß nun ein Krieg, nach alter Härte geführt, für Verwüſtungen und Entvölkerungen angerichtet haben?

Dieſen Schäden des Krieges ward durch jene glücklich beſtimmte Immunitäten etwas entgegengeſetzt. So bald ein Krieg drohete, oder einbrach, mußte natürlicher Weiſe jeder, der nicht gern zu Felde gieng, und ſich doch auch nicht öffentlich für einen Poltron declariren wollte, darauf denken, eine Frau zu nehmen, falls er noch ungeheyrathet war, oder einen Weinberg zu pflanzen, oder was andere ſolche, die Schäden des Krieges erſetzende, Dinge ſind.

Nicht eben ſo ehrlich war die letzte Urſache der Exemtion. Wer furchtſam und verzagt iſt, ſoll die Freyheit haben, wegzugehen, damit er nicht andere mit ſich furchtſam mache. 5 B. Moſ. 20, 8. Das Geſetz hat nicht viel Erklärung nöthig: ſonderlich, wenn von einer irregulirten Militz die Rede iſt, denn bey unſern ſtehenden Armeen macht die ſtrenge Kriegesdiſciplin, daß der Zaghafte wohl ſo gut fechten muß, als der Beherzteſte, weil er im enggeſchloſſenen Gliede iſt. Allein alles dieß war vor einigen tauſend Jahren noch anders, noch nicht ſo künſtlich, oder mechaniſch. Indeſſen muß es doch einem Furchtſamen viel Ueberwindung gekoſtet haben, ſich dieſes Vorwandes der Exemtion zu bedienen; und mancher Furchtſame wird lieber die Furcht verbiſſen, und deſto beſſer mit gefochten haben.

§. 178.

Recht der Beute.

Wo kein vom Staat beſoldeter Soldat, ſondern jeder Bürger, oder der Ausgehobene, oder Freywillige, zu Felde gehet, verſtehet es ſich, daß Beute zu machen erlaubt und gewöhnlich iſt: denn es muß doch etwas da ſeyn, womit ſich der, der ſein Leben in Gefahr ſetzet, einigermaſſen belohnt machen kann, und, was ihm der Staat nicht giebt, muß er vom Feinde, den er beſiget, zu hoffen haben. Wäre dies nicht, und bey dem Feldzuge nichts anders für uns ſelbſt zu erwarten, als daß wir vielleicht das Leben einbüßten, oder Krüppel würden, und müßte man noch dazu auf eigene Unkoſten ohne Sold leben: ſo erfoderte es gewiß ſehr viel Liebe des Vaterlandes, wenn man auf die Bedingungen zu Felde gehen ſollte; wäre dieſe nicht allgemein und enthuſiaſtiſch, ſo würde das Vaterland wohl aus Mangel an Vertheidigern ſich unter ein fremdes Joch bücken müſſen. Wo alſo noch keine regulirte und beſoldete Armee iſt, da muß Beute die Belohnung des Siegers, und der Krieg gewiſſermaſſen ein Erwerb ſeyn: und das war er bey den Iſraeliten ſo ſehr, daß die Ephraimiten (B. der Richter 12) die auf der Oſtſeite des Jordans wohnende Stämme, und deren Richter, Jefta, unter dem Vorwande mit Krieg überziehen, daß Jefta einen Krieg wider die Ammoniter geführet hätte, ohne den Stamm Ephraim zu Hülfe zu rufen. Der Prätext wäre zu wunderlich, wenn den Ephraimiten nichts durch dies gar Nichtzuhülferufen entgangen wäre: allein bey einem glücklichen Kriege war Beute zu machen, und die wollten ſie den jenſeits des Jordans wohnenden Stämmen nicht allein überlaſſen.

Ueberhaupt iſt die Beute im Kriege bey den ältern Völkern ein mehr gewöhnlicher und wichtiger Erwerb, als bey den neueren. Wenn Völker dem Stande der

Natur näher ſind, folglich mehr bloſſes Naturrecht, als durch Convenienz entſtandenes Völkerrecht, beobachten; bey ihrem Kriege noch nicht Eroberungen neuer Provinzen, deren Einwohner Mitbürger des ſiegenden Staats werden, und ihn ſtärken helfen ſollen, ſondern Rache, Austilgung der Ueberwundenen, oder Beute, zum Zweck haben; wenn die Kriegskunſt noch nicht gebildet iſt, und ein zu Felde gehendes unbeſoldetes Volk nicht den groſſen Vortheil eines keine Beute machen, ſondern blos ſiegen wollenden Heers einſiehet; wenn noch nicht die ausgebreitete Handlung, und der allen Völkern nöthige Credit, das feindliche Eigenthum ſelbſt im Kriege ſicher zu machen anräth, kurz, in der Kindheit der Völker und der Kriege, wird die Beute ein ſehr gewöhnlicher Erwerb ſeyn, und Austheilungsgeſetze erfodern, an die wir bey einer andern Einrichtung kaum denken.

Bey den Iſraeliten galt alſo, wie bey ihren Feinden, das Recht der Beute. Wir haben ſchon oben (*) geſehen, daß ſie einen Theil der königlichen Einkünfte ausmachte, und David anfangs ſeine ſtehende Trouppen davon erhielt, (faſt ſo, wie vor noch nicht gar langer Zeit die Huſſaren keinen Sold hatten, und von Beute lebten:) ferner, daß Weib und Kinder als ein Theil der Beute angeſehen, und in die Sclaverey geführet wurden, daher es erbeutete Frauen und Knechte gab (**). Dies Recht der Beute blieb auch noch bis auf die ſpäteſten Zeiten der Könige ſo gewöhnlich, daß wenn Jeſaias dichteriſch eine recht groſse Freude beſchreiben will, er ſaget: man werde ſich freuen, wie in der Ernte, oder wenn Beute ausgetheilet wird Jeſaiä 9, 2. Doch es iſt zur Erläuterung des moſaiſchen

(*) §. 59. Num. 7.

(**) §. 64. 100. 123.

ſchen Rechts vortheilhafter, in Zeiten vor Moſe zurückzugehen.

Moſes führet ſchon in ſeiner älteren Geſchichte der Patriarchen, von denen die Iſraeliten abſtammeten, Beute an: z. E. daß die vier morgenländiſchen Könige, die Paläſtina zu Abrahams Zeit überzogen, gar kein Land zu erobern, oder ſich darinn feſt zu ſetzen ſuchten, ſondern Beute machten, darunter Menſchen mitbegriffen waren, und denn in ihr Land zurückgiengen (*): daß Abraham, der ſie ſchlug, auch wieder Beute machte, und davon dem Prieſter des einzigen wahren Gottes den Zehnten gab (**): und daß die Söhne Jacobs, die Sichem aus einer, freylich grauſamen, Rache zerſtörten, auch da Beute machten (***). Allein dies ſind Dinge, die jeder ohnehin vermuthet, oder die ihn doch nicht viel intereſſiren: das einzige etwas merkwürdigere iſt, daß der König von Sodom dem Abraham, der die gemeinſchaftlichen Feinde des Landes geſchlagen hat, anbietet, alles von ihm erbeutete ihm zu laſſen, wenn er ihm nur die Leute wieder gäbe (1 B. Moſ. 14, 21-24). Es ſcheint alſo, daß nach dem damaligen Rechte des Krieges oder Völkerrechte das Eigenthum meines Freundes, das ich dem Feinde wieder abgenommen hatte, mein war; denn der König von Sodom verlangt blos in Abſicht auf die Leute eine Milderung des Unglücks, und obgleich Abraham edelmüthig genug iſt, ſchlechterdings nichts von dieſer wieder eroberten Beute zu begehren, ſo ſetzt er

(*) 1 B. Moſ. 14, 11. 12.

(**) 1 B. Moſ. 14, 20.

(***) 1 B. Moſ. 34, 27.

er doch ausdrücklich hinzu: ſeinen Bundesgenoſſen, Aner, Eſchkol und Mamre, die ihm geholfen hätten, die Feinde zu ſchlagen, wolle er ihren Antheil an der Beute hierdurch nicht vergeben haben.

§. 179.

Von der Beute inſonderheit, die man ſchon bey Anfang des Krieges in Händen hat, d. i. feindlichem Darlehn. Mit welchem Recht die Iſraeliten die von den Aegyptiern geborgten güldenen und ſilbernen Gefäſſe behielten?

Die Beute, die wir gegen Feinde machen, kann von doppelter Art ſeyn: einige finden wir ſchon bey dem Anfang des Krieges in unſern Händen, und behalten ſie blos zurück, nachdem unſere vormaligen Freunde angefangen haben, Feinde zu ſeyn: andere müſſen wir ihnen nach erhaltenen Siegen, oder doch nach geſchehenem Einfall in die feindlichen Länder abnehmen. Zur erſten Art gehört nach dem alten und urſprünglichen Kriegesrecht, ſo lange es noch nicht durch Handlungsgrundſätze gemildert iſt, alles Darlehn, ſo wir von dem Feinde um die Zeit, da der Krieg entſtehet, in Händen haben, welches an den Innhaber verfallen zu ſeyn pflegt. Wenigſtens galt im alten römiſchen Recht der in den Pandecten (*) angeführte Satz des Celſus: quæ res hoſtiles apud nos ſunt,

(*) *L. 51. §. 1. D. de adquirendo rerum dominio*: oder, auf unjuriſtiſche Art citirt, *libro 41. tit. 1. 51.*

ſunt, non publicæ, ſed occupantium ſunt (*). Wenn das neuere Kriegsrecht hierinn gelinder iſt, und das Darlehn zwiſchen kriegführenden Völkern ſicher läßt, ſo hat dieſe Gelindigkeit ihren Grund darinn, daß jedem kriegführenden Volk an ſeinem Credit gelegen iſt, und man die Handlung als die Quelle des Reichthums anſiehet, folglich nicht ſowohl im Rechte, als in der Convenienz und dem Nutzen. Die Handlung des kriegführenden Volks, das ſich ſeines ganzen Rechts des Krieges bedienen, und den Feinden nach alter römiſcher Art die Schulden nicht bezahlen wollte, würde einen groſſen Stoß leiden: und oft muß das eine Volk mit dem geliehenen Gelde ſeiner Feinde, und ſolcher Auswärtigen, die ſeine Feinde werden könnten, die Franzoſen mit Engliſchem; und Franzoſen, Engländer, und Ruſſen, mit Holländiſchem, Krieg führen. Hier erfodert der eigene Nutzen, Schuldfoderungen der Feinde auch im Kriege für gültig zu erkennen: denn ſonſt würde man kein Geld von Feinden, ja nicht einmal von Auswärtigen, die irgend eine Möglichkeit eines künftigen Krieges bemerkten, geliehen bekommen. Würden die Holländer ſo unmäßige Summen in den engliſchen Fonds haben, wenn es noch eine politiſche Möglichkeit wäre, daß England, ohne ſich auf hundert Jahre unglücklich zu machen, bey entſtehendem Krie-

(*) Ich finde mich hier in der Nothwendigkeit, mich in gewiſſer Maaße ſelbſt auszuſchreiben, und das zu wiederholen, was ich in der Anmerkung zu 2 B. Moſ. 12, 16. geſagt habe. Ich darf doch hier im moſaiſchen Recht die Materie nicht auslaſſen, und meine Leſer könnten ſich beſchweren, wenn ich ſie in einer ſo ſehr hieher gehörigen Sache blos auf meine Bibelüberſetzung verwieſe. Ich werde mich alſo abſchreiben müſſen, und zwar meiſtentheils auch die Worte, denn wenn ich mir Mühe gäbe, zu variiren, und andere Worte zu ſuchen, ſo würden ſie vielleicht nicht die bequemſten, und die Schreibart affectirt werden.

Kriege die Schuldfoderungen ſeiner Feinde nach den Pandecten confiſcirte? Wäre es, ſo würde jeder holländiſche Kaufmann fürchten, England könnte, um einmal ohngefähr ſechzig Millionen Pfund Sterling der Nationalſchuld los zu werden, und mit Schlägen zu bezahlen, eine Urſache zum Kriege vom Zaun brechen, etwan daß es den Heringsfang nicht länger geſtatten wollte, oder es könnte auch ohne Deſſein zwiſchen zwey handelnden Nationen ein Krieg entſtehen. Fürchtete aber dies der holländiſche Kaufmann, und foderte ſeine Darlehne zurück, ſo wäre nichts gewiſſer, als daß England in wenigen Wochen Banquerout machen müßte. — — Und dennoch findet man bisweilen, daß im Kriege verboten wird, Schuldfoderungen an feindliche Unterthanen zu bezahlen, ja daß ſo gar die in der Handlung ſo geheiligten Wechſel von der Obrigkeit annuliret werden: im vorigen Kriege von 1756 bis 1762 geſchahe dies letztere bisweilen vom Kaiſer, und der König von Preuſſen mag auch vielleicht einmal, als er der berliniſchen Kaufmannſchaft reſcribirte, ſich mit Bezahlung gewiſſer Wechſel nicht zu übereilen, wenigſtens in Ueberlegung gezogen haben, ob er nicht etwas ähnliches thun wollte, nur daß hier die berliniſche Kaufmannſchaft Vorſtellung that, die auch ſogleich Eingang fand (*), ſo daß der König lieber zwey Millionen aus ſeinen Mitteln für die Kaufleute bezahlte, und ſie der Stadt Berlin ſchenkte. In ältern Zeiten hingegen, und vor der ſo ſtarken Verbindung der Welt, der Freunde und der Feinde, durch die Handlung, war nichts gewöhnlicher, als daß bey Entſtehung eines Krieges die Schuldfoderungen des Feindes für erloſchen gehalten wurden, und kommt uns dies fremd vor, ſo haben wir den Grund davon blos in der Aenderung unſerer Sitten

---

(*) Geſchichte eines patriotiſchen Kaufmanns. S. 80 - 85.

ten und Politik durch die ausgebreitetere Handlung, nicht aber in der Unrechtmäßigkeit der Sache zu ſuchen. Wollte man einwenden: hierdurch litten Privati, ſo iſt ja dies bey aller Beute, und Repreſſalien, z. E. Wegnehmung feindlicher Schiffe, eben ſo; und doch geſtattet ſie unſer Kriegesrecht. Denn wer ein Glied des Staats iſt, der uns angreift, der muß für den ganzen Körper leiden.

Daß ich dies weitläuftiger geſagt habe, als einem zu Anfang nöthig ſcheinen möchte, iſt deswegen geſchehen, weil eben auf dieſem Rechte die Zurückhaltung des Erborgten bey Entſtehung eines Krieges diejenige Handlung der Iſraeliten beruhet, die Moſi, und zugleich der Religion, am meiſten vorgeworfen iſt, nämlich daß die Iſraeliten die auf Moſis Befehl von den Aegyptiern erborgte güldenen und ſilbernen Geräthe nicht wieder gaben. Die Sache ſtand ſo:

Den Iſraeliten wird von Moſe angegeben, zu einem Feſt, das ſie noch in Aegypten feyerten, (dem Paſſa) güldene und ſilberne Geräthe von den Aegyptiern zu erborgen, zum voraus aber kein Wort davon geſagt, daß ſie das Erborgte behalten ſollten, oder könnten 2 B. Moſ. 11, 2): denn was lange vorher 2 B. Moſ. 3, 22. als zwiſchen Gott und Moſe geredet ſtehet, wußten die Iſraeliten nicht. Man begreift auch leicht, wenn 600000 Mann dies zum voraus gewußt hätten, ſo hätte es unmöglich ein Geheimniß vor den Aegyptiern bleiben können: denn unter 600000 Mann, und eben ſo viel Weibern, werden doch auch einige ehrliche Freunde der ägyptiſchen Freunde, die ihnen ſo willig borgen, und wenn die nicht wären, einige ſchwatzhafte geweſen ſeyn, die das Geheimniß verrathen hätten, und denn würden die Aegyptier nichts verborgt haben.

Ich glaube alſo, die Iſraeliten erborgeten zuſammen bona fide, und mit dem Vorſatz, die güldenen und ſilbernen Geräthe wieder zu geben, ohne etwas von dem zu wiſſen, was die verſchwiegene Providenz aufs künftige vorhatte. Plötzlich werden ſie, man leſe das 12te Capitel des andern Buchs Moſe) in eben der Nacht von ihrer Mahlzeit weg, und aus Aegypten vertrieben: man ließ ihnen keine Zeit, noch etwas zu beſorgen, nicht einmal den Teig ihrer Brodte aufgären zu laſſen, ſondern ſie ſollten augenblicklich ausziehen. Dies wollte Farao, und die Aegyptier, weil in jedem Hauſe eine Leiche war; und ſie ſich furchten, alle des Todes zu ſeyn, wenn die Iſraeliten noch länger in Aegypten verweileten. Nun ſtelle man ſich vor, wie wir ſelbſt in ſolchem Fall mit Geborgtem verfahren würden, wenn wir vollkommen redliche Leute wären, und alle Pflichten gegen unſere Gläubiger nicht allein gewiſſenhaft, ſondern auch nach aller juriſtiſchen Strenge erfüllen wollten. Stehen und liegen würden wir es nicht laſſen, denn dadurch würde es nicht wieder an ſeinen rechten Herrn kommen, ſondern von dem erſten, der es fände, weggenommen werden: auf dieſe Bedingung, daß wir es liegen laſſen, wenn wir davon gehen, borget uns ohnehin niemand, ſondern will, wir ſollen das Geborgete in unſerer Verwahrung behalten, bis wir es ihm wieder geben können. Wir würden es alſo mitnehmen, aber mit dem Vorſatz, es bey der erſten Gelegenheit dem Eigenthümer wieder zu überliefern. So mußten auch die Iſraeliten verfahren, wenn ſie gute Schuldner ſeyn wollten: folglich iſt daran nichts auszuſetzen, daß ſie die geborgten Sachen mitnehmen, nicht, in der Abſicht, ſie zu entwenden, ſondern ſie zu verwahren, und ſicher an den Eigenthümer, ſo bald er ſie abfodert, oder ſich ſonſt eine Gelegenheit zeiget, wiedergeben zu können. In wenigen Tagen aber änderten ſich die Sachen gänzlich. Die Aegyptier, die den Iſraeliten den Auszug verſtattet, ja die ſie ausgetrieben hatten,

ten, dachten nun auf einmal anders, und verfolgeten ſie mit einem groſsen Heer. Dies war ein Bruch des Verſprechens zwiſchen zwey Völkern, und von Seiten der Aegyptier ein Offenſivkrieg. Und nun kommt alles auf die vorhin bemerkte Frage an: kann ein Volk, das von dem andern mit einem unrechtmäßigen Kriege überzogen wird, ſich der Güter des andern Volks, und ſeiner einzelnen Bürger bemächtigen? kann es ſich an das, was es von ihm in Händen hat, halten, und es wie gerechnete Beute anſehen? Iſt dies erlaubt, ſo konnten auch die Iſraeliten auf Moſis Befehl die güldenen und ſilbernen Geräthe der Aegyptier nunmehr behalten, und als Beute anſehen. Die Providenz, die es ſo ſchickte, daß Farao ſein Verſprechen brach, und ihnen ſelbſt dadurch ein Recht gab, ſich an den Gütern ſeiner Unterthanen zu erholen, hatte ſie ihnen geſchenkt; und gegen ſolche Geſchenke der Providenz haben wir doch nichts einzuwenden. Wenn uns z. E. ein anderer Staat ungerechter Weiſe angreift, ſo giebt er uns ein Recht, ihn zu erobern: geſetzt, wir ſiegen, iſt es nun unrecht, das Eroberte zu behalten? Die Providenz ſelbſt hat unſer Volk durch jenen ungerechten Angriff, und durch die Siege, die ſie uns verliehe, mächtiger gemacht, und mit einer Eroberung beſchenkt: aber auch ohne an eine Providenz zu denken, und dafür blos das Glück zu nennen, hätten wir ſie rechtmäßig. Was uns aber gegen den ganzen Staat recht iſt, wird auch gegen einen Theil ſeiner Güter nicht unrecht ſeyn: auch die Beute, auch das verfallene Darlehn werden wir behalten können, und wenn man dies für unrechtmäßig ausgeben wollte, ſo müßte man wirklich unſere ganze Rechtsgelehrſamkeit und Moral ändern.

§. 180.

Was andere von dieſer Sache denken.

Dies iſt es, was ich für das Verfahren der Iſraeliten gegen die Aegyptier zu ſagen habe, welches man billig nicht, Raub der güldenen und ſilbernen Geräthe, ſondern, Zurückbehaltung der erborgten ſilbernen und güldenen Geräthe nach erfolgtem Friedensbruch von Seiten der Aegyptier, nennen ſollte. Weil über die bisher noch nie in dieſem Lichte angeſehene Sache viel geſtritten iſt, ſo muß ich doch auch billig anmerken, was andere zur Vertheidigung Moſis und der Iſraeliten geſagt haben, welches mir aber kein Genügen thut.

1) Erſtlich ſagt man, Gott, der eigentliche wahre re Eigenthümer aller Dinge auf dem Erdboden, könne das Eigenthum derſelben geben, wem er wolle. — Es iſt wahr, er kann dies thun: aber wird er es thun? wird er einem Volk erlauben zu ſtehlen? Gott beobachtet auch gewiſſe Regeln des Wohlſtandes; die Religion aber, die dem einen erlaubte, ſich des Eigenthums des andern zu bemächtigen, würde ein ſehr gehäßiges Anſehen haben, und andern als die Erfindung des Eigennutzes vorkommen. Will Gott, daß Menſchen die geoffenbarte Religion glauben ſollen, ſo wird er ſie in einer liebenswürdigen Geſtalt erſcheinen laſſen. Das wird man wohl eingeſtehen, daß Gott durch ſeine Providenz die Güter der Erde anders ertheilen kann, als ſie vorhin vertheilt waren, und ein ſolches Geſchenk der Providenz ganz rechtmäßig beſeſſen werden könne. Z. E. wenn jemand einen Schatz verloren hat, die Providenz läßt uns ihn finden, giebt uns aber die Mittel nicht, den erſten Beſitzer zu erfahren, wenn ein Schiff an unſern Küſten ſcheitert, und

wir

wir wiſſen die Erben der Ertrunkenen nicht: ſo können wir uns dieſe Schätze mit gutem Gewiſſen zueignen. Eben ſo ſetzt die Providenz Könige ab und Könige ein: ſie läßt zu, daß einer ein Tyrann wird, und dadurch ſeine Unterthanen nöthiget, ihn wegzujagen, oder ein anderer ungerechte Kriege anfängt, und darüber Provinzen verliert; und nun kann der, den das Volk zum Könige beruft, den Thron, und der Sieger die Provinzen, ſo ihm die Providenz zuwarf, mit Recht beſitzen. Allein zwiſchen einem ſolchen Werk der Providenz, und einem Befehl, zu rauben, oder Provinzen und Königreiche zu erobern, iſt ein groſſer Unterſcheid. So, wie ich die Sache vorgeſtellet habe, ſchenkt die Providenz, indem ſie veranſtaltet, daß die Aegyptier einen unrechtmäßigen Krieg anfangen, und der Gott, der dies vorher wußte, hatte den Iſraeliten den Rath gegeben, zu borgen: hierinn iſt, ſo viel ich ſehen kann, nichts anſtößiges; und wenn mir Gott durch einen Propheten oder Traum entdeckte, dort ſey ein Schatz vergraben, oder liege frey auf dem Felde, ſo würde ich mir ſo wenig darüber ein Gewiſſen machen dürfen, ihn hinzunehmen, als wenn ich ihn von ohngefähr fände, ohne deſſen Eigenthümer zu wiſſen. Hätte aber Gott durch Moſe zu den Iſraeliten geſagt, borget, mit der Abſicht, nicht wiederzugeben, denn ich ſchenke euch das Geborgte, ſo käme mir Moſe vor, wie der Pabſt, da er America verſchenkte.

2) Ferner ſagt man: die Iſraeliten hatten den Aegyptiern lange ohne Bezahlung gedient; hiefür konnten ſie ſich mit Recht bey ihrem Auszuge bezahlt machen (*). — Die Sache iſt ſofern richtig,

(*) Wie lächerlich die Juden dieſen Rechtsvorwand ausführen,

tig, daß ein auf ganz andere Bedingungen nach Aegypten gezogenes, und dort zum Herrendienſte gezwungenes freyes Volk, deshalb eine Foderung an die Aegyptier hatte, und ſich bezahlt machen konnte. Wäre dies im Kriege, und mit offenbarer Gewalt geſchehen, ſo würde nichts dagegen einzuwenden ſeyn: denn Völker, die keinen gemeinſchaftlichen Richter oder Höheren haben, können das Ihrige mit Gewalt nehmen, wo es nicht in Güte zu erlangen iſt. Allein ſollen ſich die Iſraeliten auch durch Betrug bezahlt machen? borgen? die Wiedergabe verſprechen? denn aber Freundſchaft und Zutrauen der Aegyptier misbrauchen, und das Geborgte heimtückiſch mitnehmen? dies ſchiene wider alle Treue und Glauben zu ſeyn, und wer ſo handelte, dem müßte man aufs künftige nie wieder etwas leihen.

Der Fehler, den Unterſucher, Widerſacher, und Vertheidiger gemeinſchaftlich begangen haben, beſtehet darinn, daß ſie ſich etwas ganz unglaubliches, und dies ohne irgend einen Ausſager oder hiſtoriſchen Zeugen einbildeten: nämlich 600000 Mann und eben ſo viel Weiber hätten von Moſe den geheimen Befehl bekommen, zu borgen, in der Abſicht, nicht wiederzugeben, und ſie hätten auch dies Geheimniß bewahrt; denn wenn es ausgeplaudert, oder nur irgend von einem ehrlichen Iſraeliten ſeinem beſten Freunde verrathen wäre, ſo würden doch wohl die Aegyptier nicht ſo einfältig geweſen ſeyn, zu verborgen. Ein ſolches, auch nur einen Tag lang behaltenes Geheimniß unter ſo viel hunderttauſenden, die noch dazu großentheils ſpecielle Freunde unter den Aegyptiern hatten, obgleich der König ſie haßte und drückte, iſt ſo wunder-

ren, iſt ſchon §. 129. S. 377. 378. des zweyten Theils da geweſen.

derbar, daß es mir leichter werden würde, ein jedes eigentliches Wunderwerk zu glauben: und dieß nimmt man, ohne daß Moſe ein Wort davon ſaget, blos, ſo, als verſtände es ſich von ſelbſt, an, gründet darauf Einwürfe gegen die Religion, oder widerlegt ſie mit Vorausſetzung eben des willkührlich angenommenen Romans. Sonſt will man der Verſchwiegenheit des andern Geſchlechts nicht viel zutrauen, und macht viel Fabeln darauf: aber hier ſollen auch etliche hunderttauſend Weiber ſo verſchwiegen geweſen ſeyn!

§. 181.

Von der wirklich im Kriege gemachten Beute, und deren Austheilung.

Diejenige Beute, die man wirklich mit gewafneter Hand im Lande der Feinde machte, beſtand entweder in Menſchen und Vieh, oder in lebloſen Dingen, z. E. Gold, Silber, Schmuck, Kleidung. Mit dieſen zwey Gattungen der Beute ward es nach Moſis Recht auf eine verſchiedene Art gehalten, wie wir aus dem 31ſten Capitel des vierten Buchs, welches in dieſer Materie die Hauptſtelle iſt, ſehen.

Die Beute an Menſchen und Vieh gehörte nicht dem einzelnen, der ſie machte, ſondern ward zuſammen gebracht, gezählt, und nach dieſer Proportion vertheilt:

1) Die, welche gegen den Feind zu Felde gezogen waren, bekamen die eine Hälfte, mußten aber davon das fünfhundertſte Stück an den Prieſter geben.

2) Alle übrigen Iſraeliten, die nicht mit zu Felde gegangen waren, bekamen die andere Hälfte, doch mit einer Abgabe des funfzigſten Stücks an die Leviten.

Die lebloſe Beute gehörte dem eigentlich, der ſie machte, wie man aus V. 48 = 54 eben des 31ſten Capitels ſehen wird. Denn hier hatten die Befehlshaber 16750 Seckel Goldes erbeutet, und widmen ſie aus freyem Willen dem Heiligthum; von dem gemeinen Soldaten aber wird geſagt, jeder habe die Beute für ſich behalten. Vermuthlich iſt nach dieſem Herkommen auch die Stelle Joſuä 22, 8. zu erklären, und was daſelbſt von Theilung der Beute mit den zu Hauſe gebliebenen Brüdern geſagt wird, blos vom erbeuteten Vieh, nicht aber von Gold, Silber, Kupfer, Eiſen, Kleidung zu verſtehen.

Der Grund dieſes Unterſchieds iſt nicht weit zu ſuchen. Hätte das Geſetz die Iſraeliten verpflichtet, auch Gold, Silber, und andere Koſtbarkeiten zur gemeinſchaftlichen Beute zu liefern, ſo wäre es nicht möglich geweſen, darüber zu halten, (ein Geſetz aber, darüber man nicht halten kann, wird vernünftiger gar nicht gegeben:) und jeder Feldzug würde die Iſraeliten, einen nach dem andern, zum Unterſchleif und Verhehlen gewöhnt, alſo dem Volk ſeine Ehrlichkeit genommen, und es in Diebe verwandelt haben.

Wenn 1 Sam. 30, 20=25. erzählt wird, David habe eingeführt, die Beute zwiſchen den gegen den Feind gegangenen und im Lager zurückgebliebenen zu theilen, ſo ſcheint dieß nicht eine Erneurung der etwan in Abgang gekommenen Verordnung Moſis, ſondern ein Recht zu ſeyn, das ganz andere Perſonen betraf, und auch eine andere Art der Theilung verordnete. Moſes theilte zwiſchen Volk und Soldaten, und gab 12000 Soldaten eben ſo viel, als dem ganzen aus ohngefähr 600000 Mann beſtehenden Volk: David aber theilte zwiſchen Soldaten, die mit dem Feinde geſchlagen, und Soldaten, die zur Bewachung der Bagage zurück geblieben waren, (jene 400, und dieſe letzteren 200 Mann) und verordnete, daß

die letzteern mit den erſten gleichen Theil an der Beute haben, das iſt nunmehr, daß jeder bey der Bagage zurück gebliebene eben ſo viel bekommen ſoll, als einer von denen, die wirklich mit dem Feinde geſchlagen haben.

§. 182.

Reinlichkeit und Policey des Lagers.

Für die, der Geſundheit und dem Kriegesweſen wichtige Reinlichkeit und Policey des Feldlagers ſorget Moſe in einem doppelten Geſetz, im 5ten Buch, Cap. 23, 10-15.

1) Im Lager ſoll ſich kein Levitiſch-unreiner aufhalten, ſondern ſo lange, bis er wieder rein iſt, an einem Ort auſſerhalb des Lagers ſeyn. Auf einen Tag lang ward man, ſo wohl durch jeden Beyſchlaf, als auch durch Entgehung des Samens im Schlaf, (pollutio nocturna) unrein: den letzten Fall, bey dem am erſten eine Ausnahme hätte erwartet werden können, nennet Moſes ausdrücklich, und wer auch nur durch eine nächtliche Befleckung unrein iſt, muß bis an den Abend auſſerhalb des Lagers bleiben. (In die Schlacht darf er deswegen ganz wohl gehen, denn in der wird ohnehin jeder durch Leichname der Feinde unrein.) So fremd uns dieß vorkommen möchte, ſo viel mußte es doch zu Erhaltung der Sitten des Lagers beytragen; denn niemand konnte Unzucht und Hurerey treiben, ohne ſich durch ſeine, zu einem Stück der Religion gewordenen, Abſonderung vom Lager, zu entdecken, oder doch verdächtig zu machen, wenn man ſonſt auf keine Unreinigkeit denken konnte. Bey unſern Armeen, die aus geworbenen und beſtän-

ſtändigen Soldaten beſtehen, möchte zwar dieß Mittel vielleicht wenig ausrichten, und ein Franzöſiſcher Soldate würde ſich vielleicht gar ſchämen, im Lager zu ſeyn, und aus lauter Galanterie vorgeben, er ſey unrein, wenn er es auch nicht wäre. Allein wo der verheyrathete Bürger, in Geſellſchaft anderer Bürger aus eben der Stadt, zu Felde gehet, und die Verderbung der Sitten noch nicht die höchſte Stufe erreichet hat, da wird dieß Geſetz allerdings viel beytragen, Zucht und Ehrbarkeit im Lager zu erhalten.

2) In unſern Lägern pflegt der Ort, wo die Soldaten ihre Nothdurft verrichten, auſſerhalb des Lagers, etwan funfzig oder hundert Schritt vor der Fronte, zu ſeyn: eben einen ſolchen abgeſonderten Ort auſſerhalb des Lagers verordnet Moſes auf immer durch ſein Geſetz, thut aber noch hinzu, daß jeder zu Felde gehender auſſer ſeinen Waffen auch eine Schaufel (*) oder Spathen bey ſich haben, und damit den Ort jedesmal aufgraben, und wieder zugraben ſoll. Wer in unſern Lägern geweſen iſt, wenn der Wind eben von den Abtritts-Gruben nach dem Lager zuwehet, der wird nicht daran zweifeln, daß nicht Moſis Einrichtung noch beſſer, und zu Erhaltung reiner Luft zuverläßiger ſey, als unſere: nur iſt ſie, weil bey uns die Armee eng zuſammen ſtehen muß, und oft lange an Einem Ort bleibet, vielleicht auf unſere Läger nicht anzuwenden möglich. Die Schaufel iſt ſonſt für den Soldaten kein unnützes Werkzeug im Felde: hat

(*) So hat Luther ganz richtig überſetzt. Das Wort bedeutet ſonſt auch einen ſpitzigen Pflock, z. E. den, damit man die Gezelte in der Erde beveſtiget, allein das ſchickt ſich hieher nicht, und im Chaldäiſchen wird es auch gewiß von der Pflug-Schare, gebraucht.

hat jeder ſie bey ſich, ſo kann man viel geſchwinder ein Lager beveſtigen, oder belagerte Städte nach alter Art in eine Circumvallationslinie (vallum nannten ſie die Römer, und Solela die Hebräer) einſchlieſſen.

Dieſen beyden Anordnungen gab Moſe noch eine Verbindung mit der Religion, und man ſoll ſie ſelbſt aus Reſpect gegen die im Lager der Iſraeliten vorzüglich gegenwärtige Gottheit beobachten. Weil Gott auf eine beſondere Weiſe der König und Heerführer der Iſraeliten, und in ihrem Lager gnädig gegenwärtig iſt, um ihnen Sieg zu geben, auch die Lade des Bundes, die ſein Sitz im Allerheiligſten war, mit zu Felde genommen ward: ſo ſoll das ganze Lager der Iſraeliten als ein Heiligthum angeſehen, und durch nichts entehret werden, was ſich im Heiligthum nicht ſchickte. Man muß aber auch hier wiſſen, daß die Orientaler in Abſicht auf die äuſſere Reinlichkeit mit ihren heiligen Oertern anſtändiger verfahren, als bey unſern Kirchen gewöhnlich iſt: und ich erinnere mich, daß ein Engländer, der unbedächtig an die Wand einer Moſchee that, was in London an den Wänden der Kirchen geſchiehet, ſogleich von den Türken als ein Schänder ihres Heiligthums überfallen ward, und kein ander Mittel fand, dem Tode zu entgehen, als, daß er ſich auf Türkiſch belehrte.

Anzeige
der
im dritten Theil
des
Moſaiſchen Rechts
vorkommender
Abänderungen und Zuſätze.

Seite 2. Zeile 8. nach dem Wort: abſcheulich, füge hinzu:

Chriſtus ſelbſt beſchreibt Matth. XV, 4 — 6. Marc. VII, 9 — 13. ein zu ſeiner Zeit gewöhnliches Gelübde, vermittelſt deſſen man alles heiligte, womit man jemahls ſeinen Eltern helfen könnte, als ſo gottlos, daß man es unmöglich für von GOtt acceptirt halten könne. (*)

(*) Siehe §. 293. S. 101. 102. des ſechſten Theils.

S. 3. Z. 2. ſtatt Alter: ſetze: Altern.

— — Z. 11. nach Jahre: ſetze die Note:

(**) 1771. in Sachſen, ſonderlich im Erzgebürge.

— — — am Ende der Note nach 1752. ſetze hinzu:

Dieſe Diſſertation, die bisher vergeblich geſucht war, iſt nun wieder zu haben, und in einer Sammlung, die den Titel hat: Georgii Gottl. Richter. quatuor Diſſertationes in uſum theologorum & philologorum ſeorſim editae. Goettingae 1773. befindlich.

S. 4. Z. 14. nach Moſe, ſetze: desgleichen 5 B. Moſ. XXIII, 19. 22. 23. 24.

S. 8. Z. 6. nach iſt, ſetze: und derſelbe Ausdruck kommt auch Pſ. LXVI, 14. vor.

S. 17. — löſche die Note und ſetze dafür:

(*) Siehe §. 247. und Brytans ins Deutſche überſetzte Abhandlung von den Menſchenopfern der Alten.

S. 19. Z. 14. ſtatt den, ſetze: dem.

S. 23. Z. 10. nach zu, ſetze:

Gelübde, dadurch Hurenlohn GOtte geweihet ward, oder auch der Lohn für Knabenſchande, wurden gar nicht angenommen 5 B. Moſ. XXIII, 19. Die Urſache iſt nicht, weil das Gelübde an und für ſich ſündlich geweſen wäre: Hurenlohn nehmen, und Hurerey treiben iſt ſündlich, aber nicht, den ehemahls empfangenen Hurenlohn, den man wieder los ſeyn will, dem Heiligthum widmen: ſondern theils die Ehre des Tempels, der durch ſo ſchmutzige Einnahme nie heruntergeſetzt werden ſollte, theils eine Furcht des Misbrauchs, von der §. 268. etwas vorkommen wird. Wer Hurenlohn genommen hatte, konnte ihn behalten, wiedergeben, wegſchmeiſſen, wie er wollte; nur nicht GOtte damit ein Geſchenk machen.

S. 23 Z. 17. nach iſt, lösche: nur muß — gefolget, und ſetze dafür:

Das Taxiren aber that nicht, wie man gemeiniglich glaubt, der Prieſter, er, der ſelbſt Parthey und Einnehmer des Geldes war, ſondern die weltliche Obrigkeit. Ich geſtehe es, daß ich lange Zeit hier mit andern geirrt habe, und der hergebrachten Meinung gefolget bin.

S. 31. Z. 8. von unten lösche: eine.

S. 33. Z. 19. lösche gar.

S. 37. Z. 10. ſtatt nennen, ſetze: machen.

S. 43. Z. 16. lösche; alſo.

S. 46. Z. 21. ſtatt 26. 27. ſetze: 28. 29.

S. 49 Z. 16. von unten ſtatt Raphilius, ſetze: Raphelius.

S. 55. Z. 18. ſtatt auch, ſetze: ſogar im Chaldäiſchen.

S. 60. Z. 15. ſtatt der, ſetze: die.

— — Z. 16. nach unten, ſetze: §. 232.

S. 66. am Ende der Note ſetze hinzu:

Niebuhr in ſeiner Beſchreibung Arabiens S. 64. „man vermuthet vielleicht nicht, daß die „erwähnte wenige Kleidung auch die Bett„kleider (Bett-Tücher) eines gemeinen „Arabers ausmacht. Er breitet ſeinen „groſſen Gürtel aus, ſo hat er ein Unter„bette: mit dem Tuch, das er auf den „Schultern trägt, bedeckt er ſich den „ganzen Körper und das Geſicht, und „ſchläft nackend zwiſchen dieſen beiden „Tüchern ruhig und zufrieden.“

S. 67. Z. 1. nach iſt ſetze: oder, wenn er zu gehen hat, das zuſammengenommene Tuch über die Schulder hänget.

— — Z. 4. nach Geſundheit ſetze: oder gar ihr Leben (*)

(*) Eigentlich eine einzige nächtliche Verkältung war es, die dem ſeel. von Haven ſehr plötzlich den Tod zuzog. Niebuhrs Reiſebeſchr. Th. I. S. 369. Herr Niebuhr erwähnt der Gefahr dieſer nächtlichen Erkältungen noch an mehreren Orten, und die Hauptſache, die er davon ſaget, iſt: die Bangigkeit und Hitze in den Zimmern macht, daß man gern auf Terraſſen oder ſonſt unter freyem Himmel ſchläft; dis ſchadet nun denen nicht, die das Geſicht hinlänglich verhüllen, wol gar, wie es ſcheint, den Kopf unterſtecken, aber es iſt ſehr gefährlich, wenn man ſich nicht auf dieſe Weiſe einhüllet.

— — Z. 6. von unten nach ſeyn, ſetze die Note:

(*) Noch mehr, in Aegypten, aus dem Moſes die Iſraeliten ausführte, hat Herr Niebuhr S. 150. des erſten Theils ſeiner Reiſebeſchreibung, weder Waſſer- noch Windmühlen geſehen, auch in dem Theil Arabiens nicht, den er durchreiſete. (Beſchreibung von Arabien S. 217.) Ich will damit nicht leugnen, daß es jetzt an einigen Orten in jenen Ländern Waſſermühlen giebt. Abulfeda erzählt es ausdrücklich, doch als etwas in der Geographie Merkwürdiges, daß der Bach Arnon einige Waſſermühlen treibt: von Windmühlen erinnere ich mich aber nichts.

S. 67. Z. 3. von unten nach Handmühle, ſetze die Note:

(*) Niebuhrs Arabien S. 217. hat ſie beſchrieben.

S. 69. Z. 17. nach nichts, ſetze:

als daß der Nahme davon, Theſumat Jat, Hand-Geben, oder Handſchlag, ein einziges mahl bey Erzählung deſſen vorkommt, worüber ein falſcher Eid geſchworen ſeyn könnte: (*)

(*) 3 Moſ. V, 31.

S. 70. Z. 3. von unten nach 4. ſetze: Hiob XVII, 3. 3 B. Moſ. V, 31.

S. 79. Z. 2. von unten ſtatt wenigſtens, ſetze: aufs mindeſte.

S. 86. Z. 3. von unten ſtatt 155. ſetze: 153.

S. 99. — letzte ſtatt 211. ſetze: 246. ſtatt 309—311. ſetze: 346 — 349.

S. 101. Z. 15. ſtatt um, ſetze: und.

— — Z. 2. von unten ſtatt 444. 445. ſetze: 462. 453.

S. 109. Z. 21. ſtatt möglich, ſetze: nützlich.

S. 123. Z. 15. ſtatt gerichtlich, ſetze: gewöhnlich.

S. 126. Z. 14. ſtatt Ehre, ſetze: Ehrliebe.

— — Z. 17. ſtatt und, ſetze um.

S. 140. Z. 24. ſtatt Affaſter, ſetze: Abfaſſer.

— — Z. 3. von unten ſtatt: Mann, ſetze: Stamm.

S. 144 Z. 3. nach haben ſetze die Note:

(*) Sogar kann gezweifelt werden, ob die Taubenzucht bey ihnen häufig geweſen iſt, denn die auf dem Taubenſchlag gehaltenen Tauben hießen ſchon im ſpätern Hebräiſchen, Herodianiſche Tauben, weil Herodes ſie eingeführt haben ſoll. Buxtorfs Chaldäiſch-Rabbiniſches Lexicon S. 630. Tauben kommen vorhin bey den Opfern genug vor, aber es könnten wilde Tauben ſeyn, ſo gut wie die Turteltauben. Ich rede hier zweifelhaft: denn freilich ſchon in der Patriarchaliſchen Geſchichte kommen Tauben als Opfer vor, und Aegypten, aus dem die Iſraeliten ausgingen, iſt jetzt recht das Land der Taubenſchläge. Doch ſchicken ſich wieder Taubenſchläge nicht gut zur Acker-Oeconomie, alſo werfe ich hier blos eine mir beyfallende Frage auf: hatten die Iſraeliten Taubenzucht? und war ſie häufig? wo nicht, ſo durften ſie ſich vor dem Habicht noch etwas weniger fürchten.

S. 149. Z. 17. nach ſetzen, mache die Note:

(*) Ich erinnere mich, in den neuern Trankebariſchen Mißionsberichten irgendwo geleſen zu haben, daß in Indien, wo man das Eſſen des Rindfleiſches für ſündlich hält, die Rinder ſich weniger, als bey uns vermehren, und ein Däniſcher Mißionarius einem Heiden im Diſputiren daher willig eingeſtand, in Indien müſſe man um des gemeinen Beſten willen ſich des Rindfleiſches enthalten. Ich kann die Stelle jetzt nicht wieder auffinden, die Sache verdient aber Unterſuchung, denn wäre ſie richtig, ſo könnte vielleicht bey der Aegyptiſchen Schonung des Lebens dieſes Thiers auch etwas zum Clima gehöriges eintreten.

S. 150. Z. 21. ſtatt 283. ſetze: 399. 400.

— — — letzte, lösche: S. 203.

S. 165. Z. 2. nach ſeltener, ſetze die Note:

(*) Niebuhr S. 81. 82. der Beſchreibung von Arabien: ein Franzöſiſcher Officier, welcher verſchiedene Jahre auf der Coromandel-Küſte und in Bengalen geweſen war, verſicherte mich, daß die Europäer daſelbſt Hengſte zu ihrer Cavallerie gebrauchen, und er wollte bemerkt haben, daß dieſe im Winter ſchwerer zu bändigen ſind, als im Sommer. Die Araber reiten zwar Hengſte, aber Hüſſan, d. i. ſolche, welche noch keine Stute beſprungen haben, und ſelten Haſchari, oder Hengſte, welche das andere Geſchlecht kennen. Die Araber in der Wüſte brauchen gemeiniglich Farraſi oder Stuten, und verkaufen die Hengſte in den Städten.

Daß die Türken in Aſien gern Hengſte reiten, iſt aus andern Reiſebeſchreibungen bekannt.

S. 167. Z. 3. ſtatt es, ſetze: man.

S. 171. Z. 16. nach abzunehmen, ſetze: ſogar man hält in ſüdlichern Ländern das tägliche Fleiſcheſſen für ungeſund. (*)

(*) Niebuhrs Beſchreibung von Arabien S. 9. und 52.

S. 172. Z. 3. von unten nach opfern, ſetze die Note:

(*) Noch jetzt ſchlachtet, nach Chardin Th. IV. S. 253. der Perſiſche Schlächter jedes Thier den Kopf nach Mecca. Da liegt doch wohl gewiß ein Gedanke von Religion und halben Opfer zu Grunde.

S. 177. Z. 5. von unten, ſtatt: es ſcheint doch, ſetze: In der erſten Ausgabe äuſſerte ich die Muthmaſſung.

— — — letzte, ſtatt: iſt, ſetze: ſeyn möchte.

S. 178. Z. 20. nach hängen, füge hinzu:

Ich nehme das Geſchriebene noch nicht völlig zurück: allein die Stelle Amos läßt ſich auch auf andere Weiſe erklären. Wie? das möchte ich hier zu weitläufig, und vielleicht zehn Neuntheln unter meinen Leſern nicht intereſſant genug ſeyn.

S. 181. Z. 7. nach ſorgete ſetze: Was §. 40. S. 248. des erſten Theils hieher gehöriges ſtehet, wiederhole ich nicht.

S. 182. Z. 20. ſtatt wegnehmen, ſetze: wegzunehmen.

S. 191. Z. 2. nach ich, ſetze: nicht zu beſtimmen.

— — Z. 4. löſche: nicht zu beſtimmen.

S. 195. Z. 7. von unten löſche: das Buch — es verlangen.

S. 216. Z. 11. löſche: und.

S. 220. Z. 3. von unten löſche: Ich kehre — zu reden zu haben.

S. 226. Z. 2. von unten löſche: und zwar — vermehrt.

Etwas

Etwas
von der älteſten Geſchichte
der
Pferde und Pferdezucht
in Paläſtina
und
den benachbarten Ländern,
ſonderlich
Aegypten und Arabien.

Ein Anhang zum dritten Theil
des
Moſaiſchen Rechts.

Vorrede.

Weil dieſer Theil des Moſaiſchen Rechts den übrigen an Gröſſe zu ungleich iſt, bin ich erſucht worden, ihm in der zweiten Auflage einen Anhang beyzufügen, der dieſem Uebelſtande abhölfe. Mir fiel dabey ein, daß ich §. 166. verſprochen hatte, irgendwo von der älteſten Geſchichte der Pferde und Pferdezucht zu handeln, wozu mir die Bibel Urkunden darbietet, die nicht hinlänglich gebraucht ſind: und dis kömmt mir, da ohnehin die Geſchichte der Pferdezucht ſo mannigmahl in das Moſaiſche Recht einen Einfluß hat, als die ſchicklichſte Materie zum Anhang vor. Sollte er auch beſonders als eine eigene Schrift gedruckt werden, ſo muß ich meine Leſer bitten, zu bedenken, daß er Anhang zum Moſaiſchen Recht war, und ihn

ihn von der Seite zu betrachten. Es iſt nur ein Fragment der Geſchichte, und das eigentlich aus der Bibel geſammlet aus den älteſten Urkunden des menſchlichen Geſchlechts, deren Aufzeichner ſelbſt in den Ländern lebten, von denen ſie ſchreiben: vielleicht wäre Fragment ein Modetitel geweſen, aber, Etwas, ſagt ja daſſelbe im Deutſchen. Lieb würde es mir ſeyn, wenn diejenigen, die dis Fragment ihrer Aufmerkſamkeit würdigen, vorhin in Büffons Naturgeſchichte das Capitel vom Pferde, ſonderlich diejenigen Stellen, die von der Verſchiedenheit des Pferdes nach ſeinem Vaterlande handeln, durchzuleſen beliebten. Göttingen den 26. Julii 1776.

Michaelis.

Unter

Unter allen Pferden, die wir kennen, wird jetzt das Arabiſche für das edelſte gehalten, und ſonderlich von den Engländern ſehr theuer gekauſt, um dadurch die Race ihrer Pferde zu veredlen, und durch Vermiſchung beider Racen die Gröſſe und Stärke des Engliſchen Pferdes mit der Geſchwindigkeit und Feinigkeit des Arabiſchen zu verbinden. Eben daher kommt der groſſe Vorzug der Engliſchen Wettläufer vor allen andern Pferden in Europa, vielleicht auch vor den Arabiſchen ſelbſt, denn bey gleichem Feuer und Geſchwindigkeit der Schritte wird das gröſſere Pferd wegen ſeiner gröſſern Schritte dem Kleinern zuvorkommen. Da man in allen andern Ländern zur Veredelung der Race ihre Vermiſchung mit einer fremden aus einem je entferntern deſto beſſern Himmelsſtrich für nöthig hält, ſo denkt man in Arabien nicht ſo, ſondern ſchätzt das Pferd am höchſten, deſſen Race auch wol Jahrhunderte hinauf rein Arabiſch iſt. Die Folgerung, die einige hieraus gezogen haben, ſieht ganz wahrſcheinlich aus, Arabien ſey das von der Natur ſelbſt beſtimmte erſte Vaterland der Pferde: und ſie würde noch zu einem höhern Grad der Wahrſcheinlichkeit ſteigen, falls das richtig wäre, was man behauptet, daß die Race der Pferde ſich in andern Ländern verunedele, wenn man ſie nicht von Zeit zu Zeit mit einer ausländiſchen vermiſchte; ſonderlich aber, wenn Hengſt und Stute zu nahe verwandt wären. Doch dis letzte Vorgeben

geben iſt nicht ſo ganz richtig, wie ich an einem andern Orte bemerket habe: (*) das übrige wird man

---

(*) In der Abhandlung von Ehegeſetzen Moſis, welche die Heyrathen in die nahe Freundſchaft unterſagen, S. 155. der zweiten Ausgabe. Ich will lieber die ganze Stelle mit ein Paar Zuſätzen abdrucken laſſen, weil mancher Leſer einer Abhandlung von der Pferdezucht jenes Buch nicht haben könnte. „Damit „meine Leſer dieſen vorgegebenen Grund-„Gedanken„ (daß nehmlich die nahen Ehen aus gleicher Urſache verboten wären, als man die nahe Verwandtſchaft der Pferde vermeide) „völliger verſtehen, und bey Beurtheilung „derſelben Regeln der Pferdezucht, die ganz „von einander verſchieden ſind, und die „doch Büffon und Hutcheſon mit einander „vermengen, gehörig abſondern mögen, „finde ich mich genöthiget, einiges von der „Pferdezucht, ſo gut ich es von den beſten „Kennern gehört habe, zu erzählen. Man „ſucht bey der Pferdezucht die beſten Pfer-„de aus, um eine edlere Race zu bekom-„men: denn wenn man jede mittelmäßige „oder ſchlechte Pferde zur Zucht nähme, ſo „würde die Race ſich verunedlen. Und da „verſteht ſich von ſelbſt, daß man nicht die „nächſten Pferde immer zuſammen laſſen „ſoll, denn die werden nicht immer die „beſten und edelſten ſeyn, ſondern man „muß Stute und Hengſt unter mehreren „ausſuchen. Und dis, da man ſchlechte „und gemeine Pferde zuſammen läßt, iſt „eigentlich der einzige Fall, in welchem ſich „die Race verunedelt; gute Pferde aus Ei-„nem

man bey Büffon finden, der ſelbſt, zwar nicht völlig entſcheidend, ſondern auch eine andere mögliche

„nem Himmelsſtrich verunedeln ſie nicht, „ſondern machen ſie nur nicht edler, als „ſie war.„ In den groſſen Stutereyen iſt auch öfters der Beſcheeler der Vater der Stute, die er bedecket, und man hat keine Verunedlung, die davon entſtünde, oder ſonſt einen Schaden bemerkt. „Zum zwei„ten läßt man, um die Race der Pferde „zu veredlen, Pferde aus ganz verſchiede„nen Himmelsgegenden zuſammen, in der „Abſicht, daß ſie neue Tugenden zuſam„men bringen ſollen: z. E. das jetzige „deutſche Pferd iſt groß und ſtark, ſo wie „man es zu ſchwerer Arbeit, und vor„nehmlich bey der Cavallerie zum Ein„brechen nöthig hat; allein es hat nicht die „Feinigkeit oder Leichtigkeit der ſüdlichern „Pferde, die hingegen kleiner, und zur Ca„vallerie nicht ſo brauchbar ſind. Will „man es nun veredlen, ſo nimt man, wenn „es eigentlich um Schönheit und Pracht „zu thun iſt, Spaniſche, oder wenn man „ihm die gröſſeſte Geſchwindigkeit geben „will, Arabiſche Beſcheeler: und die Eng„liſchen Wettläufer pflegen von Engliſcher „und Arabiſcher Race gezogen zu werden, „da dann durch die Verbindung der Eng„liſchen Gröſſe und des daher entſtehenden „weiten Schritts, mit der Arabiſchen Leich„tigkeit und Feuer, die Geſchwindigkeit „noch zunimt. Zum dritten habe ich von „dem hieſigen Univerſitäts-Stallmeiſter, „Herrn Ayrer, folgende in groſſen Stute„reyen

liche Urſache der Schönheit der Arabiſchen Pferde anerkennend, die Vermuthung von Arabien als dem natürlichen Vaterlande der Pferde äuſſert, (*) der ich das Wahrſcheinliche nicht abſpreche. Auch vorhin hatte er öfters andere Racen von Pferden, Aegyptiſche, Perſiſche u. ſ. f. von Arabiſchen hergeleitet.

Aus dem folgenden wird ſich aber doch zeigen, daß in Arabien die Pferde ſpäter ſind, und es ſie aus andern Ländern bekommen hat: daraus dann freilich die Frage entſtehen wird: wie iſt es zugegangen, daß die Pferde ſich in Arabien ſo ſehr ver-

„reyen gemachte Erfahrung, die er ſelbſt „geſehen, zuverläßig gehöret: man hat die „Pferde, die von einerley Hengſt und Stute „gefallen, und ſelbſt edel und ſchön waren, „zuſammen gelaſſen, und daraus iſt, eine „nicht zwar unedlere, aber kleinere Race „und von feineren Knochen entſtanden. „Hat man die wieder zuſammen gelaſſen, „ſo ward die dritte Race noch kleiner und „feiner an Knochen, faſt wie die Oeländi„ſchen und Nordſchottiſchen Pferde, be„hielt aber ſonſt die guten Eigenſchaften „und Schönheiten der Vorfahren, ohne „ſich zu verunedlen. Sie ward blos zu „zierlich und fein zum Gebrauch.„ Der Verſuch erklärt es ziemlich, woher es kommen mag, daß in Ländern, wo die Pferde wild herumlaufen, die Race ſchön, muthig, wild, aber klein und zierlich, kurz warum ſie Bergſchöttiſch und Oeländig wird.

(*) T. IV. S. 249.

veredelt haben? Dabey leugne ich denn aber auch nicht, daß nach dieſer Veredelung eben dieſelben Länder ihre beſten Pferde zur Veredelung der eigenen Race aus Arabien bekommen haben.

Auch das wird man ſehen, daß das jetzt ſo weit ausgebreitete Pferd ehedem auf dem Erdboden viel ſeltener, und in weniger Ländern geweſen iſt. Die Patriarchen hatten es nicht, und den Iſraeliten war es lange ausländiſch: der Ackerbau ward mit Ochſen und Eſeln getrieben, und das Laſtthier zum Reiſen waren Eſel oder Cameele. Doch zur Sache ſelbſt.

Moſes beſchreibt uns mehrmahls die in Heerden beſtehenden Reichthümer der Patriarchen, aber da ſind nirgends Pferde, ſondern immer, Rindvieh, Schaafe, Ziegen, Cameele, Eſel. Abraham war aus nördlichern Gegenden, und wie ich glaube, aus einem Lande zwiſchen dem ſchwarzen und Caſpiſchen Meer, dem älteſten Sitz der Chaldäer, (*) mit allen ſeinen Heerden und Knech-

(*) Ich werde nächſtens dieſe Materie in einer eigenen Schrift ausführen. Die Chalybes ſind meiner Meinung nach die alten Chaldäer, und die um Babylon im nachher ſo genannten Chaldäa, eine ſpätere Colonie derſelben. Sollten die Beweiſe meinen Leſern eben ſo einleuchtend ſeyn, als ſie bisher meinen Zuhörern geweſen ſind, ſo würde manches in der alten Geſchichte einen ganz andern Geſichtspunkt und mehr Licht erhalten, ſonderlich aber Ein ganz unerwartetes, die Völkergeſchichte betreffendes Reſultat herauskommen.

Knechten über Meſopotamien nach Paläſtina gezogen. Wenn ſein Knecht, der eine Frau für Abrahams Sohn aus Meſopotamien holen ſoll, die ganzen Reichthümer Abrahams beſchreiben will, ſo beſtehen ſie in **Heerden von Schaaf- Ziegen- (*) und Rindvieh, Silber, Gold, Knechten, Mägden, Cameelen und Eſeln.** 1 B. Moſ. XXIV, 35. Eben dieſem Abraham macht ein Philiſter-König Geſchenke von **Schaafen, Ziegen, Rindern, Knechten, Mägden,** 1 B. Moſ. XX, 14. aber Pferde ſind nicht darunter. Noch merkwürdiger iſt die Stelle 1 B. Moſ. XII, 16. Abraham iſt im älteſten Vaterlande der Pferde, das wir aus der Geſchichte kennen, in Aegypten, dem Lande, in dem nachher Moſes zuerſt Pferde erwähnt, und aus dem noch zu Salomons Zeit Aſien ſeine beſten Pferde bekam: der König von Aegypten will ihm wegen einer vorher gegangenen Beleidigung recht groſſe Geſchenke machen, und nun ſchenkt er ihm **Schaafe, Ziegen, Rinder, Eſel, Knechte, Mägde, Eſelinnen, und Cameele.** Pferde hatte Aegyp-

---

(*) Wenn man in meiner und andern Ueberſetzungen hier die Ziegen vermiſſet, ſo muß ich erinnern, daß das Hebräiſche צאן beides Schaaf- und Ziegenvieh unter ſich begreift. In der Ueberſetzung fand ich nicht nöthig, beide Wörter zu ſetzen, hier aber, wo ich ſelbſt erzähle, thue ich es, weil aus andern Stellen gewiß iſt, daß die Ziegen einen groſſen Theil der Heerden der Patriarchen ausmachten.

Aegypten damahls ohne Zweifel, denn in des Enkels, Jacobs, Zeit, iſt es in Aegypten gewöhnlich, das Pferd nicht blos zu reiten, ſondern auch vor den Wagen zu ſpannen, und zwiſchen Einführung beides Gebrauchs pflegt eine ſehr lange Zeit zu verſtreichen; das Reiten iſt das Erſte, und ſpäte nachher, bisweilen viele Jahrhunderte, lernt man das Pferd vor den Wagen zu ſpannen. Wenn nun dis edelſte Thier doch nicht mit unter den Geſchenken iſt, ſo ſcheint eins von beiden zu folgen, entweder, daß man in der Meinung ſtand, es werde in Paläſtina nicht fortkommen, oder wenigſtens, Abraham werde es nicht zu gebrauchen wiſſen, und für ſeine Oekonomie die Pferdezucht nicht vortheilhaft, auch zum Gebrauch das Pferd nicht bequem finden. Dis wird immer merkwürdiger, wenn man an Abrahams Herkunft aus der Nachbarſchaft derſelben Länder denkt, die nachher wegen der Pferdezucht ſo bekannt geworden ſind.

Iſaaks Reichthum wird uns 1 Buch Moſ. XXVI, 14. beſchrieben. Er beſteht in groſſen Heerden von Schaafen, Ziegen und Rindvieh, wozu damahls noch Ackerbau kam. Die Heerden, die Jacob aus Meſopotamien mitbringt, beſtehen in Schaafen, Ziegen, Cameelen, Rindvieh, Eſeln. 1 B. Moſ. XXX, 41. XXXII, 6. 8. 15. 16.

Auch Hiobs Reichthümer begreifen keine Pferde mit unter ſich. Schaafe, Cameele, Ochſen, und eine Zucht von Eſeln, in der 500 Eſelinnen

waren, hatte er, Hiob I, 3. Er iſt zwar keine wirkliche Perſon, ſondern blos gedichtet, um einen moraliſchen Satz auszuführen: aber ſehr ſchön, und mit groſſer Kenntniß gedichtet, und eben deswegen iſt die Auslaſſung der Pferde und Pferdezucht deſto merkwürdiger. Es müſſen doch Umſtände ſeyn, welcher willen der überaus Einſichtsvolle Verfaſſer des Buchs ihm keine Pferde und Stutereyen geben will, ungeachtet gegen das Ende des Buchs das kriegeriſche Pferd ſo prächtig beſchrieben wird. Die Scene der ganzen Handlung iſt im Thal Gutta, d. i. um Damascus herum; die Zeit, in die Hiob geſetzt wird, fällt in den Aufenthalt der Iſraeliten in Aegypten. Der Verfaſſer, der das Pferd ſo gut kannte, muß alſo geglaubt haben, das Pferd ſchicke ſich zu den Heerden eines im Thal Gutta lebenden Mannes nicht; und ſo muß wol die ganze Gegend keine Perde gehabt haben, in der man ſie jetzt ſo ſchön findet.

Alſo unter den Heerden der Patriarchen und Hiobs nichts von Pferden. Vermuthlich waren ſie auch zu der Zeit in dem Theil von Paläſtina, in dem Abraham, Iſaak und Jacob, herumzogen, entweder gar nicht, oder ſehr ſelten, wenigſtens finden wir ſie in der Geſchichte nirgends erwähnt, und das iſt deſto auffallender, weil ſie ſogleich vorkommen, wenn Jacob nach Aegypten zieht.

Zwar nach den 70 Dollmetſchern kämen ſie 1 B. Moſ. XIV, 11. 16. 21. vor, und die Sodomiter hätten nicht blos Pferde, ſondern ſogar, Reuterey gehabt, denn ἡ ἵππος im Feminino, heißt

heißt Reuterey. Wo ich in jenen Stellen, alle Güter, überſetzt habe, findet ſich in den LXX, die ganze Cavallerie der Sodomiter: die ſollen die vier kleinen ſiegenden Könige erbeutet, und Abraham ihnen wieder abgenommen haben. Die Worte ſelbſt ſetze ich unten in den Noten. (*) Auch Origenes, der den Hebräiſchen Grundtext kannte, trit ihnen hier bey und ſchreibt: ἵππον Σοδομῖται, νῦν πρῶτον ὠνομασμένην, ὡς φαῦλοι ἔχειν λέγονται: der Nahme der Cavallerie kommt hier zuerſt vor, und ſie wird den Sodomitern als böſen Leuten, (oder, wie ſich auch überſetzen lieſſe) als den Ueberwundenen zugeſchrieben. Die Sache hängt ſo zuſammen: im Hebräiſchen ſteht רכש, das eine doppelte Ausſprache leidet: 1) Rechesch, und denn iſt es das Pferd, (**) oder 2) Rechuſch, alles was man erworben hat, das ſämmtliche

---

(*) V. 11. ἔλαβον δὲ τὴν ἵππον πᾶσαν τὴν Σοδόμων καὶ Γομόῤῥας. — v. 16. καὶ ἀπέστρεψε πᾶσαν τὴν ἵππον Σοδόμων. — v. 21. δὸς μοι τοὺς ἄνδρας, καὶ τὴν ἵππον λάβε σεαυτῷ. Der letzte Vers zeigt ziemlich klar, daß die LXX nicht recht überſetzt haben müſſen, denn hier ſchiene die ganze Beute, die Abraham den Siegern wieder abgenommen hat, blos die Reuterey von Sodom zu ſeyn, und die werden ſie doch wol nicht allein erbeutet haben, ſondern auch andere Güter.

(**) Bocharti Hiero-Zoicon. T. I. l. II. c. 6. p. 100

Eigenthum, oder, wie ich es überſetzte, alle Güter. Die 70 Dollmetſcher wählten die erſte Bedeutung, vermuthlich weil hier nicht von Patriarchen, denen ſie ſelbſt die Pferde abſprechen mochten, ſondern von gebohrnen Einwohnern des Landes Paläſtina die Rede iſt, (*) und die Cananiter einige hundert Jahr hernach wegen der Reuterey bekannt ſind. Daß dis der Grund ihrer Auslegung war, iſt noch offenbarer, wenn man den 12ten Vers anſieht, wo ſie gerade in der Mitte daſſelbe רכש ganz anders, παρασκευὴ, Vermögen, oder Eigenthum überſetzen, weil dismahl von Lot die Rede iſt, dem ſie keine Pferde zu geben Luſt hatten. Alſo ihrer Meinung nach ſoll in einem und eben demſelben Capitel und Zuſammenhang רכש Reuterey, oder, ſämmtliches Eigenthum ſeyn, je nachdem es von Sodomitern oder Nicht — Sodomitern vorkommt. Dis ſieht ſonderbar aus. Ich dächte, im

(*) So finde ich noch einmahl, daß ſie Pferde erwähnen, wo im Hebräiſchen nichts davon ſteht. כברת הארץ, das ohngefähr eine deutſche Meile ausmacht, überſetzen ſie 1 B. Moſ. XLVIII, 7. ἱπποδρόμον, einen Pferderitt. Dachten ſie auch hier, daß die Cananiter nach Pferderitten gerechnet hätten? oder bedienten ſie ſich nur eines damahls in Aegypten gewöhnlichen Ausdrucks? dies beſtimme ich nicht. Wer wiſſen will, was Pferderitt ſey, (etwas weniger als eine deutſche Meile, etwa eine Franzöſiſche) vergleiche meine 21ſte Anmerkung zu Abulfedä Geographie von Aegypten.

im ganzen Capitel möchte man רכש ohne ſolchen willkührlichen Unterſcheid von einerley Sache erklären. Nicht gleich darum, weil die Sodomiter alte Einwohner des Landes, auch wol Cananiter ſind, müſſen ſie Pferde haben: denn einmahl iſt die Zeit Abrahams von der noch ſehr weit entfernt, in der wir die Cananiter als Cavalleriſten finden: (wenigſtens um 400, vielleicht gar um 600 Jahr) und denn werden wir auch unten ſehen, daß ſelbſt zu Joſuä Zeit in dem Theil von Paläſtina, an den Sodom gränzte, keine Cavallerie war, ſondern blos im nördlichen. In der That zweifele ich auch, ob man in dem Thal, in dem Sodom lag, mit der Cavallerie hätte agiren können; denn unten war eine See, mit einer Lage von Erdpech und Erde bedeckt, (*) deren Boden unter der Cavallerie nicht blos geſchwankt haben, ſondern auch durchgetreten ſeyn möchte, ohngefähr wie eine Art von Moor. Noch jetzt wäre ein ſolcher Grund und Boden gerade die Falle für die Cavallerie, und der Einheimiſche, der keinen andern Grund und Boden hat, wird nicht Cavallerie anſchaffen, um auf einer ſolchen Falle zu fechten.

Wäre die ziemlich gewöhnliche Ueberſetzung von 1 B. Moſ. XXXVI, 24. richtig, die ich mit Luthers Worten herſetzen will, dis iſt der Ana, der in der Wüſte Maulpferde erfand, da er ſeines Vaters Zibeons Eſel hütete: ſo müßten ſchon vor Eſaus Zeit (denn Ana iſt Eſaus

(*) Hiſtoria maris mortui. §. 14.

Schwiegervater) in dem Theil von Arabien, den nachher die Edomiter bewohnt haben, Pferde, vielleicht wilde Pferde geweſen ſeyn. Allein dieſe Erklärung hat ſchlechterdings nichts vor ſich, und viel wider ſich. In keiner einzigen morgenländiſchen Sprache heiſſen die Mauleſel ימם; alſo wenn viele zur Zeit Hieronymi, (*) und nachher die beiden Arabiſchen Ueberſetzer, auf Mauleſel gerathen haben, gar nicht daran denkend, daß nach dem übrigen Inhalt der Bücher Moſis in den Gegenden keine Pferde waren, ſo iſt es weiter nichts als Rathen, das nicht einmahl eine Unterſuchung verdient, ſonderlich, da kein einziger Ueberſetzer von den wirklich alten hier Mauleſel hat. Aber dabey hat dieſe Erklärung noch viel wider ſich, z. B. 1) מצא heißt, finden, aber nicht, erfinden. 2) Mauleſel, haben im Hebräiſchen einen andern Nahmen, פרדים. 3) Mauleſel möchten wol nicht von Menſchen, ſondern, wenn ich ſo ſagen darf, von der Natur durch einen Zufall erfunden ſeyn, da ſich Pferde und Eſel unter einander begatteten. Nachdem der Zufall und die viehiſche Brunſt in Ermangelung eines Thiers gleicher Art die Erfindung gemacht hatten, ahmten Menſchen ſie nach, und veranſtalteten künſtlich Mauleſel. 4) Ana weidet die Eſel ſeines Vaters: hätte er die Mauleſel erfunden, ſo müßte man

---

(*) Hieronymus bey dieſer Stelle: *Plerique putant, quod equarum greges ab aſinis in deſerto ipſe fecerit primus aſcendi, ut mulorum inde nova contra naturam animalia naſcerentur.*

man vermuthen, daß er auch Pferde ſeines Vaters geweidet hätte, und davon finden wir nichts. — — Auf einige dieſer Einwürfe lieſſe ſich wol etwas antworten, aber gegen eine bloße, aus Unkunde der Sprachen entſtandene, und der übrigen Pferdegeſchichte Moſis widerſprechende Conjectur, ſind ſie ein groſſes Uebergewicht. Wie ich die Stelle verſtehe, nehmlich von Erfindung warmer Bäder, in denen ſich vielleicht ein Eſel, ſo wie Carl des vierten ſein Hund im Carlsbade, verbrannte, oder davon die Eſel das Waſſer nicht trinken wollten; wird man aus meiner Bibel-Ueberſetzung ſehen. Den Syrer, und die Vulgata habe ich zu Vorgängern, auch erinnert Hieronymus, das Wort heiſſe im Puniſchen ein warmes Bad,(*) und im Arabiſchen heißt ימם in der fünften Conjugation gewiß, ſich baden: noch anders hieher gehörige, und zum Theil durch nachſagen derer, die nicht ſelbſt morgenländiſche Sprachen verſtanden, mit Fehlern vermiſchtes wird man in Montfaucons Hexaplis bey dieſer Stelle finden. Das einzge ſetze ich noch hinzu, daß ich eine Vermuthung habe, die von Ana entdeckten warmen Bäder möchten die bey Callirrhoe ſeyn, die den Ausfluß in das todte Meer haben: allein was ich davon zu ſagen haben könnte, verſpare ich in den zweiten Theil des Spicilegii geographiae Hebraeorum exterae.

b 5 Dieſe

(*) *Nonulli putant, aquas calidas juxta Punicae linguae viciniam, quae Hebraeae contermina eſt, hoc vocabulo ſignari.* Dis hat er auch vorgezogen, und *aquas calidas* überſetzt.

Dieſe Vermiſſung der Pferde geht ſelbſt in Arabien noch bis auf die Zeit Moſis fort, und ſo weit will ich ihr folgen, denn aber zu Ländern zurück gehen, in denen wir früher Pferde finden. Als Moſes aus Midian wieder nach Aegypten reiſet, hat er keine Pferde, ſondern Eſel: 2 B. Moſ. IV, 20. Dis iſt eine Kleinigkeit. In der Arabiſchen Wüſte ſpannen die Iſraeliten Ochſen vor die Wagen, auf denen ihr Heiligthum fortgebracht wird, 4 B. Moſ. VII, 3. auch dis iſt noch nicht ſehr entſcheidend. Aber wichtiger iſt die Erzählung ihrer Beute, wenn ſie 4 B. Moſ. XXXI. fünf kleine Midianitiſche Völker beſieget haben: ſie beſteht in 675,000 Schaafen, 72,000 Rindern, 61,000 Eſeln, 32,000 Sclavinnen, die noch keinen Mann erkannt haben. Nichts von Pferden: alſo ſcheinen dieſe fünf Arabiſchen Völker noch zu Moſis Zeit keine Pferde gehabt zu haben.

Das im ganzen Alterthum wegen ſeiner Pferdezucht berühmte Aegypten iſt es, da ſchon Moſes, bey weiten der älteſte unter allen Schriftſtellern, die wir haben, Pferde erwähnt, und das auf eine ſolche Weiſe, daß man ſchlieſſen muß, es habe bereits in der ganzen Zeit von Abraham an, oder wol gar vor Abraham, Pferde gehabt.

Schon zu Joſephs Zeit beſteht das bewegliche Vermögen der Aegyptier, dafür ſie Korn von Farao kaufen, in Pferden, Schaafen, Rindern und Eſeln, 1 B. Moſ. XLVII, 17.

und das Pferd ſteht in dieſem Verzeichniß, recht nach unſerer Art, oben an. Ich habe vorhin manche Verzeichniſſe von patriarchaliſchen Reichthümern in der uns wunderlich vorkommenden Ordnung gelaſſen, und nur treu abgeſchrieben, eben damit dieſe mit unſerer mehr übereinſtimmende Rangordnung des Pferdes, wo von Aegyptiſchen Sachen die Rede iſt, in die Augen fallen möchte: auch hatte Aegypten ſchon Wagen, ich denke, von Pferden gezogene, wie wir ſie bald hernach 2 B. Moſ. XIV. finden werden. Joſeph erhält von Farao als ein Zeichen ſeiner Würde, daß er in dem Wagen fahren ſoll, den der nächſte nach dem Könige zu haben pflegt, 1 B. Moſ. XLI, 43. Da ſein Vater nach Aegypten kommt, ſchickt er ihm Wagen, für ihn ſelbſt, und den Theil der Familie, der den Weg nicht zu Fuſſe thun kann, (Weiber und Kinder) 1 B. Moſ. XLV, 19. 21. und dieſer Anblick ſcheint in Paläſtina ſehr neu geweſen zu ſeyn, denn da Jacob anfangs nicht glauben will, daß Joſeph noch lebt, und bey allen Erzählungen ſeiner Söhne kalt bleibt, ſo lebt ſein Geiſt auf, da er die Wagen ſieht. (V. 27.) Auch Joſeph läßt ſeinen Wagen anſpannen, und fährt Jacob entgegen. 1 B. Moſ. XLVII, 29. Der Altvater lebt 17. Jahr in Aegypten, und nun iſt ihm das vorhin unter ſeinen Heerden nie geweſene Pferd ſo bekannt, daß er in ſeinen letzten Worten ein Bild davon hernimt: Dan ſey eine Schlange auf dem Wege! ein Ceraſte am Fußſteige! der das Pferd in die Ferſen beiſ-

heiſſet, daß der Reuter zurück fällt. 1 B. Moſ. XLIX, 17. Jacob ſtirbt in Aegypten, und will in ſeinem Erbbegräbniß in Paläſtina begraben ſeyn. Dis thut Joſeph, und die Leiche wird mit groſſem Pomp und feyerlicher Begleitung nach Hebron geführt, aber dieſen Zug begleiten Wagen und Reuter, 1 B. Moſ. L, 9. und man kann kaum anders als an Kriegeswagen denken, die zu Moſis Zeit in Aegypten üblich waren. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß unter den alten Völkern eine ziemlich lange Zeit zwiſchen dem Gebrauch des Pferdes zum Reiten, und zum Fahren verſtrichen ſeyn muß: und die Sache ſcheint mir unter einem alten Volk, das den Gebrauch des Pferdes noch nicht von einem andern gelernt hat, alſo bey dem, das etwan zu erſt Pferde bändigte und bald darauf zu Hausthieren machte, ſo zu ſtehen. Ehe es den Gebrauch der Pferde hat kennen lernen, ſind ſie bey ihm kein Hausthier, ſondern was von Pferden im Lande iſt, würden wilde Pferde ſeyn: lange Zeit kann hingehen, ehe man auf den Einfall kommt, ſie als Laſtthier zu gebrauchen, und unmöglich wäre es nicht, daß man ſie wie Wildpret anſähe, ſchöſſe, und ſpeiſete, ſonderlich die jungen Pferde. Dis letzte geſchieht noch jetzt wirklich in einem Theil des ſüdlichen Pohlens, der gleichſam das natürliche Vaterland der wilden Pferde iſt; und von einer vornehmen Perſon, die dort ihre Güter hat, habe ich gehört, daß das Fleiſch der jungen Pferde ſehr wohlſchmeckend ſeyn ſoll, und für eine Delicateſſe gehalten wird.

Wenigſtens lange wird man nicht auf den Einfall kommen, es auch nicht wagen, die muthige und ſtarke Thiere ſich zum Reiten dienſtbar zu machen: denken wir doch gemeiniglich nicht daran, auf Hirſchen zu reiten, welches eben ſo gut angeht, als auf Pferden. Aber mit der Zeit wird vielleicht ein Junge aus Muthwillen wagen, ſich auf den Rücken eines Pferdes zu ſchwingen, eben das wird denn auch der jugendliche unbedachtſame Muth des ſtarken Jünglings thun, auch wol nur zum Spiel, Stärke und Addreſſe zu zeigen, hernach vielleicht einmahl aus Noth und Bedürfniß. Manche werden den Hals darüber brechen, andern aber wird es glücken, und ſie werden ſich den, etwas heldenmäßiges verſprechenden Nahmen der Pferdebändiger erwerben, den wir auch bey den alten Dichtern finden. Die Natur hat ſelbſt den Weg hierzu etwas erleichtert, weil das wilde Pferd weder völlig ſo groß, noch ſtark iſt, als das in einer guten Stuterey gefallene, und das Pferd den Menſchen, der ihm bisweilen Futter giebt, lieb gewinnet. Nun wird man alſo auch wirklich zum Gebrauch reiten, Pferde ziehen, ſie früh an ihre Dienſtbarkeit gewöhnen, und dreßiren. Aber damit iſt man noch nicht ſo weit, es vor den Wagen zu ſpannen: ich denke etliche Menſchenalter, und in Ländern die gebürgigt oder waldig ſind, noch mehrere, werden dazu gehören, ehe man auf den Einfall kommt, daß das muthige Thier ſich auch dis gefallen laſſen werde: und wirklich nicht blos das wilde, ſondern auch das Reitpferd ſtellet ſich, wenn es zuerſt vor

den

den Wagen geſpannt wird, ſo unbändig, auch wol ſo links und unbehülflich an, bleibt ſtehen, und weiß nicht von der Stelle zu kommen, daß den ältern Völkern, die zu erſt das Pferd gebrauchen lernten, mancher Verſuch mislungen ſeyn, und ſie auf die Gedanken gebracht haben muß, das Pferd ſey gar nicht zum Ziehen gemacht, bis endlich einmahl ein noch härterer Tyrann der Thiere es gezwungen hat, zu thun, was Anfangs wider ſeine Natur zu ſeyn ſchien. Auch der Unterſcheid trit noch ein, daß zum Reiten das Pferd ehe mit Güte von dem, den es für ſeinen Freund hält, gebracht werden kann, ſonderlich von einem Jungen, deſſen Laſt es nicht fühlt: wenn es aber zuerſt vor den Wagen geſpannt wird, und nicht fort will, ſo ſind Schläge nothwendig, und auch denn pflegt es noch wol ſtehen zu bleiben, und ſich zu bäumen; und ſo lange das Pferd den Schall der Räder noch nicht gehört hatte, mußte es beym erſten Fortziehen ſcheu und unbändiger werden, immer bis noch mehr, wenn es dabey geſchlagen ward. Bey der Pferdezucht iſt mit Güte mehr ausgerichtet, als mit Härte, ſoll aber Härte die Sache allein ausrichten, ſo muß man ſchon des Pferdes ſehr kundig ſeyn, auch manche Hülfsmittel der Bändigung und Strafen erfunden haben. So kundig ſehe ich die erſten, die anfingen Pferde zu gebrauchen, in der Stallmeiſterkunſt nicht an, daß ſie es hätten zum Ziehen gewöhnen können. Ich kann alſo nicht anders denken, als, daß zu Joſephs Zeit das Pferd ſchon viele Menſchenalter hin-

hindurch, entweder in Aegypten ſelbſt oder im benachbarten Africa bekannt geweſen iſt.

Noch auf eine andere Weiſe iſt die ſo ſehr frühe Nachricht vom Gebrauch der Wagen in Aegypten merkwürdig, und der natürlichen Beſchaffenheit des Landes gemäß. Viele Völker haben den Gebrauch der Wagen überaus ſpäte gelernt, und zu verwundern iſt das nicht, weil nicht jedes Land für den Wagen bequem iſt. Er erfodert Wege von gewiſſer Breite, auch nicht auf der einen Seite zu abhängig: die hat nur das völlig ebene Land von Natur, im bergigten und mit Wäldern hin und wieder durchbrochenen muß die Kunſt ſie anlegen, die wird es aber nicht thun, ehe ſie den Wagen kennet, bey einem andern Volk geſehen hat, und dieſe Bequemlichkeit nachahmen wollte. Auch denn wird es ihr ſchwer, wenn nicht ein mächtiges, in ſehr ausgedähnten Gränzen wohnendes Volk unter Einer gemeinſchaftlichen Policey verbunden iſt. Alſo in bergigten Ländern, oder wo durch manche Wälder bisher nur Fusſteige, zum Reiten bequem, gingen, auch wo kleine Völker in ſehr engen Gränzen wohnen, und alle fünf oder zehn Meilen ein neues Territorium angeht, möchten, falls kein beſonderer Umſtand dazu kommt, für Wagen brauchbare Wege ſpäter angelegt werden. Aegypten hatte alles beyſammen, was Wagen früh einführen konnte, groſſe und lange Ebenen, und früh ſeine mächtigen weit gebietenden Faraonen, von deren Gröſſe und Weisheit noch die Ueberbleibſel ihrer Werke zeugen.

Zu Moſis Zeit ſind die Pferde in Aegypten ſehr häufig. 2 B. Moſ. IX, 3. wird dem Könige von Aegypten ein Viehſterben gedrohet, das über Pferde, Eſel, Cameele, Rindvieh und Schaafe kommen ſoll: wiederum die Pferde, völlig als wenn ein Deutſcher ſchriebe, voranſtehend. Als die Iſraeliten aus Aegypten gegangen ſind, ſetzt ihnen Farao mit ſeiner ganzen Reuterey, und 600 Wagen nach, und beynahe ſcheint es, daß nicht einmahl Infanterie, die nicht ſo geſchwind hätte marſchiren können, bey der Aegyptiſchen Armee geweſen iſt. 2 B. Moſ. XIV, 6. 7. 9. Mit dieſen Wagen und Reutern wagt ſich Farao in das bey einer ungewöhnlichen Ebbe von Waſſer entblößte Bette des Arabiſchen Meerbuſens; bey einem heftigen Gewitter geſchieht, was natürlicher Weiſe geſchehen mußte, die Pferde, die eines ſolchen Anblicks in Aegypten weniger gewohnt waren, als unſere, wurden ſcheu, geriethen in Unordnung, die Räder der Wagen brachen ab, dis vermehrte die Unordnung und hinderte die Flucht, die Fluth kommt wieder, und bedecket, wie Moſes ſagt, Wagen und Reuter. 2 B. Moſ. XIV, 23. 24 25. 26. 27. 28. XV, 4. Hier haben wir alſo ſchon eine ſehr anſehnliche Cavallerie, und es ſcheint, daß bereits damahls die Stärke der Aegyptiſchen Armee in ihr beſtanden hat: auch ſo gar Kriegeswagen, ob geſenſete oder gemeine, das kann ich nicht ſagen, weil Moſes davon ſtille ſchweiget. Moſes ſieht auch ſchon das Pferd ſo ſehr als das einheimiſche Thier von Aegypten an, daß er befürch-

fürchtet, (*) ein künftiger König der Iſraeliten möchte um der Pferdezucht willen das Land Goſen zu erobern ſuchen, und die Iſraeliten zum Theil dahin zurück bringen. Dis ſieht wirklich ſo aus, als hätte man damahls Aegypten für das natürliche Vaterland der Pferde, und Paläſtina für unbequem zur Pferdezucht gehalten: denn ohne einen ſolchen Irrthum würde ein Iſraelitiſcher König nicht auf den Gedanken verfallen, dem Moſes vorzubeugen ſucht. In der That, man irret nicht ſelten darin, daß man etwas in einem Lande für Natur, unabänderliche Natur hält, was nur Zufall iſt, ſonderlich bey der Pferdezucht, bey der ſo ſehr viel auf die gute Einrichtung der Stutereyen ankommt.

Nun bekommt die überaus prächtige Beſchreibung des Pferdes, und zwar eigentlich des kriegeriſchen, Hiob XXXIX, 19 — 25. ein ganz neues Intereſſe, und gewiſſermaſſen einen neuen Geſichtspunct, der vielleicht allein genug wäre, den Verfaſſer dieſes Buchs zu verrathen. Hiob wird nach Damaskus und in die Zeit geſetzt, da die Iſraeliten in Aegypten wohnten: die Gegend um Damaskus, oder vielmehr ganz Arabien hatte in der Zeit noch keine Pferde, und der Schriftſteller, der bis zur äuſſerſten Sorgfalt unſerer Zeiten aufmerkſam iſt, nichts in ſeine moraliſche Erdichtung zu ſetzen, das eine geographiſche

(*) 5 B. Moſ. XVII, 16. Siehe die Abhandlung de legibus Moſis Palaeſtinam populo charam facturis §. 3.

phiſche oder hiſtoriſche Unwahrſcheinlichkeit hätte, iſt Kenner genug, unter die Reichthümer Hiobs gar keine Pferde zu ſetzen. Aber wenn GOtt redet, und die Wunder der Schöpfung beſchreiben will, ſo kommen ausländiſche Thiere, und zwar ſüdlicher Länder vor, z. E. der Elephant, und der Crocodill: und das iſt ganz nach dem Wohlſtande der Erdichtung, denn GOtt wird hoffentlich die Thiere des ganzen Erdbodens kennen, und Hiob hatte im ganzen Buch als ein Mann von ſo ausgebreiteten Kenntniſſen geredet, daß er GOtt verſtehen wird, wenn er auch von ausländiſchen Thieren redet. Das ausländiſche und entfernte Wunderbare pflegt auch mehr Eindruck zu machen, als das eben ſo Wunderbare, das wir täglich vor Augen haben, und deſto ſchicklicher iſt es hier angebracht. Und in dieſen Reden GOttes treffen wir eine Beſchreibung des Pferdes an: es braucht alſo nicht ein Arabiſches oder Damasceniſches Thier zu ſeyn, ſondern es kann eben ſo gut, wie Elephant und Crocodill zu den Wundern ſüdlicherer Länder gehören. Sie iſt ſo ſchön, daß ſie noch in keiner Ueberſetzung hat verſtellet werden können, (das iſt viel!) und daß ſo mancher, der ſie doch nie im Grundtext las, ſie wegen der Poeſie bewundert hat. Damit man nicht nöthig hat, lange nachzuſchlagen, ſetze ich ſie nach meiner deutſchen Ueberſetzung hieher, nur, wer die Anmerkungen leſen will, muß das Buch ſelbſt zur Hand nehmen.

Haſt

Haſt du dem Pferde den Muth gegeben?
Und ſeinen Hals mit Zorn bekleidet?
Befiehlſt du ihm, den Heuſchrecken gleich zu ſpringen?
Sein prächtiges Wiehern iſt Schrecken.
Mit den Füſſen ſcharret es auf dem Boden,
Freuet ſich über ſeine Stärke,
Und geht aus, der Schlachtordnung entgegen.
Den fürchterlichen Anblick verlacht es, und erſchrickt nicht,
Vor dem Degen geht es nicht zurück.
Ueber ihm tönt Köcher, glänzender Spieß und Waffen,
Unter ihm bebt die Erde, kaum berührt es ſie,
Und glaubt nicht den Schall der Trompete zu hören
Wenn er deutlicher wird, denn freuet es ſich,
Und ſchnaubt aus der Ferne dem Treffen entgegen,
Dem Rufen der Feldherren und dem Kriegesgeſchrey.

Die Beſchreibung iſt ſo mahleriſch treu, daß man gewiß ſeyn kann, dem Schriftſteller muß das Pferd ſehr bekannt geweſen ſeyn: ſo gar man wird fortgeriſſen zu denken, er müſſe ſelbſt auf dem Pferde, noch dazu auf dem Cavallerie-Pferde geſeſſen haben, denn der entfernte Zuſchauer

 bemerkt

bemerkt alles das nicht. Ich denke, daß ich mehr als mancher anderer, den ſein Schickſaal zum Schriftſteller, gar zum Erklärer der Bibel gemacht hat, auf dem Pferde geſeſſen habe; aber einen Theil der Beſchreibung verſtehe ich doch nur eigentlich aus dem, was mir alte Officiers erzählt haben, z. E. das Verhalten des Pferdes beym Angriff der feindlichen Armee, und das eigentliche der beiden Zeilen

Haſt du ſeinen Hals mit Zorn bekleidet,

und

Sein prächtiges Wiehern iſt Schrecken,

war mir entgangen, ja ich hatte das letzte nicht verſtanden, bis mich endlich einer, der mehr Hengſte beyſammen zu ſehen Gelegenheit hatte, belehrte, und da erinnerte ich mich den geſtreubten Hals der auf einander losfallenden Hengſte, und ihr grimmiges Kriſchen beym Anfall, in meinem 18ten Jahre geſehen und gehört zu haben. Aus andern Dichtern kann wol der Schriftſteller nicht dis Gemählde des Pferdes copiirt haben, wie ſo oft Dichter von Liebe und Wein einen andern abſchreiben, und denn doch gemeiniglich durch Misverſtand ſich verrathen: die unnachahmliche, nach ſo viel tauſend Jahren bewundert und ungetadelt gebliebene Beſchreibung ſieht recht ſo aus, als man ſie von einem Kleiſt nach nicht blos angeſehenen Revüen, ſondern wirklich gefochtenen Treffen erwarten könnte. Nimt man hier zuſammen, daß zu Damaskus, wo die Scene hingeſetzt wird, das Pferd ausländiſch war, und daß die

älteſte

älteſte Pferdezucht, die wir kennen, in Aegypten war, wo das Pferd hauptſächlich zum Kriege gebraucht ward: ſo kann man ſich kaum des bey ſo viel andern Gelegenheiten immer von neuen entſtehenden Gedankens enthalten: war nicht Moſes, der Aegypten ſo gut kannte als Arabien, der Verfaſſer des Buchs Hiob? Bey ſeiner Erziehung am Aegyptiſchen Hofe kann er wol nicht unterlaſſen haben, auf dem kriegeriſchen Pferde zu ſitzen; und andere wollen, daß er ſelbſt Feldzüge gethan hat. (*) Bey allen Einwendungen, die ich gegen die Erzählung Joſephi hievon gemacht habe, (**) muß ich doch eingeſtehen, daß dieſe Beſchreibung mir einen Dichter von der Art zu verrathen ſcheint: ſo würde ich nicht vom Dichter der neuen Zeit urtheilen, der von andern copiiren und ſtehlen kann; aber der Dichter der älteſten Zeiten, noch dazu in einer Stelle, die ſo ganz Original zu ſeyn ſcheint, der auch keine überflüßige Zeile in ſein Gemählde bringt, müßte wol einmahl in der Schlacht auf dem Pferde geſeſſen haben.

 Aber

(*) Joſephus Antiqu II, 10, 2. Herr Forſter in ſeinen Briefen an mich, die 1772 während ſeiner Reiſe nach den ſüdlichen Welttheile unter dem Titel: *Joannis Reinoldi Forſteri epiſtolae ad J. D. Michaelis* herausgekommen ſind, macht wahrſcheinlich, daß er unter Seſoſtris Feldzüge gethan habe, als in deſſen Zeit ſeine erſten 80 Jahre fallen.

(**) Spicilegium Geographiae Hebr. exterae, S. 179. Moſaiſches Recht §. 66.

Aber nun noch einige Anmerkungen, die mir bey Aegypten, dem erſten in der Hiſtorie bekannten Lande der Pferdezucht auffallen.

Das ſcheint aus dem bisher geſagten zu folgen, daß Africa ein ſehr frühes Vaterland der Pferde war, und das um eine Zeit, da man in den an Africa anſtoſſenden Gegenden Aſiens keine Pferdezucht hatte. Ich will nicht gerade Aegypten nennen, denn dis früh cultivirte und blühende Land könnte ſehr wol das Pferd aus andern Africaniſchen Gegenden bekommen haben. In der That ſieht es mir gar nicht als ein natürliches Vaterland der Pferde aus, ſondern ich denke das Pferd in Aegypten blos als Hausthier. Der jährlich austretende Nil müßte wilde Pferde immer auf einige Zeit in unfruchtbare Wüſten vertreiben, und denn noch dazu zur Beute der eben dahin vertriebenen wilden Thiere machen: da könnte ſich denn ihre Race ohne Schutz der Menſchen nicht zehn Jahre lang erhalten. Auch iſt überhaupt längſtens angemerkt, daß Aegypten keine groſſe Mannigfaltigkeit an einheimiſchen vierfüßigen Thieren hat, wovon ſich die Urſache aus dem vorhin geſagten leicht ergiebt: alſo wird man wol nicht das in ſo viel andern Gegenden vermiſſete Pferd hier zum natürlichen wilden Einwohner machen wollen, ſondern die Aegyptier mochten es von andern Africaniſchen Völkern bekommen, und mit der Weisheit aufgenommen haben, die das Zeitalter der Faraonen bis zur Beſchämung der neueren Staaten und ihrer nichts Faraoniſches ſtiftenden

Poli-

Politik, deſſen Rudera eine Nachwelt ſehen könnte, ſo ſehr auszeichnet. Man kann wenig andere Länder denken, zu deren Sicherheit die Cavallerie ſo viel beyträgt, und ſo unentbehrlich iſt, als das ebene und dabey länglich ausgedähnte Aegypten. Ohne ſie würde es die leichte Beute eines Feindes ſeyn, der mit einer ſtarken Cavallerie käme, wenigſtens ſo fern, daß er plünderte und verwüſtete, wenn er auch an Eroberung der veſten Städte nicht denken könnte. Dis hat es mit jeder groſſen Ebene gemein, nur noch mit dem unangenehmen Zuſatz, daß das von Cahira bis nach Aßirien hin ſchmahle, und dabey 168 Franzöſiſche Meilen lange Aegypten in dieſem langen Striche der leichten Cavallerie gar nicht einmahl überall Fußvolk, alſo gar keine Truppen würde entgegen ſtellen können, wenn es nicht eine eben ſo bewegliche Cavallerie hätte. Iſt es hingegen an Reuterey überlegen, ſo wird es vor jedem auswärtigen Feinde ziemlich ſicher ſeyn können; und das noch mehr zu einer Zeit, da das benachbarte Aſien keine Reuterey hatte; dann ein mit bloßer Infanterie einbrechendes Volk würde in den groſſen Ebenen ſchwerlich gegen ſeine Reuterey, und die ehedem noch fürchterlichere Wagen haben beſtehen können. Das Fürchterliche dieſer letzteren iſt eigentlich, daß das Pferd vor dem Wagen mit noch gröſſerer Gewalt läuft und einbricht, als das Reitpferd, und von dem im Schuß ſeyenden Wagen ſelbſt gezwungen wird, gerade zuzulaufen, alſo die entgegen ſtehende Infanterie überrennet, wenn ſie ſich nicht durch einen Vortheil des Orts geſichert hat.

Jetzt fällt freilich dis Fürchterliche weg, und die Kriegeswagen ſind durch Erfindung des Pulvers völlig unbrauchbar geworden, denn Canonen-Kugeln würden ſie in der Ferne bald zum Stilleliegen bringen: aber vor dieſer Erfindung konnten ſie in einer Ebene nicht anders als fürchterlich ſeyn. Geſetzt eine recht geſchloſſene Infanterie hätte auch in der Schlacht ſelbſt Cavallerie und Wagen Trotz bieten können, und das auch in den groſſen Ebenen, ſo würde ſie doch auſſer der Schlacht durch das Harceliren und Abſchneidung der Zufuhr zu viel gelitten haben. Alſo wenn Aegypten eine ſtarke Cavallerie und hinlängliche Wagen hatte, das benachbarte Aſien aber keine, ſo war es ſicher: denn gegen die Africaniſchen Seiten ſchützten es die viele Tagereiſen lange Wüſten, durch die ſchwerlich eine groſſe Armee, am wenigſten eine ſtarke Cavallerie kommen kann, und gegen Norden von der Seeſeite der ganz beſondere Umſtand ſeiner Ufer, daß ſie keinen ſichern Hafen, ſondern die gefährlichen Bogas haben, und denn noch allerley Schlupfwinkel. Ich habe hiervon hin und wieder in den Anmerkungen zur Lateiniſchen Ueberſetzung des Abulfeda (*) gehandelt, ſonderlich in der 265ſten Anmerkung, desgleichen in der 237. und 248ſten. Nur muß man noch dabey merken, daß vor Alexanders Zeit an dem Ort, wo er Alexandrien bauete, keine Handelsſtadt war, kein Pharus ſtand, der den Fremden

(*) *Abulfedae Aegyptus, latine vertit & notas addidit Michaelis.*

Fremden an der ſehr unſichern Küſte (*) den Weg zeigte, auch der Natur, die einen Hafen da gebildet hatte, nicht zu Hülfe gekommen, ſondern vielmehr eine Veſtung angelegt war, blos das Anlanden der Fremden, und daß ſie ſich nicht des von der Natur geſchenkten Hafens bedienen möchten, zu hindern.

Meine Abſicht geht zwar dismahl nicht auf Griechiſche Schriftſteller, ſondern blos auf Fragmente aus den älteſten Denkmählern der Welt, einige ſo alt, daß die älteſten Griechiſchen Schriftſteller gegen ſie jung ſind, und deren Verzeichner ſelbſt in den Ländern gebohren ſind oder gelebt haben, von denen ſie erzählen. Aber dismahl kann ich doch die bekannte Stelle Homers im 9ten Buch der Iliade V. 383. 384. nicht übergehen, (**) ſonderlich da ich ſie vielleicht nachher

(*) Siehe Abulfeda S. 7. und die 70ſte Note zu ihm.

(**) Dis iſt die Stelle, deren wunderliche Misdeutungen, noch mit hinzugeſetzter Vergröſſerung, Voltaire in ſeiner Défence de mon Oncle S. 31. 32. ſo bitter verlacht hat. Allerdings verdienen die Neuern oder auch Alten alles ſein Gelächter, die glauben, aus hundert Stadtthoren wären, 200 Wagen aus jedem, gegangen, und denn noch dazu ſetzen, auch 10,000 Soldaten aus jedem Stadtthor: Rollin iſt mir immer als der ſchlechte Geſchichtſchreiber vorgekommen, der verdiente, den Leſern aus den Händen gelacht zu werden. Nur der ehrwürdige Homer wird von allem Tadel

her bey Salomons Einrichtung der Iſraelitiſchen Reuterey nöthig haben werde. Ich nehme ſie aber mit der Anmerkung zuſammen, die Diodorus Siculus im erſten Buch §. 45. über ſie macht. Hier iſt erſt die Stelle ſelbſt. Homer redet von Theben in Aegypten, (Θῆβαι Αἰγύπτιαι) deſſen prächtige Ruinen jetzt den Nahmen Okſor oder Loxxorein tragen, (*) und ſinget:

Αἱ θ᾽ ἑκατόμπυλοί εἰσι, διηκόσιοι δ᾽ ἀν᾽ ἑκάστην.
Ἀνέρες ἐχοιχνεῦσι σὺν ἵπποισιν καὶ ὄχεσφιν,

wo hundert Thore ſind, aus deren jedem zweyhundert Mann mit Pferden und Wagen gehen. Einige haben ſich die übertriebene Vorſtellung gemacht, daß entweder Theben allein, oder doch Aegypten zwanzigtauſend Kriegeswagen gehabt habe. Dis ſieht ſonderbar aus, und immer würde alsdenn Moſes, der 600 Kriegeswagen erwähnt, gegen den Griechen ſehr gewinnen, dem Leſer als wahrhafter Schriftſteller, Homer aber, wider das, was man ſonſt von ihm bemerkt, zu ſehr als Poet, bis zum unglaublichen und lächerlichen vergröſſernder Poet, vorkommen. Sechshundert ſcheinen zu dem Zweck genug, wozu man Kriegeswagen gebraucht, in die Infan-

Tabel frey bleiben, und ich muß Voltairen die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, zu bemerken, daß er hier Homeren auch nicht nennet.

(*) Siehe Abulfedä Aegypten S. 19. und die dazu gehörigen Anmerkungen, 176 bis 178.

fanterie einzubrechen, da ſelbſt in der Schlacht bey Arbela von Curtio nicht mehr als 150 gezählt werden: (*) zwanzigtauſend konnten nirgends zur Action kommen. Man ſtelle ſich nur den Platz vor, den ſie einnehmen würden, und der zugleich wahre Ebene ſeyn müßte: denn ein noch ſo kleiner Hügel, nur ſo ſcheif, daß ein Wagen umſiele, ein einziger zu tiefer Graben, oder Moraſt, hinderte ſie gleich. Man bringe dabey mit in Anſchlag, daß die Wagen nicht ſo, wie Infanterie und Cavallerie, in mehreren Gliedern nach einander agiren können, ſondern nur Ein Glied ausmachen müſſen; denn wozu ſollte das zweite, das dritte Glied, wenn das erſte reußirt hätte? Wären aber dem erſten Gliede durch lange Spieſſe oder Schießgewehr die Pferde getödtet, ſo ſind die liegenbleibenden Wagen den folgenden Gliedern im Wege, und für den, den man angreifen will, im eigentlichen Verſtande eine Wagenburg. — Noch ſehe ich, daß ein Schriftſteller, (**) den ich jetzt eben zu leſen anfange,

(*) Lib. IV. c. 12. §. 6. 10. 12.

(**) *Recherches ſur l'Epoque de l'Equitation & de l'Uſage des chars equeſtres chez les anciens, où l'on montre l'incertitude des premiers temps hiſtoriques des peuples, relativement à cette date, par le R. P. Gabriel Fabricy. A Marſeille & à Rome* 1764. Einer von meinen Zuhörern, der die hieſige Univerſitätsbibliothek genauer kennet als ich, machte es mir bekannt, da er von mir hörte, daß ich über dieſe Materie ſchrieb. In einer Hauptſache ſehe ich, ſind Fabricy und ich eins

fange, dieſe 20,000 Wagen in die Zeit des vor Seſoſtris lebenden Buſiris ſetzt, weil Diodor in der Regierungsgeſchichte des Buſiris von der Stelle Homers redet. Auch dis kommt mir wie ein unſicherer Schluß vor: Diodor ſagt: Buſiris habe Theben gebauet, ſetzt hinzu, was für eine Beſchreibung ſchon Homer von dieſer Stadt mache, und erklärt dieſe: aber daraus folgt noch nicht, daß ſie zu der Zeit des erſten Erbauers alles war, was ſie hernach geworden iſt. Homer beſchreibt ſie, wie ſie zu ſeiner Zeit, und nicht, wie ſie beym erſten Anfang war. Nun zur Stelle ſelbſt.

Wie

eins, daß von den älteſten Zeiten die Nachrichten der Griechen ſehr unſicher, und blos die bibliſchen, ihnen näheren oder gleichzeitigen, glaubwürdig ſind: auch ſonſt ſehe ich, daß wir uns gut rencontriren, doch ſehr häufig mit eingemengtem geraden Widerſpruch. Z. E. er iſt zweifelhaft, ob Reiten oder Fahren das erſte geweſen ſey, und wäre viel geneigter, vom Fahren den Anfang zu machen. Daß ימם 1 B. Moſ. XXXVI, 24. nicht Mauleſel ſind, darin kommt er mit mir überein; aber die Erklärung, warmer Waſſer, beſtreitet er, ohne die rechten Gründe von ihr zu wiſſen, und folgt Bocharten, der אימים lieſt, und ein Volk daraus macht, das Ana bey dem Weiden der Eſel in der Wüſte gefunden haben ſoll. Ein gelehrter Mann iſt er, auch in den Orientaliſchen Sprachen, und verdient geleſen zu werden, da man ihn bisher in Deutſchland wenig gekannt hat.

Wie es mir vorkommt, redet Homer nicht von Thoren der Stadt, auch nicht, wie Diodor will, von Thoren der Tempel, ſondern von Thoren, aus denen Pferde und Reuter gehen, ihrer 200 aus jedem Thor, d. i. Thoren der Pferdeſtälle: alſo zu Theben hätte Cavallerie der Aegyptier, vielleicht auch Kriegeswagen, gelegen, und hierzu wären in der Stadt hundert gröſſere prächtige Ställe geweſen, in deren jedem 200 Pferde ſtanden, dieſe gingen aus den Thoren der Pferdeſtälle. Die 20,000 von lauter Wagen verſtehen, iſt, Homer wider ſeinen Willen und Wort eine ungeſchickte Erdichtung aufdringen: wenn man auch ὄχεα von Wagen verſtehet, ſo wären es alsdenn 20,000 Männer mit Pferden und Wagen, d. i. zum Theil Reuter, zum Theil aber die Wagen führen. Die Proportion der einen gegen die andern würde denn doch wol nicht einmahl wie 10 zu 1 geweſen ſeyn; wenigſtens in der vorhin erwähnten Schlacht bey Arbela zählt Curtius 150 Wagen, und 45,000 Mann Cavallerie. Aber nicht einmahl iſt gewiß, ob ὄχεα hier Wagen ſeyn ſollen, andere verſtehen Hengſte, und ὄχεῖον bedeutet beides. In der That wäre ich der letztern Erklärung geneigter; und ſo hätten zu Theben 20,000 Mann Cavallerie beyſammen gelegen. Dis iſt recht nach der Art des Aegyptiſchen Kriegesweſens, denn die Aegyptiſche Kriegesmacht pflegte nicht in kleinen Corps, (Regimentern, Legionen) durch das ganze Land zerſtreuet zu werden, ſondern in wenigen eigen dazu gebaueten Städten

in groſſer Anzahl beyſammen zu liegen. Selbſt die Erzählung Moſis von der plötzlichen Verfolgung der Iſraeliten mit einer mächtigen Cavallerie und 600 Wagen, ſcheint zum voraus zu ſetzen, daß die Cavallerie nicht erſt aus Aegypten durfte geſammlet werden, ſondern in Einer Stadt, ich denke, damahls in Memphis, beyſammen war. (*) Auf die Weiſe ſagte der, ſonſt ſo treu und hiſtoriſch mahlende Homer, etwas ganz wahrſcheinliches und den Aegyptiſchen Einrichtungen gemäſſes. Mich wundert es, daß man ihm nicht die Gerechtigkeit hat wiederfahren laſſen, ihn ſo zu erklären, ſelbſt Pope nicht, der in ſeiner Anmerkung zu dieſer Stelle weiter nichts thut, als Diodors Worte anführen.

Diodor kommt zwar der vorhin gegebenen Erklärung nahe, allein folgender Unterſcheid bleibt:

1) Bey ihm ſind die hundert Thore, viele und groſſe Vorhöfe der Tempel, (πολλὰ καὶ μεγάλα προπύλαια τῶν ἱερῶν) die mit den Pferden gar nichts zu thun haben; alſo nicht das, was Homer ſagt, **Thore, aus deren jedem 200 Reuter gehen.**

(*) Vermuthlich ſoll der Nahme *Medinat-Fars*, den jetzt die Ruinen von Arſinoe haben, nicht Stadt der Perſer, ſondern Pferdeſtadt heiſſen, und dis Arſinoe ohnweit Fium mag denn wol auch eine der Städte geweſen ſeyn, wo ehedem Aegyptiſche Reuterey lag. Siehe die 233. Anmerkung zu Abulfedens Aegypten.

gehen. Prieſter mußten aus den Thoren herausgehen. Die Zahl, hundert, nimt er auch hier für eine runde Zahl.

2) Und doch nimt er gleich darauf die Zahl hundert eigentlich von hundert Pferdeſtällen, von denen nichts im Homer ſtände, wenn die hundert Thore Vorhöfe der Tempel geweſen wären.

3) Dieſe hundert Pferdeſtälle ſetzt er nicht nach Theben ſelbſt, ſondern längſt des Nils, zwiſchen Theben und Memphis, ſo daß man nicht ſieht, was ſie mit Theben zu thun haben. Dis iſt zugleich wider die, aus ihm ſelbſt erweisliche, Aegyptiſche Diſpoſition der Armee, die man nicht bey Hunderten zu zerſtreuen, ſondern in groſſen Corps beyſammen zu haben pflegte. Vermuthlich liegt hier die Quelle des Irrthums: Aegyptiſche Einrichtungen beurtheilte man nach der Art anderer Länder, und da ſchienen 20,000 Mann Cavallerie in einer Stadt etwas unglaubliches.

4) Und wenn wir der gewöhnlichen lateiniſchen Ueberſetzung folgen, die bis in Weſſelings Ausgabe noch immer nicht blos ungeändert, ſondern auch ohne Bemerkung des Fehlers geblieben iſt, *viginti tamen curruum millia revera inde ad bella exire*, ſo ſagte wirklich Diodor die groſſe Abgeſchmackheit, daß die Aegyptier 20,000

Krieges-

Kriegeswagen gehabt hätten. Allein hier iſt wol Diodor unſchuldig, denn ἅρματα heißt ſo gut, Pferde, als Wagen, wie längſtens bemerkt iſt, und ohne Noth muß man einem Schriftſteller keine Ungereimtheit geben. Es iſt blos ein Beweiß, wie vieles auch bey den am beſten Bearbeiten Griechiſchen Schriftſtellern von ihren Herausgebern noch zu thun unterlaſſen iſt: daher mir es in der Seele leid gethan hat, daß Klopſtocks Landtag der Deutſchen in der guten Meinung, es ſey ſchon alles bey den Griechiſchen und Lateiniſchen Authoren geſchehen, was geſchehen ſollte, die Claſſe der Scholiaſten abgeſchafft hat. Ich dächte, eher hätte er ſie ſtrafen mögen, weil ſie ſo wenig geleiſtet, und ſo unzählig viel für andere zu leiſten übrig gelaſſen hat.

Es kommt mir vor, Diodor, der eigentlich nicht ſeine eigene, ſondern anderer Meinung ſagt, hat dieſe nicht recht verſtanden, und etliche ganz verſchiedene Meinungen unter einander gemiſcht. Hier ſind ſeine eigene Worte, die man beurtheilen mag: Ἔνιοι δὲ φασιν, ὀυ πύλας ἑκατὸν ἐσχηκέναι τὴν πόλιν, ἀλλὰ πολλὰ καὶ μέγαλα προπύλαια τῶν ἱερῶν, ἀφ' ὧν ἑκατόμπυλον ὠνομασθαι, καθαπερεὶ πολύπυλον. Δισμύρια δ' ἅρματα πρὸς ἀληθείας ἐξ αὐτῆς ἐις τοὺς πολέμους ἐκπορέυεσθαι· τοὺς γὰρ ἱππῶνας ἑκατὸν γεγονέναι, κατὰ τὴν παραποταμίαν τὴν ἀπὸ Μεμφεως ἄχρι Θηβῶν Ἀιγύπτου τῶν κατὰ τὴν λιβύην, ἑκαστου δεχυμένου ἀνὰ διακοσίους ἵππους, ὧν ἔτι νῦν τὰ θεμέλια δείκνυσθαι. Das wäre nach

meiner

meiner Ueberſetzung: einige aber ſagen, die Stadt habe nicht hundert Thore gehabt, ſondern blos viele und groſſe Vorhöfe der Tempel, und davon heiſſe ſie die Stadt der hundert Thore, das iſt, der vielen Thore. Zwanzig tauſend Pferde aber wären wirklich aus ihr zu Felde gegangen, denn am Libiſchen (weſtlichen) Ufer des Nils wären hundert Pferdeſtälle, jeder mit zweyhundert Pferden, geweſen, deren Grundlage man noch ſehen könne.

Ich fange nun ein zweites Zeitalter an, das von Moſe bis auf den Tod Davids gehet.

Moſes ſelbſt erwartet ſchon bey den Feinden der Iſraeliten Cavallerie, und thut deshalb zweierley. Einmahl ermahnt er das Volk, ſich nicht vor dem Feinde zu fürchten, wenn es bey ihm Reuterey und Wagen in groſſer Menge gewahr wird, ſondern ſich auf den Beyſtand GOttes zu verlaſſen. 5 B. Moſ. XX, 1. Geſetz kann man dis nicht nennen, und darum habe ich auch nichts davon im Moſaiſchen Recht; denn unſere Affecten ſtehen nicht in unſerer Gewalt, und befehlen läßt ſich nicht recht, ob man ſich fürchten oder nicht fürchten ſoll: aber ſehr vernünftige Ermahnung iſt es, und das bliebe es ſo gar im Munde eines nicht von GOtt geſandten Stifters eines Staats in bergigten Gegenden. Die Erfahrung hat immer gelehrt, daß eine tapfere, geſchloſſene, und veſtſtehende Infanterie der Reuterey widerſtehen kann, und das ſelbſt in Ebe-

nen, (die Schlacht bey Molwitz, und einige von den Rußiſchen Siegen gegen die Türken, ſind die neueſten Beweiſe davon) und den Wagen, die ſich nicht immer wenden können, wie ſie wollen, kann man Platz machen, daß ſie unſchädlich durchhin fahren, wie Alexander im Treffen bey Arbela, oder ſie durch eine genommene Poſition, und manche andere Mittel unbrauchbar machen. Alſo konnten die Iſraeliten ſich gewiß in dem ſo bergigten Paläſtina gegen Cavallerie wagen, und es wird ihnen zur Poltronnerie ausgelegt, wenn ſie aus Furcht vor ihr die Thäler vermeiden. Moſes befiehlt ihnen, ſich auf den Schutz GOttes zu verlaſſen, und den konnte er als göttlicher Bote verſprechen: aber das ſchließt nicht aus, daß er nicht auch in Aegypten die Schwäche und Ueberwindlichkeit der auf veſtgeſchloſſenes Fußvolk ſtoſſenden Cavallerie kennen gelernt haben mag. GOtt thut nicht immer Wunder, ſondern handelt auch natürlicher Weiſe.

Das andere war, daß er befahl, den erbeuteten Pferden der Feinde die Heſſen abzuhauen, ſo wie man noch jetzt in der Action thut, wenn man die Pferde nicht mit fortbringen kann, und ſie ſo bald als möglich, entweder tödten, oder falls der Hieb nicht tief genug ginge, doch völlig unbrauchbar machen will. Hiervon iſt im 64ſten §. des Moſaiſchen Rechts S. 382. der zweiten Ausgabe mehr geſagt, die zweite Ausgabe aber iſt es, die ich nachzuſchlagen bitte, denn in der erſten iſt ein Fehler begangen. Dis Gebot ſetzt zum voraus,

aus, daß die Iſraeliten keine Cavallerie haben, und die Pferde auch nicht zum Ackerbau oder Reiſen gebrauchen, ſo daß ſie ihnen eine unnütze Beute ſind, die nur nicht wieder in die Hände des Feindes kommen ſoll: dabey ſiehet es aus, als von einem gegeben, der nicht blos das Pferd wie Reuter kennet, ſondern ſelbſt zu Felde geweſen iſt, wenigſtens weiß, wie man ſich am geſchwindeſten vom erbeuteten Pferde, das man nicht behalten will, losmacht. Dis befolget Joſua, und, mit einer Ausnahme von hundert Pferden, David.

Zwar im erſten Feldzuge, in dem Joſua das ſüdliche Paläſtina erobert, hören wir gar nichts von Pferden, und an ein Paar Orten wird dis Stillſchweigen noch auffallender, und ſteigt faſt zum verneinenden Beweiß wider das Daſeyn der Pferde. In Jericho wird alles Lebendige GOtte geheiliget und getödtet, das ſind aber Joſuä VI, 21. Männer, Weiber, Rinder, Schaaf- und Ziegenvieh, Eſel; keine Pferde darunter. Die Gibeonitiſchen Geſandten, die noch dazu vorgeben wollen, aus einem ſehr entfernten Lande zu ſeyn, haben doch Joſuä IX, 4. nur Eſel: das zu nördlichern Gegenden ſich vielleicht beſſer ſchickende Pferd kennen ſie entweder nicht, oder wiſſen es nicht ſo gleich aufzutreiben; denn aus einer ſehr entfernten Gegend wollen ſie doch her ſeyn, und die mußte wol nördlicher als Paläſtina ſeyn, weil Joſua allenfalls ohne Inſpiration wußte, daß auf der Südſeite von Paläſtina nichts als Aegypten und ein hinlänglicher bekannter Theil von Arabien liege.

So bald hingegen Joſua mit den nördlichen Cananitern im eilften Capitel zu thun bekommt, ändert ſich die Sache. Die verbündeten Königreiche, die unter einem Oberkönige von Chazor ſtehen, führen gegen ihn eine groſſe Reuterey und Kriegeswagen zu Felde: Joſ. XI, 4. und nun werden auf wiederholten Befehl GOttes den erbeuteten Pferden die Heſſen abgehauen. V. 6. 9. In dem Theil Paläſtinens, der Aegypten am nächſten liegt, findet Joſua keine Pferde; im nördlichen ſind ſie zahlreich: alſo muß das nördliche Paläſtina ſie wol nicht aus Aegypten, ſondern aus andern noch nördlichern Ländern, die wir unten kennen lernen werden, Armenien, oder was es ſonſt für ein Land ſeyn mag, bekommen haben. Beynahe ſieht dis aus, als wäre es damahls Aegyptiſche Politik geweſen, die Ausführung der Pferde nicht zu geſtatten, und ihren Aſiatiſchen Nachbaren das kriegeriſche Thier nicht zukommen zu laſſen, auf dem Macht und Sicherheit von Aegypten beruhete. Die Aegyptiſche Politik hat ihren eigenen kenntlichen Stempel: groſſe Vortheile entbehrt ſie, um dem Lande mehr Sicherheit zu verſchaffen; ſelbſt der Handlung, zu der Aegypten eine ſo ausgeſuchte Lage hat, iſt ſie in der Zeit der Faraonen ungünſtig, gebraucht den einzigen Hafen zu Alexandrien nicht, und bewacht ihn durch Caſtell und Garniſon, damit andere ihn nicht brauchen können, um vor einem Ueberfall von der Seeſeite her ſicher zu ſeyn, der bey den Ausflüſſen des Nils wegen der ſeichten Oerter und Mangel eines guten Havens dem Frem-

Fremden zu gefährlich geweſen ſeyn würde. Eben dieſe Politik wird denn auch lieber für Pferde kein Geld gekoſtet haben, um Aſiatiſche Nachbarn nicht gegen ihre Ebenen zu wafnen. So würde England wahrhaftig Frankreich nicht Mittel geben, ſeine Flotte in anſehnlichen Stand zu ſetzen, wenn auch England noch ſo viel an Gelde dabey gewinnen könnte.

Bald nach Joſuä Tode finden wir im ſüdlichen Paläſtina eiſerne Wagen: der Stamm Juda kann ſich die Thäler, d. i. die flächern Gegenden an der See, nicht unterwürfig machen, weil in ihnen die eiſernen Wagen zu fürchterlich ſind. B. der Richter I, 19. Alſo entweder hatte das ſüdlichere Paläſtina nun vom nördlichen den Vortheil der Cavallerie und eiſernen Wagen gelernt: oder es muß im ſüdlichen Paläſtina zwiſchen Cananitern und Philiſtern ein Unterſcheid gemacht werden. Dieſe hatten Pferde, weil ſie eine Aegyptiſche Colonie waren, jene aber nicht. In der That iſt mir dis das wahrſcheinlichſte, denn die flachen Gegenden des ſüdlichen Paläſtina wurden von den Philiſtern bewohnt, und auch nachher finden wir 1 Sam. XIII, 5. bey den Philiſtern Reuterey und Wagen, wo doch wegen der Zahlen etwas zu erinnern iſt, das ich in der Anmerkung ſetze, (*) desgleichen 2 Sam. II, 6. Reuter.

(*) Nach der gewöhnlichen Leſeart haben die Philiſter, שלשים אלף רכב וששׁ אלפים טרשים,

Auch in dieſem Zeitlauf der Richter iſt wieder- um das nördliche Paläſtina wegen Reuterey und Krie-

---

das man zu überſetzen pflegt, dreißig tauſend Wagen, und 6 tauſend Reuter. Die Ungereimtheit fällt ſogleich in die Augen: nicht blos die ungeheure Zahl von 30,000 Wagen, die nirgends zur Action kommen können, (200 mahl ſo viel, als Darius bey Arbela hat) fallen ins unglaubliche, ſondern die Proportion eines Reuters zu fünf Wagen iſt auch ganz widerſinnig.

Wir haben zwar Varianten in den Zahlen, aber ſie helfen uns nicht viel. Joſephus ſetzt den Reutern, um wenigſtens die hiſtoriſche Hyperbole etwas zu ründen, eine Null zu, und hat 60,000 Reuter: Antiqu. VI, 6, 1. aber die Proportion bleibt doch noch ungeſtalt, und 30,000 Wagen ſind und bleiben an und für ſich unglaublich.

Der Syrer und Araber haben bey den Wagen eine Null weniger, dreitauſend Wagen, als halte im Hebräiſchen שלש geſtanden: und dis halten Bochart im Hiero-Zoico P. I. l. II. c. 9. S. 156. und Houbigant für die wahre Leſeart. Sie iſt aber wirklich um kein Haar beſſer als die vorige: denn auch 3000 Wagen für die Philiſter, wenn Darius in der Schlacht bey Arbela nicht ſo viel hundert hat, ſind eine ungeheure Anzahl, und können vielleicht eben ſo wenig zur Action kommen als 30,000. Das Philiſterland iſt blos eine ſchmahle Ebene am Meer, auf die hernach bald Anhöhen und bergigte Gegenden folgen. Saul hätte ſich nur etwas zurück ziehen dürfen, nicht in die Berge, ſondern blos in die Gegenden, wo die Thäler ſchon ſchmähler wurden, ſo wären den Philiſtern ihre 3000 Wagen ſehr unnütz geweſen. Was

Kriegeswagen bekannt. Im vierten Capitel haben die Iſraeliten von neuem einen Krieg mit dem

---

Was Bochart, um ſich zu helfen, dazu ſetzt, vielleicht würden auch Bagage-Wagen mitgezählt, iſt äuſſerſt unwahrſcheinlich: wer wird die mit den Kriegeswagen, wenn er die Stärke der Armee angeben will, zuſammen zählen? Und wollte ſich Bochart Einmahl ſo etwas erlauben, ſo hätte er dadurch eben ſo gut die Zahl dreißigtauſend vertheidigen können. Die Leſeart verdient deſto weniger Aufmerkſamkeit, weil ſie nur einen einzigen Zeugen, den Syrer, vor ſich hat, und vielleicht iſt ſie da nicht einmahl wahre Variante des Hebräiſchen Textes, ſondern blos Conjectur des Syriſchen Ueberſetzers, oder eines Syriſchen Abſchreibers, dem 30,000 zu viel ſchien, und der alſo 3000 dafür ſetzte. Die Arabiſche Ueberſetzung kommt hier gar in keine Betrachtung, denn ſie iſt nicht aus dem Hebräiſchen Text, ſondern im Buch der Richter aus dem Syriſchen gemacht: alſo habe ich recht, wenn ich ſage, die Leſeart beruhe blos auf Einem Zeugen, der vielleicht nicht einmahl ſo geleſen, ſondern nur ſo vermuthet hatte. In der That ſehen auch 3000 und 30,000 im Hebräiſchen nicht völlig ſo ähnlich, als man auf den erſten Blick denkt: es kommt hier nicht blos auf שלש drey, und שלשים dreißig an, ſondern hier ſtehet שלשים אלף und dreytauſend hätte ordentlich שלשת אלפים heiſſen müſſen. Ich lobe es daher an Clerico, daß er ſich mit dieſer Correctur des Textes nicht begnügete, ob er gleich nicht alles bemerkte, was gegen ſie zu ſagen war.

Sollte ich eine Conjectur zu Verbeſſerung der Leſeart wagen, ſo wäre es dieſe, אלף wegzulaſſen:

Oberkönige von Chazor, und dieſer führt neun hundert eiſerne Wagen, nebſt einer ſtarken Cavallerie

---

ſen: alsdenn blieben, שלשים רכב וששת אלפים פרשים dreißig Wagen, und ſechstauſend Reuter. Dis wäre proportionirt; ohngefähr ſo eine Verhältniß wie zwiſchen 45,000 Cavallerie und 150 Wagen in der Schlacht bey Arbela: und 30 Wagen wären in einer Gegend, wo ſich ſo gleich Berge erheben, ſo bald man aus dem Lande der Philiſter in das Iſraelitiſche Land kommt, genug.

Wollte man aber die Leſeart nicht ändern, ſo gebe ich zu überlegen anheim, ob nicht die gewöhnliche anders überſetzt werden könnte. רכב heißt nicht blos Wagen, ſondern auch Pferde, (Siehe die historiam belli Neſibeni S. 80. in der Note*) Bochart ſelbſt hat bey anderer Gelegenheit etwas von dieſem Gebrauch des Worts in ſeinem Hierozoico P. I. l. II. c. 6. §. 4. S. 99. 100. angemerkt. Wie? wenn ich nun überſetzte: dreißigtauſend Pferde, und ſechstauſend Reuter. Die Pferde ſind in der Action mehr ausgeſetzt, als der Reuter, ſie ſind gewiſſermaſſen voraus, und decken einen guten Theil des Leibes des Reuters, auch ſuchen wenigſtens Officiers ſie ſo zu dreßiren, daß ſie ſich ein wenig bäumen, und ihn dadurch noch mehr decken, wobey denn das Pferd den Hieb oder Schuß bekommt. Die Folge iſt, daß in der Schlacht mehr Pferde als Reuter fallen oder verwundet werden. Wer es kann, (bey uns der General, der Officier) hat deswegen Handpferde hinter dem Treffen in Bereitſchaft. Sollten nun dis die Philiſter bey ihrer ganzen Reuterey, die vielleicht aus Reichern beſtand und eine Art von Adel hatte, eingeführt und für jeden Reuter fünf Pferde

vallerie gegen ſie zu Felde. So wol in der Geſchichte des Krieges ſelbſt, als im Siegesliede der Debora, werden Pferde und Wagen einmahl über das andere erwähnt: B. der Richter IV, 3. 7. 13. 15. 16. V, 6. 7. (*) 22. 28.

Pferde mit zu Felde genommen haben? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß alsdenn jeder Reuter einen Knecht zu Wartung und Bereithaltung der Pferde mit zu Felde nahm, ſo wie bey uns der Officier, und ehedem der aufſitzende Adliche; auch daß man die fünf Pferde nicht gerade in Einer Schlacht, ſondern im ganzen Feldzuge für nöthig anſahe.

(*) Beym Leſen meiner Ueberſetzung von B. der Richter V, 10. ihr die auf Wagen fahren, könnte man auf die Gedanken kommen, daß auch die Iſraeliten Wagen gehabt hätten, denn Iſraeliten ſind es, die hier angeredet werden. Ich muß deswegen ſagen, daß ich bey dem ſehr dunkeln Wort מדין ohne ſelbſt etwas gewiſſes zu haben, eigentlich den LXX folgete, die überſetzten ἐπὶ λαμπηνῶν, auf koſtbaren Wagen, weil unter allen bisher gegebenen Auslegungen dieſe einzige ſich zum Zuſammenhange ſchickt: und daß Wagen nicht nothwendig Pferde zum voraus ſetzen, ſondern auch von Ochſen, Eſeln oder Mauleſeln gezogen werden können. Siehe Bocharts Hierozoicon T. I. l. II. c. 19. S. 228. 229. In der That glaube ich aber doch nicht, daß מדין Wagen ſind, ſondern würde ehe Sänften, oder ſonſt etwas, darin man getragen wird, darunter verſtehen, die bequem vom Arabiſchen מיד den Nahmen bekommen haben konnten. Auch in ſonſt kunſtloſen ſüdlichen Ländern iſt ſehr gewöhn-

Bey den Iſraeliten kam unter der Herrſchaft der Richter das Pferd noch gar nicht in Gebrauch. Im Kriege finden wir die Iſraeliten niemahls zu Pferde, auch nicht, wenn ſie gegen Reuterey zu fechten haben: und zum Reiten dient, auch denn, wenn es prächtig ſeyn ſoll, der Eſel. Wenn im Siegesliede der Debora (*) die verſchiedenen Glücksſtände vom Reicheren bis zum armen Fußgänger herab genannt werden ſollen, ſo nehmen die den erſten Platz ein, die auf ſcheckigten Eſelinnen reiten: und zweyer Richter häusliches Glück und Reichthum wird ſo beſchrieben, daß alle ihre Söhne ſo, und wol gar ihre Enkel, jeder ſeinen Eſel ritte. (**)

Auch da Saul zum Könige ernannt ward, war das Pferd unter den Bürgern gewiß nicht eingeführt, ſondern man begnügte ſich, den Reichen nicht ausgenommen, mit dem Eſel. Saul

---

wöhnlich, daß Vornehme ſich von Sclaven tragen laſſen. Die Erklärung war mir nur noch zu neu und dabey ungewiß, als daß ich ſie in einer deutſchen Bibel-Ueberſetzung wagen wollte: auch wirklich war ich wegen des Worts nicht recht ſchlüßig. Sänfte, ſieht zu neu aus: hat man damahls ſchon Senften gehabt, die, wie in Italien, von Eſeln getragen wurden. Canot wäre vielleicht richtiger, aber ſo ausländiſch, daß es die meiſten Leſer nicht verſtanden haben möchten.

(*) B. der Richter V, 10.

(**) B. der Richter X, 4. XII, 24.

Saul ſelbſt wird zum Könige aufgefangen, da er die Eſelinnen ſeines Vaters ſucht, (*) und was Samuel den Iſraeliten als die Gewohnheit oder Recht der Könige vormahlet, iſt unter andern, ihre **Knechte, Mägde, Jünglinge und Eſel, würde der König nehmen, und** zu ſeinen Geſchäften gebrauchen. 1 Sam. VIII, 16 (**) — — Aber es ſcheint, zu der Zeit hatten benachbarte Könige ſchon Pferde, und die Iſraeliten ſollen ein gleiches bey dem ihrigen erwarten. **Er wird ihre Söhne bey ſeinem Wagen gebrauchen:** das iſt noch nicht entſcheidend, denn der Wagen kann von Eſeln gezogen werden: aber er **wird ſie auch unter ſeine Reuter nehmen.** Alſo wenigſtens eine Leibguarde zu Pferde hatten einige benachbarte Könige, von denen Samuel die Rechte der Könige abſtrahirt, die er den Iſraeliten vorlegt, um ſie von der Königswahl abzuſchrecken. Ob

---

(*) 1 Sam. IX.

(**) Hier entſtehet mir zwar wirklich wegen der Leſeart ein kleiner Zweifel. חמוריכם iſt; eure Eſel: möchte aber nicht vielleicht zuerſt da geſtanden haben חמודיכם, euer koſtbarſtes? So ſagt Samuel C. IX, 20. dem neuen Könige, alles koſtbarſte in Iſrael (חמדת ישרא״) werde ihm künftig gehören. Ich behaupte keine neue Leſeart, ſondern halte es nur für meine Schuldigkeit, auch die mir einfallenden Zweifel gegen mein Fragment zur Geſchichte der Pferde treu anzuzeigen.

Ob Saul die Sache wahr gemacht hat, oder lieber bey ſeinen väterlichen Eſeln geblieben iſt, weiß ich nicht, denn weiter höre ich nichts von Pferden unter ihm.

David bekommt es mit Feinden zu thun, die an Cavallerie ſtark ſind. Sein mächtigſter Feind heißt im Hebräiſchen, der König von Aram Zoba, und dieſer führt ſo viel Cavallerie gegen ihn zu Felde, daß David wirklich eine ganze Armee von 20,000 Mann zu Fuß, 7000 zu Pferde, und 1000 Kriegeswagen, gefangen bekommt. (*) Wie dis möglich geweſen iſt, da David keine Cavallerie hatte, vermuthlich durch Abſchneidung vom Euphrat, werde ich in den Anmerkungen zum nächſten Theil der Bibel-Ueberſetzung bey 1 Sam. VIII. zu erklären ſuchen. Noch nachher, im zweiten Kriege iſt eben dieſer König an Cavallerie mächtig. (**) Nur wer iſt der König von Aram Zoba? — — Ich denke, ein König von Neſibis, welche Meſopotamiſche, unter den Armeniſchen Gebürgen gelegene Stadt wirklich Syriſch Zaubo, oder Chaldäiſch Zoba heißt. Die Gründe hiervon habe ich in der Abhandlung de Syria Sobaea, quam Davides ſub jugum miſit, Neſibi & circumjecto tractu, angezeigt: nur folgendes muß ich, theils ändern, theils hinzuſetzen. Ich hatte mich dort gegen Joſephum erklärt, der Sophene einen

(*) Hiſtoria belli Neſibeni §. 10.

(**) Hiſtoria belli Neſibeni §. 17.

einen Theil von Armenien verſtehet: und in ſo fern bleibe ich auch bey meiner Meinung, daß Zoba nicht Sophene iſt. Allein in der Hauptſache widerſpricht mir Joſephus weniger, als ich dachte, ob er gleich falſch die Nahmen vergleicht: denn ein König von Neſibis könnte gar wol König von Armenien geweſen ſeyn. Neſibis liegt am Fuß der Armeniſchen Gebürge, und in ſpätern Zeiten haben gewiß Armeniſche Könige zu Neſibis reſidirt, bis Abgarus (derjenige dieſes Nahmens, der durch ſeinen Betrug Craſſus verleitete, einen unvorſichtigen Marſch zu thun, und die groſſe Schlacht bey Carrhä gegen die Parther zu verlieren) die Reſidenz von Neſibis bis nach Edeſſe verlegte. (Siehe Moſis Chorenenſis hiſtor. Armen. S. 128.) So könnte denn auch zu Davids Zeit Neſibis die Reſidenz des Armeniſchen Königs geweſen ſeyn. Auch der Nahme Aram (ארם) ſtreitet nicht wider Armenien: ordentlich iſt es zwar der Nahme der Aramäer, aber daß auch die Armenier ihn bisweilen führen, und wie dis zugegangen iſt, werde ich im zweiten Theil des Spicilegii geographiae Hebraeorum exterae bey 1 B. Moſ. X, 22. zeigen. Jetzt nur kurz, die Armenier zählen unter ihren Stammvätern oder erſten Anführern einen Aram. (*) Wäre aber auch das alles nicht, ſo könnte der König der in Aramäa liegenden Stadt Neſibis doch auch gar wohl über Ar-

(*) Moſes Chorenenſis S. 12. 13. 35. 36. 37.

Armenien geherrſcht haben. Alſo ich bin mit Joſepho nicht mehr im Streit. War nun dieſer mächtigſte Feind Davids König von Armenien, ſo läßt ſich beſſer begreifen, wie es zugeht, daß David hier zuerſt eine ſo ſtarke Cavallerie wider ſich erblicket: denn Armenien iſt wegen ſeiner Pferdezucht bekannt, und auch die Tyrier bekamen zu Ezechiels Zeit ihre Pferde daher. (*) Alſo nun wäre in alten Zeiten Armenien ein nördliches Vaterland der Pferde, ſo wie Aegypten ein ſüdliches, unterdeſſen daß manche dazwiſchen gelegene Länder keine Pferdezucht hatten, und ihre Pferde entweder aus Armenien oder Aegypten bekamen. Vermuthlich ſind die vorhin erwähnten Pferde der Cananiter im nördlichen Paläſtina auch von dieſer Armeniſchen Race geweſen.

Mit den erbeuteten Pferden verfährt David nach dem Befehl Moſis. Er läßt ihnen die Heſſen abhauen, (**) bis auf hundert, die er, wie es ſcheint, für ſeine Leibguarde zu Pferde, auch wol für ſeinen Wagen behält. Hieraus ſcheint nun klar zu ſeyn, daß David noch keine Cavallerie hatte, oder anlegte, denn ſonſt würden ihm 7000 zugerittene Armeniſche Pferde eine ſehr vortheilhafte Beute geweſen ſeyn; ſelbſt ſein Sieg lehrte ihn, was Infanterie gegen Caval-

---

(*) Ezech. XXVII, 14. Spicilegium geographiae Hebraeorum exterae S. 77.

(**) 2 Sam. VIII, 4.

vallerie ausrichten kann, und die Entbehrlichkeit der letztern für einen Iſraelitiſchen König: ferner daß das Pferd damahls in Paläſtina noch nicht zum Ackerbau, auch ordentlich nicht zum Reiſen gebraucht ward. Noch auf der Flucht vor Abſalom werden dem Könige David Eſel zu Fortbringung ſeiner Familie, denn er ſelbſt geht, wie Soldate zu Fuß, gebracht; (*) und in der Schlacht,

---

(*) 2 Sam. XVI, 2. — — Bochart hat in ſeinem Hierozoico P. I. l. II. c. 13. §. 6. S. 189. eine Anmerkung, die ich in der Geſchichte der Pferde nicht übergehen darf. Er wählt, um ſie machen zu können, unter den zwey dort befindlichen Leſearten das Ketib, ולהלחם, überſetzt dis, und zu fechten, will, die Eſel wären David geſchenkt, um ſie ſo im Gefecht zu gebrauchen, wie ſonſt das Pferd, und führt Stellen der Alten an, wo man zu Eſel ficht. Dis letzte hat freilich bey einigen alten Völkern ſeine Richtigkeit gehabt, und unten werde ich mehr davon ſagen. Aber hier hat Bochart es am unrechten Ort angebracht. Zwey Eſel, und ſo viel ſind ihrer hier, wären wol zu wenig, ſonderlich wenn noch die von der Königl. Familie darauf reiten ſollen: und Eſel kann man nur denn im Gefecht gebrauchen, wenn der Feind entweder gar keine Pferde hat, oder Pferde, die keine Eſel kennen; denn ſonſt würde ein Eskadron Eſel-Reuter von dem darauf anprellenden Eskadron wahrer Reuter zu Pferde im Augenblick überritten werden. Was Bochart hier am unrechten Orte hat, würde ſich beſſer bey Jeſaiä XXI, 7. das iſt, in die Zeit der erſten Feldzüge Cyri, geſchickt haben.

Schlacht, in der Abſalom bleibt, reitet der auf einem Mauleſel. (*)

Mit dem, bisher aus der Geſchichte erzählten, ſind die Pſalmen Davids übereinſtimmig. Das Pferd kommt in ihnen ordentlich bey den Feinden der Iſraeliten, bey denen die nicht ſiegen werden, ſondern deren Sieg GOtt vereiteln wird, vor: z. E. Pſ. XX, 8. jene rühmen ſich ihrer Wagen und Pferde, und wir rühmen uns Jehova unſeres GOttes: jene ſind gekrümmet und fallen, wir ſtehen. Pſ. XXXIII, 17. Das Pferd bekrieget den, der den Sieg von ihm hoffet, und ſeine groſſe Starke hilft nichts. Da ſieht Jehovens Auge auf die, die ihn fürchten. LXXVI, 7. Vor deinem Drohen, du GOtt Jacobs, ſinkt Reuter und Pferd in Todesſchlaf. CXLVII, 10. (unſer übel angebrachtes Tiſchgebet, bey dem Kinder ſehr gut lernen, nichts zu denken) Er freuet ſich nicht über den Muth der Pferde, Er hat an den Beinen (den groſſen ſtarken Knochen) der Menſchen kein Wohlgefallen, ſondern an denen, die ihn fürchten, und auf ſeine Gnade hoffen: d. i. er giebt nicht der ſtarken Cavallerie den Sieg, ſondern denen, die auf ihn vertrauen. Loblieder dieſer Art gewöhnten zugleich das Volk zu der Verachtung des Pferdes, die ihnen zum Siege ſo wichtig war. Anderwärts hingegen vermiſſet man

(*) 2 Sam. XVIII, 9.

man in den Pſalmen das Pferd, wo wir es gewiß geſetzt haben würden. In dem achten Pſalm, wo der Menſch als der von GOtt geſetzte Herr der Creatur beſungen wird, würde kein deutſcher Dichter das edelſte unter den uns dienſtbar werdenden Thieren haben vergeſſen können: da ich den Pſalm in einem deutſchen Gedicht (*) nachahmte, beging ich wirklich, ohne Anfangs daran zu denken, die verzeihliche Untreue, es hinein zu rücken:

Du ſetzeſt ihn zum Herrn in deinem Eigenthum.
Dem ihm verwandten Volk der Erden
Befiehlt dein herrſchriſch Wort ihm unterthan zu werden:
Ihm dient das edle Pferd, und von Natur ſonſt frey
Wirds ſtolz auf Herrendienſt, und prangt mit Sclaverey.

Aber im Pſalm ſteht nichts davon.

Bekannter ſind indeſſen doch zur Zeit Davids die Pferde der Iſraeliten geworden, als vorhin: aber nur als königlicher Staat. Abſalom, der ſich als Cronprinz von ſeinen übrigen Brüdern diſtinguiren will, und zugleich den erſten künſtlich vorbereiteten Schritt zur Rebellion thut,

(*) Es ſtehet hinter meiner deutſchen Ueberſetzung der Pſalmen als ein Anhang.

thut, legt ſich 2 Sam. XV, 1. **Wagen**, Pferde, und funfzig **Läufer** zu; die leztern, Läufer waren damahls eine Art von Leibguarde. Man ſieht aus der Erzählung, daß die Iſraeliten Pferde zu haben anfingen, aber daß ſie auch ſehr ſelten waren, denn ſonſt würde die Geſchichte dis nicht von einem königlichen Prinzen anmerken.

In eben dieſer Zeit Davids finden wir auch zuerſt den Nahmen der Mauleſel, und das mehrmahls, ſo daß es ſcheint, das Thier muß gerade um die Zeit den Iſraeliten zuerſt bekannt geworden ſeyn. Es iſt wahr, die LXX haben lange vorher an ein Paar Orten Mauleſel, aber ſie ſchreiben ſie alsdenn den Aegyptiern zu, und ſie thun dis noch dazu mit Unrecht, denn im Hebräiſchen findet ſich der gewöhnliche Nahme einer Eſelin, den ſie auch ſelbſt anderswo durch **Eſelin** überſetzen, und ſie müſſen nur eine eigene Grille dabey gehabt haben, daſſelbe Wort אתון, je nachdem das Thier Patriarchen oder Aegyptiern gehören ſoll, **Eſelin**, und **Mauleſel** zu überſetzen. (*) Vielleicht gelehrt, Aegyptiſch gelehrt,

(*) Daß אתון eine Eſelin heißt, iſt ziemlich unbeſtritten. Die LXX überſetzen es ſelbſt im erſten Buch Moſis durch ὄνος, Cap. XXXII, 15. XLIX, 11. Allein wenn der König von Aegypten das Thier dieſes Nahmens 1 B. Moſ. XII, 16. verſchenkt, ſo ſind es bey ihnen ἡμίονοι, Maul-

lehrt, aber unrichtig und dem Sprachgebrauch widrig, iſt alles, was ſie in den Büchern Moſis von Mauleſeln haben. Alſo vor Davids Zeit kommen in der Bibel gar keine Mauleſel vor, und von ſeiner Zeit, oder eigentlich von der letztern Helfte ſeiner Regierung an, auf einmahl ſehr häufig. Bey der Ermordung Ammons entfliehen die ſämmtlichen Söhne Davids jeder auf ſeinem Mauleſel, 2 Sam. XIII, 29. Eſel alſo haben ſie nicht mehr, wie vorhin die Söhne der Richter. Abſaloms Mauleſel, den er ſo gar in der Schlacht ritt, 2 Sam. XVIII, 9. 10. iſt oben ſchon erwähnt. Auch David hatte einen Mauleſel, den Salomon reiten mußte, als er zur Crönung geführt ward, 1 Kön. I, 33. 35. 44. In den Pſalmen iſt der Mauleſel, der

 früh

Mauleſel, und eben ſo Cap. XLIII, 11. wenn Joſeph es ſeinem Vater mit Speiſevorrath beladen ſchickt. Es ſcheint, den Patriarchen wollen ſie keine Mauleſel geben, etwan weil ſie die unnatürliche Miſchung der Thiere, die nachher im Geſetz Moſis verboten ward, für etwas ſündliches halten: aber die Aegyptier ſollen dagegen keine Eſelinnen haben. War es etwan zur Zeit des Ueberſetzers in Aegypten unſittlich und erniedrigend, eine Eſelin zu reiten? oder was hatten ſie ſonſt dabey? Was ſie auch gedacht haben mögen, ſo iſt es unrichtig, denn אתון heißt nie ein Mauleſel. Die Eſelinnen kommen ihnen ſo patriarchaliſch vor, daß ſie auch חמור 1 B. Moſ. XXII, 2. im Feminino ἡ ὄνος ſetzen, weil Abraham den Eſel gebraucht.

früh in der Jugend durch harte Zwangsmittel gebändiget werden muß, ein moraliſches Bild. Pſ. XXXII, 9. Da die Iſraeliten ſelbſt damahls noch wenig Pferde hatten, ihnen auch verboten war, Thiere von zwey Arten zuſammen zu laſſen, (*) ſo müſſen ſie gerade um die Zeit die Maulthiere von einem Volk bekommen haben, das ſchon lange Pferdezucht gehabt hatte. Unten werden wir ſehen, daß zu Ezechiels Zeit die Tyrier die Mauleſel aus Armenien bekamen: ſollten die Iſraeliten zur Zeit Davids ihre Mauleſel eben daher gehabt, vielleicht zuerſt im Kriege mit dem Könige von Niſibis als Beute kennen gelernt haben? Sonderbar iſt noch der Nahme, den der Mauleſel trägt; völlig den übrigen Orientaliſchen Sprachen unbekannt, (**) auch ohne eine bequeme Ableitung aus ihnen, obgleich die Rabbinen eine erdichtet haben, nach der der Mauleſel als eine Art von Mönch erſcheint, (***) alſo, wie man denken ſollte, ausländiſch,

---

(*) §. 220. des Moſaiſchen Rechts.

(**) Arabiſch heißt der Mauleſel, *Bagl* (בעל) der Träge, (es ſcheint, Arabien hat zuerſt nicht die gute, ſondern die ſchlechte Art Mauleſel kennen lernen, die entſteht, wenn man Hengſt und Eſelin zuſammen läßt) Syriſch und Chaldäiſch, *Cudna*, כודנה .

(***) Sie wollen, er werde ſo genannt, weil er ſein Geſchlecht nicht fortſetze, ſondern einzeln ſey. Das erſte thut er freilich nicht, aber dabey hat er eine ſo unauslöſchliche Brunſt, daß er

ländiſch, und mit der Sache ſelbſt von einem fremden Volk zu den Hebräern gekommen. פרך heißt er: wer kein Hebräiſch gelernt, und ſein Ohr nicht dadurch an dieſes Wort gewöhnt hat, wenn es nicht alt, ſondern neu iſt, wird ſich wundern, wenn ich es mit deutſchen Buchſtaben ſchreibe: — — Ferd. Wie dis zugeht, weiß ich nicht: nur das weiß ich, daß die Gegenden am Caspiſchen und ſchwarzen Meer, die wahre, anderwärts ſo vergeblich geſuchte vagina gentium ſind, wo ehedem ein ganze Menge Völker, an Sprache verſchieden, und bisweilen ihre Sprachen miſchend, in einem engen Bezirk wohnten. Daher kommt es vielleicht, daß man im Perſianiſchen ſo viel offenbar Deutſches findet, als in keiner einzigen Europäiſchen Sprache, die nicht gerade zu vom Deutſchen abſtammt. Auch läßt ſich daraus die Nachricht beſſer verſtehen, daß Mithridates zwey und zwanzig Sprachen geredet

 haben

---

er wol ſchwerlich den Nahmen von der Abſonderung oder Einzeln ſeyn bekommen haben möchte. Bochart in ſeinem Hierozoico Th. I. S. 231. kehrt die Etymologie gerade um, und ſagt, der Mauleſel heißt ſo, weil ſich ſein Vater und Mutter von ihren natürlichen Gatten abgeſondert, und wider die Natur gepaart haben. Was ſonſt ſo allgemein bekannt iſt, ward aus Etymologieſucht vergeſſen, daß, wenn ein Volk ausländiſche Thier bekommt, es ihnen gemeiniglich den ausländiſchen Nahmen läßt, für den man denn nicht in der eigenen Sprache des Volks eine Etymologie ſuchen muß.

haben ſoll. Noch Abulfeda erwähnt auf der Südoſtſeite von Trapezunt den Berg der Sprachen, der ſeinen Nahmen davon haben ſoll, daß ſo viele an Sprache verſchiedene Völker auf ihm zuſammen ſtoſſen, oder ihn bewohnen.

Daß in den Pſalmen Davids Bilder vom Bändigen der Pferde und Mauleſel vorkommen, iſt merkwürdig, und zeigt, wie ſehr ſich ſchon damahls die Iſraeliten um dis noch ausländiſche Thier bekümmerten. Das eine iſt nur ſo ziemlich allgemein, Pſ. XXXII, 9. ſeyd nicht unververnünftig wie Pferde und Mauleſel, denen man, da ſie noch jung ſind, Zaum und Kapzaum anlegen muß: indeß iſt doch ſchon merkwürdig, daß der Dichter weiß, dis fremde im Kriege erbeutete Thier muß in der Jugend gebändiget werden, (*) und daß er wirklich zwey Werk-

(*) Fragte jemand, mit welchem Recht ich hier, und Pſ. CIII, 5. Jugend überſetzt habe, wo andere, den Mund haben: ſo iſt es wol Antwort genug, den Kapzaum thut man nicht an den Mund, ſondern an die Naſe, auch heißt עדי in keiner einzigen morgenländiſchen Sprache der Mund, ſondern man hat ihm dieſe Bedeutung blos aus einer lächerlichen Etymologie gegeben, weil עדי Schmuck heiſſen kann, und der Mund der Schmuck des Menſchen ſey. Das Wort bedeutet im Arabiſchen den Morgen, und davon wird Pſ. CIII, 5. der Morgen der Tage, d. i. die Jugend, genannt. Die Syriſche Verſion iſt mir bey dem 32ſten Pſalm ſchon vorgegangen, und hat es, Jugend, überſetzt. Mehr führe ich hier nicht an, um nicht zu philologiſch zu werden.

Werkzeuge, Zaum und Kapzaum nennet. Wegen des erſten iſt nicht der geringſte Zweifel, ſollte aber wegen des zweiten, das etwas ſeltener vorkommt, Reſen, (רסן,) ein Zweifel entſtehen, ob es wirklich den Kapzaum bedeute, ſo entſcheidet die Arabiſche Sprache für die gewöhnliche, und ſchon von den Alten (*) hergebrachte Ueberſetzung, Kapzaum. Siehe Golii Lexicon S. 986. (**)

Aber viel wichtiger iſt die andere Stelle, die man, vielleicht aus Unkunde der Reuterey, gar nicht verſtanden hat, Pſ. LXVI, 12. Ich will ſie erſt ganz aus meiner deutſchen Ueberſetzung abſchreiben: **Du haſt uns laſſen vom Strick gefangen werden, uns Laſten auf den Rücken gelegt, und Menſchen auf uns reiten laſſen**: ein Bild eines nach und nach unterjocheten Volks, offenbar vom gebändigten und zum Reiten gehorſam gemachten Pferde hergenommen. Man macht gemeiniglich aus der Stelle etwas ſehr wunderliches: **Du haſt uns in die Ve-**

(*) LXX. Vulgata.

(**) Damit niemand in Verſuchung ſtehe, aus einer bloßen Etymologie etwas zur Hiſtorie der Pferdezucht hinzu zu dichten, und zu behaupten, man habe ſchon zu Nimrods Zeit den Kapzaum gekannt, weil nach 1 B. Moſ. X, 12. eine Stadt gebauet ſey, die Reſen hieß, muß ich erinnern, daß das Wort noch manche andere Bedeutung im Arabiſchen hat, davon die Stadt den Nahmen bekommen haben mag.

ſtung gebracht, eine Laſt auf unſere Lenden gelegt, und Menſchen auf unſerem Kopf reiten laſſen: eine ſonderbare Zuſammenſetzung von Bildern, recht wie Horaz ſie beſchreibt,

Ut nec pes nec caput uni
Reddatur formae,

die wol kaum eine Widerlegung bedarf, wenn man annimt, David war ein vernünftiger Mann, der ſo etwas nicht zuſammen weben konnte. Vielleicht aber wird man doch von der Bedeutung, die ich einigen Wörtern gegeben habe, und von meiner Ueberſetzung, die philologiſchen Gründe wiſſen wollen. Hier ſind ſie, zugleich mit der Erklärung der Stelle. מצודה überſetzen ſchon die LXX, Vulgata, Chaldäer, und Syrer, Strick, und zwar ſo, daß die beiden leztere noch dazu ein verwandtes Wort gebrauchen; es hat auch Ezechiel XII, 13. gewiß die Bedeutung eines Stricks oder Fallſtricks, von צוד, jagen. Ein Strick überhaupt iſt es nach ſeiner Abſtammung wol nicht, ſondern einer, mit dem man ein Thier fängt. Wenn Pferde völlig wild herumlaufen, (ich habe meine Beſchreibung der Sache aus Ungarn, denn ſelbſt habe ich es nicht geſehen) und man will ſie fangen, ſo macht man Schranken, die immer enger zugehen, und treibt in dieſe ein Rudel herumlaufender Pferde hinein: auf der Seite ſteht derjenige, der das Pferd fangen ſoll, hat einen Strick mit einer Schlinge, und den wirft er dem Pferde, das man jezt eben haben will, um den

Hals.

Hals. Die andern Pferde laufen denn erſchrocken davon, das gefangene Pferd ſträubt ſich, was es kann, und erdroſſelt ſich faſt im Zurückweichen, ſo daß ihm der Schaum vor dem Munde ſtehet, indeſſen bringt man es doch gemeiniglich ganz glücklich dahin, wohin man es haben will, und denn muß man ihm mit Güte begegnen. — — Alſo ſcheint es, das Volk, von dem die Iſraeliten damahls die Pferde hatten, ließ ſeine Pferde in der Wildniß herumlaufen, fing und bändigte ſie denn; wie es an einigen Orten in Ungarn, Pohlen und Nordſchottland iſt: denn in Deutſchland haben wir, ſo viel ich weiß, nichts völlig gleiches, die Pferde in der Senner-Heide ſind ſo zu reden nur halbwilde Pferde. Dis wird künftig zu Erklärung eines Facti, das unter Salomon gehört, brauchbar ſeyn. — — Nun heißt es weiter: **Du haſt eine Laſt auf unſeren Rücken gelegt:** Dis iſt eine, aber noch nicht eben ſo gar lange aus der Mode gekommene Art, das Pferd nach und nach zum Tragen eines Reuters zu gewöhnen. Man legt ihm Säcke voll Sand, oder anderen ſchweren Materien auf den Rücken, damit es tragen lernt, und läßt es ſo an der Gurte herumlaufen; iſt es dieſes gewohnt, ſo beſteigt es der Reuter ſelbſt. Sonderbar iſt dabey der eigentliche Ausdruck im Hebräiſchen, wo ich, **auf unſern Rücken,** überſetzt habe: **auf unſere Lenden.** Der ſcheint noch ein Ueberbleibſel von dem den Hebräern bekanntern Eſel zu ſeyn; denn der Eſel trägt die Laſt ſowohl, als den Aufſitzenden weiter hinten, und näher bey den Lenden,

das Pferd mehr vor: allein Redensarten, deren die Sprache einmahl gewohnt iſt, bleiben. — — Nunmehr folget, was bey dem Pferde darauf folgen wird, der Reuter beſteigt es, und macht es ſich völlig unterwürfig: du haſt Menſchen auf uns reiten laſſen. Der Sinn der ganzen Stelle iſt, die Feinde gehen mit uns um, wie mit den Pferden, die man bändiget, und endlich ſich ganz dienſtbar macht.

Noch eine kleine Nebenſache bey dieſen Beſchreibungen der Pferdebändigung. Der 32ſte Pſalm bedient ſich von Zaum und Kapzaum des Verbi בלם (*Balam*) das wol ſonſt eigentlich bedeutet, wenn man dem Cameel oder Büffel die Naſe durchbohrt und einen Ring hinein legt, (*) um das Thier zu regieren. Ich zweifele, ob man jemahls dergleichen mit den Pferden gethan hat, wenigſtens Zaum und Kapzaum wäre es nicht, und von dem iſt doch die Rede. Ich glaube alſo auch hier, daß die Hebräer das Wort, deſſen ſie vorhin bey Kameelen und Ochſen gewohnt waren, behalten, und mit geänderter Bedeutung auf die Pferde angewandt haben, als ſie dieſe zuerſt kennen lernten. Auch hier erkennet man das Volk, das vorhin anderer Laſtthiere gewohnt war.

In eben dem Zeit-Abſchnitt finden wir noch gar keine Nachrichten von Pferden in Arabien: von den Midianitern und einigen andern Arabiſchen Völkern

(*) Wenigſtens im Syriſchen wird es für dieſen Naſenring geſetzt, 2 Kön. XIX, 28.

Völkern können wir wol gewiß ſagen, ſie haben keine Pferde gehabt. Wenn die Midianiter zur Zeit der Richter Paläſtina jährlich überziehen, ſo heißt es: ſie und ihre Cameele waren unzählich: B. der Richter VI, 5. und auch ihre Könige reiten Cap. VIII, 21. auf Cameelen. Nichts auf Pferden. Zur Zeit Sauls haben die drittehalb Stämme jenſeits des Jordans einen Krieg mit vier Arabiſchen Völkern, unter denen die Ituräer, und die Einwohner des Landes Heger oder Hedſcher (*) am Perſiſchen Meerbuſen die bekannteſten ſind: die Iſraeliten ſiegen, und 1 Chron. V, 21. wird ihre Beute beſchrieben: 50,000 Cameele, 250,000 Schaafe, 2000 Eſel, 100,000 Sclaven. Alſo, es ſcheint, auch dieſe Völker hatten keine Pferde.

Nun folget die dritte Periode, von Salomon bis zur Zerſtörung Jeruſalems unter Nebucadnezar. In ihr wird das Pferd immer gewöhnlicher. Salomon ſelbſt errichtet eine, für den Anfang ziemlich ſtarke Cavallerie, 1 Kön. V, 6. X, 26. 2 Chron. I, 14. IX, 25. denn ſie beſteht in 12,000 Mann zu Pferde, und 1400 Kriegeswagen. Dis iſt für einen König viel, der alle ſeine Pferde aus einem fremden Lande kaufen muß; aber doch noch immer der damahligen Aegyptiſchen Cavallerie ſehr ungleich, denn dieſe beſteht, da Farao Schi-

(*) Siehe Hiſtoria belli Neſibeni §. 9. in meinen Commentationibus Societati Scientiarum per annos 1763 — 1768. prælectis, S. 78.

Schiſchack Paläſtina unter dem nächſten Nachfolger Salomons mit Krieg überzieht, in ſechzigtauſend Mann zu Pferde, und zwölfhundert Kriegeswagen. Dabey iſt ſonderbar, daß man die Iſraeliten im Kriege nicht ſiegreicher oder redoutabler findet, nachdem Salomon ihnen die Cavallerie gegeben hat: David war bey der bloſſen Infanterie fürchterlich, endigte alle Kriege nach mancher Abwechſelung des Glücks immer mit Sieg, und eroberte Provinzen, oder eigentlicher zu reden, Königreiche, die ſein Sohn Salomon bey einer Cavallerie von 12,000 Mann und ziemlich vielen unnützen Kriegeswagen wieder verliehrt, und ſein Enkel muß den Aegyptiern unterliegen. Sollte das Vertrauen auf die vom Feinde angenommene Cavallerie, und den Vorzug, den man dem Reuter vor dem Fußgänger einzuräumen pflegt, etwas zum Verfall der Infanterie beygetragen haben? Dis iſt nicht ſelten die Folge der Sache, und denn iſt es ein groſſes Unglück für den Staat; denn das Volk, das an ſtandhafter Infanterie überlegen iſt, ſieget doch gemeiniglich, obgleich die Cavallerie die Siege gröſſer und leichter macht. In ſolchem Fall würde Moſis Geſetz, das dem Könige verbot, zu viel Pferde zu halten, (*) durch den Erfolg mehr gerechtfertiget, als ich es im Moſaiſchen Recht zu hoffen wagete. So viel iſt gewiß, von Salomons Zeit an ſind Juden und Iſraeliten nie wieder im Kriege fürchterlich,

(*) §. 54. des Moſaiſchen Rechts Num. 5. und 5 B. Moſ. XVII, 16.

terlich, bis zum Untergang des Staats, deſſen Trümmer ſie, wie es ſcheint, unter Zedekia tapfer genug vertheidiget haben mögen: ihre Zeit der Siege iſt mit David zu Ende. Nicht ehe geht ſie wieder an, als unter den Maccabäern, und da übertreffen ſie alle Thaten ihrer Vorfahren unter David; ein ſo tapferes Volk hat man wol kaum geſehen, als ſie unter Judas Maccabäus und ſeinen Brüdern waren. Aber ſie fechten auch da wieder zu Fuß.

Dieſe Cavallerie und Wagen liegen unter Salomon, recht nach Aegyptiſcher Art, in Städten beyſammen, wo Ställe für ſie gebauet ſind: 1 Kön. X, 26. 2 Chron. I, 14. IX, 25. In der Anzahl der Ställe (*) muß ein groſſer Schreibfehler begangen ſeyn: denn 1 Kön. V, 6. ſind ihr vierzigtauſend, und 2 Chron. IX, 25. nur viertauſend. Die geringere Zahl iſt wol offenbar vorzuziehen, und wirklich ich wäre noch mit viel wenigern zufrieden. 4000 iſt mir faſt ſo verdächtig

(*) ארות heiſſen ſie Hebräiſch. Eben das Wort hat man auch im Syriſchen und Arabiſchen, und da bedeutet es Ställe. Einige wollen ſie, um der Schwierigkeit der groſſen Zahl 40,000 auszuweichen, aus Ställen in Krippen für einzelne Pferde verwandeln. (Bocharti Hiero Zoicon T. I. S. 155.) aber damit iſt doch der andern Schwierigkeit nicht abgeholfen, da ihrer das einemahl 40,000, und das zweitemahl nur 4000 gezählt werden. Auch ſieht die Rechnung, die Krippen zu zählen, ſonderbar aus.

dächtig als 40,000: und 400 ſolcher Ställe, wie Homer zu Theben beſchreibt, wären für Salomons Cavallerie hinreichend geweſen, wenn auch jeder ſeiner 12,000 Reuter 5 Pferde gehabt hätte, wie oben die Philiſter. Die Zahl iſt falſch abgeſchrieben: corrigiren kann ich ſie nicht. Auch habe ich bey der Zahl der Kriegeswagen Salomons und Schiſchaks einen Verdacht.

Daß von den Beamten für die Pferde Salomons nicht Hafer, von dem überhaupt die alten Schriftſteller nicht wiſſen, ſondern Stroh und Gerſte geliefert wird, 1 Kön. V, 8. iſt kaum des Erinnerns werth, und gehörte allenfalls in die Geſchichte des Getreides. So iſt das Pferde-Futter noch jetzt in der Barbarey, (*) Arabien (**), und manchen andern ſüdlichen Ländern. In eben der Stelle ſcheinen zwey Gattungen der Pferde, die Salomon hielt, סוס, und רכש, (***) unterſchieden zu werden: worin der Unter-

(*) Shaw S. 138. oder 124. der deutſchen Ueberſetzung: Haber wird überhaupt bey den Arabern nicht gebauet: weil die Pferde dieſes Landes mit Gerſten und Stroh gefüttert werden, und das letztere, weil dort das Gras nie zu Heu gemacht wird, ihr gewöhnliches Futter im heiligen Lande iſt.

(**) Niebuhrs Beſchreibung von Arabien S. 151.

(***) Einige haben aus רכש Mauleſel machen wollen. Bochart hat dis im erſten Theil des Hiero-Zoici S. 241. genug widerlegt. Auch das

Unterſchied beſtand, weiß ich nicht ausfindig zu machen.

Aber wichtiger iſt Salomons Handlung mit Aegyptiſchen Pferden, mit denen er ein ſehr vortheilhaftes Monopolium zu treiben ſcheint. 1 Kön. X, 28. 29. 2 Chron. I, 16. 17. Seine eigenen Pferde hat er ohne Zweifel auch aus Aegypten gehabt, aber er thut mehr, den Hethitiſchen Königen, das iſt, denen Königen des nördlichen Phöniciens, läßt er durch ſeine Kaufleute Aegyptiſche Pferde zuführen. Der Preis iſt beſtimmt, ohne weiter auf die beſondere Güte des Pferdes zu ſehen, 150 Seckel ein Pferd, und ein Spann Pferde (folglich hatte man damahls ſchon Spanne, alſo auch vierſpännige Wagen) 600 Seckel. Dis ſieht theils nach Preis machenden Monopolio, theils nach der Kindheit der Reuterey aus: denn wo man erſt das Pferd genug kennet, mit allen ſeinen Miſchungen von Fehlern und Tugenden, und nach Liebhaberey kennt, wird das eine Pferd von eben der Race vielleicht zehnmal ſo viel gelten als das andere, ſonderlich in Königlichen Ställen. Das Monopolium war wegen der Lage von

das iſt dawider, was er, wie mich dünkt, nicht anmerkt, daß dis Wort gewiß im Syriſchen Pferde bedeutet. Ich ſage nur meine Meinung als Reſultat anderer Unterſuchungen; in den philologiſchen Streit mich tiefer und gründlicher einzulaſſen, möchte wol der gröſſern Hälfte meiner dismaligen Leſer nicht recht ſeyn.

von Paläſtina leicht zu erhalten: denn zu Lande konnte ſie niemand durchführen, ohne Salomons Gebiete zu berühren. Zur See ſie aus Aegypten nach Phönicien kommen zu laſſen, ging aus zwey Urſachen nicht an. Einmahl koſtet der Schiff-transport eines Pferdes überaus viel, weil es hängen muß, um ſich nicht zu beſchädigen, und denn doch noch manches Pferd beym Transport verunglückt. Schon im Moſaiſchen Recht habe ich Th. I. S. 348. erinnert: als im Jahr 1756. Truppen aus Deutſchland nach England übergeſetzt wurden, hätten die Engländer, um vom Transport der Pferde frey zu ſeyn, für jedes Pferd 12 Pfund Sterling (72 Rthlr.) geboten, dafür die deutſchen Officiers ſich Pferde in England kaufen ſollten: dieſe aber hätten es nicht angenommen. Und doch verſtänden die Engländer den Transport der Pferde vermuthlich beſſer, als die Phönicier. (*) Ueber das war die

(*) Beyläufig, die groſſen Transporte von Cavallerie, deren die alten Schriftſteller bisweilen gedenken, ſehen mir verdächtig aus. Z. E. daß die Perſiſche Flotte, die Darius gegen die Athenienſer ſandte, 200,000 Mann zu Fuß, und 10,000 zu Pferde übergeſetzt hat, (*Cornelius Nepos*, in Miltiade c. 4.) kann ich nicht glauben. Zu einem ſolchen Transport wäre die Engliſche Seemacht, die ſtärkſte, die vielleicht je in der Welt geweſen iſt, nicht hinreichend. Furcht anfangs, und hernach Ruhmräthigkeit, mag die Zahl der Perſianer in den Augen und Jahrbüchern

die Aegyptiſche Politik dem Handel, ſonderlich dem zur See, ſehr abgeneigt, verbot ihn den Fremden, und hinderte ihn ſo gar, da wo jetzt Alexandrien liegt, durch eine angelegte Veſtung: und an den übrigen Aegyptiſchen Küſten verbot ſich der Handel wegen der unſichern Ufer, der Bogas im Nil, und dem Mangel guter Hafen, beynahe von ſelbſt, ſo bald ſie nicht begünſtiget ward.

Wie es zugegangen iſt, daß die Aegyptier in Abſicht auf Salomon ſo von ihrer Politik abgingen, ihm nicht blos den Handel zu geſtatten, ſondern auch die Ausführung des ihnen im Kriege ſo wichtigen Pferdes, auf dem die Sicherheit Aegyptens gegen Aſien beruhet, iſt allerdings eine ſchwere Aufgabe: denn ein König der Staaten, die Salomon beſaß, kann für Aegypten ein gefährlicher Nachbar ſeyn. (*) Die näheren Umſtände

bücheren der Athenienſer vielleicht zehnmahl ſo groß gemacht haben, als ſie war, denn 20,000 Infanterie und 1000 Cavallerie wäre ſchon ein groſſer Transport.

(*) Man irret ſich, wenn man die natürliche Macht Aegyptens für ein beynahe unendliches Uebergewicht gegen das Iſraelitiſche Reich anſieht. Das eigentliche Aegypten, das vom Nil überſchwemmet, und wie Acker gebauet wird, iſt lang, aber ſchmahl, und beträgt nach d'Anvillens Berechnung 2100 Franzöſiſche, das iſt 800 deutſche Quadratmeilen. Ich habe zwar in der Vorrede zu Abulfeda bemerkt, daß noch einige

ſtände der Erlaubniß wiſſen wir nicht, ſondern nur ſo viel, daß Salomon mit dem Könige von Aegypten genau alliirt war, und deſſen Prinzeßin zur Gemahlin hatte: bey dem allen muß es viel gekoſtet haben, ſelbſt den Schwiegervater zu dieſer gefährlich ſcheinenden Gefälligkeit zu bewegen.

Man erinnert ſich, daß die nördlichen Cananiter von Joſuä bis auf Davids Zeit Pferde, vermuthlich von Armeniſcher Race gehabt hatten. Hier muß nun natürlicher Weiſe die Frage entſtehen: warum ſind ſie mit dieſen nicht zufrieden, und kaufen Salomon die Aegyptiſchen Pferde ab? Wahrſcheinlicher Weiſe war überhaupt die Aegyptiſche Race beſſer, als die Armeniſche: und dazu kam noch der beſondere Umſtand, daß die Armeniſche Pferde wild herum liefen, und eingefangen wurden. Wilde Pferde ſind zwar munter und flüchtig, aber kleiner, und nicht ſo ſtark, als die

einige andere fruchtbare Gegenden zu dieſer Zahl zu addiren, und daß auch die Wüſten nicht ganz unbewohnt ſind: allein bey dem allen iſt doch Aegypten, wo nicht beſondere Umſtänden hinzukommen, nicht das ſo ſehr übermächtige Reich, nicht das Uebergewicht, über einen König Paläſtinens und der öſtlichern Länder bis an den Euphrat: auch haben ſeine Einwohner es an Tapferkeit ſelten andern Völkern gleich gethan. Sehr wenige glänzende Rollen hat Aegypten im Kriege geſpielt, ſo groß, und ſo ſehr das Wunder der Welt es im Frieden war.

die in einer ordentlichen Stuterey gezogenen. Eben deshalb zieht man ſie noch jetzt zwar zu Huſſarenpferden vor, aber nicht zur Cavallerie oder Staatspferden: im Treffen würden ſie, wenn ſie auf das in einer ordentlichen Stuterey gezogene gröſſere Cavallerie-Pferd ſtieſſen, eine ſehr ſchlechte Figur machen.

Das ſcheint freilich aus Salomons Pferdehandlungs-Geſchichte zu folgen, daß damahls Arabien wegen der Pferde noch nicht berühmt war. Jetzt würde Salomon ſeine Pferde aus Arabien nehmen, und die Könige der Hethiter würden gleichfalls lieber Arabiſche Pferde haben wollen, als ihm bey ſeinem Monopolio Aegyptiſche für den Preiß, den er ſelbſt machte, abkaufen. Hiervon unten noch einmahl.

Eine beſondere Aufmerkſamkeit, ſollte ſie ſich allenfalls auch in einen fehlſchlagenden Verſuch endigen, verdient die Stelle 1 Kön. X, 28. 2 Chron. I, 16. wegen des Wortes מקוה oder מקוא, das uns noch eine andere Landſchaft zu entdecken ſcheint, aus der Salomon Pferde kaufte. Vielleicht könnte es gar das ältere Africaniſche Vaterland der Pferde ſeyn, aus dem Aegypten ſelbſt ſie zuerſt bekommen hätte. Die verſchiedenen Erklärungen des Worts wird man hier nicht zu leſen verlangen, ſondern lieber bey Bochart (*) und Matthias Friedrich

f 2 Beck

(*) Hiero-Zoicum T. I. S. 171. 174.

Beck (*) nachleſen. Gewebe, Tribut, und ſonſt noch viel mehr, hat man daraus gemacht. Ich geſtehe, daß mir keine Ueberſetzung, am wenigſten die von Bochart vertheidigte, Tribut, wahrſcheinlich iſt, ſondern ich es immer lieber mit der Vulgata für den Nahmen eines Landes anſehe: *adducebantur equi Salomoni de Aegypto & de Coa.* Aber wo liegt dis Land, Ko, oder Ku, oder Kavva, oder Koa? denn je nachdem man die Vocalen ändert, kann man es auf die eine oder andere Weiſe ausſprechen, ja gar, wenn man mit Bochart das מ nicht für Präpoſition, ſondern für einen Theil des Nahmens halten will, Mikva, oder Mekova. Allerley hat man ſchon daraus gemacht, davon Bochart einiges anführt, z. E. man habe auf Kus in Aegypten (*) gerathen, (Kus kann es wol nicht ſeyn, denn der Nahme der Stadt wird קוץ geſchrieben; aber eine ſehr berühmte Handelsſtadt iſt Kus allerdings geweſen.) der Syrer habe eine Stadt, *Aphe-*

(*) Paraphraſis Chaldaica chronicorum, die weitläuftige Anmerkung zu 2 Chron. 1, 16. Seite 7 — 10. des zweiten Theils.

(**) Weil man gerade von Aegypten ſo wenig brauchbare geographiſche Handbücher hat, ſo muß ich dismahl auf einen Araber verweiſen, da an der Kenntnis der Stadt dismahl etwas gelegen iſt: *Abulfedae deſcriptio Aegypti* S. 13. 14. meiner lateiniſchen Ueberſetzung davon, wobey die Noten S. 76 — 78. nachzuleſen ſind.

Aphelia, und aus ihm der Araber die Stadt der Südländer, vielleicht weil ſie קן für die Mittagslinie hielten: er ſelbſt habe ehedem auf das troglodytiſche Aegypten gedacht, das nach Plinio (*) bey den Alten Michoe geheiſſen habe. Dis letztere iſt allerdings keine unbeträchtliche Conjectur. Auf Coa (Κῶα), ſo Ptolemäus S. 156. als eine Stadt des glücklichen Arabiens erwähnt, deutet Beck die Vulgata. Wäre dis, ſo hätte Salomon doch auch Arabien Pferde gekauft, und wenigſtens das glückliche Arabien hätte Pferdezucht gehabt, vielleicht von den Habeßiniern: denn der König von Cuſch, d. i. Habeßinien und dem glücklichen Araber, hat zu Aſä Zeit 300 Wagen, 2 Chron. XIV, 8. wiewohl v. 14. unter der Beute, die die Juden machen, keine Pferde erwähnt werden. Nur kommt es mir nicht wahrſcheinlich vor, daß dieſe Pferde von einer ſo ſehr unbekannten Stadt, als das Arabiſche Coa iſt, ſeyn ſollten, ſonderlich einer, die am äuſſerſten Ende Arabiens an der See liegen muß. Hätte Salomon aus dem glücklichen Arabien Pferde bekommen, ſo erwartete ich eher etwas von Saba zu hören.

Bey ſo vielen Conjecturen darf ich auch wol eine ſagen, die mir eingefallen iſt. Könnte קוא (Ku) das im innern Africa auf der Südweſt-

(*) l. VI. §. 34. *Troglodytice, quam priſci Michoen, alii Midoen dixere.*

ſeite von Aegypten liegende Königreich Kuku (*) ſeyn, das der Nubiſche Geographe Climate I. Sect. 3. S. 13. beſchreibt? Er ſagt ausdrücklich, die Einwohner hätten Pferde und Cameele. Dis könnte alsdenn das Land ſeyn, aus dem Aegypten zuerſt ſeine Pferde bekam. Aber über ein Vielleicht gehet dis alles nicht.

Aegypten, das ich nun verlaſſen will, bleibt auch nach Salomons Zeit noch immer das wegen der Pferdezucht vorzügliche Land. Schiſchak, das haben wir ſchon oben gehabt, führt gegen Salomons Sohn 60,000 Mann Cavallerie zu Felde; Jeſ. XXXI, 1. 2. XXXVI, 9. Ezech. XVII, 15. iſt es das Land, auf deſſen Reuterey man ſich verläßt Auch noch in der Weiſſagung gegen Pharao Necho von der groſſen Schlacht, die er bey Carcemiſch verlieren ſoll, kommt Jerem. XLVI. immer die Cavallerie der Aegyptier vor. Noch zur Zeit Cyri war dieſe berühmt und tapfer, und das erfuhr Cyrus ſelbſt. (**) Bis auf den heutigen Tag hat ſich die gute Pferdezucht in Aegypten erhalten. (***) Es iſt alſo eine unnöthige Bemühung, wenn man die Urſache der ſo bald nachher verfallenen Aegyptiſchen Pfer-

(*) In der Haſiſchen Charte von Africa unter dem 42ſten Grad der Länge und dem 24ſten der Breite zu ſuchen.

(**) Xenophon Cyropaedia l. VII. p. 484 — 492. der Hutchinſoniſchen Ausgabe.

(***) Shaw p. 166.

Pferdezucht unterſucht, und darüber allerhand Conjecturen macht.

In ſeinen Schriften erwähnt Salomon das Pferd, doch nicht eben häufiger, als David. Sprichw. XXI, 31. Das Pferd hält man bereit auf die Zeit des Krieges, aber der Sieg kommt von GOtt: iſt ohngefähr wie ſein Vater in den Pſalmen ſang, nur daß bey dem Sohne das Pferd nicht mehr feindlich, ſondern einheimiſch iſt, XXVI, 3. die Peitſche für das Pferd, der Zügel für den Eſel, und der Stock auf den Rücken der Narren, iſt offenbar von den Abſchreibern verdorben. Der Zügel für das Pferd, und die Peitſche für den Eſel, wird Salomon wol gewiß geſchrieben haben. Im hohen Liede, einem gewiß ächten Buche Salomons, aber darum noch nicht gerade einem canoniſchen, macht der Verliebte ſeiner Schönen eine bey uns eben nicht gewöhnliche Careſſe: er vergleicht ſie Cap. I, 9. mit ſeiner Stute, vor Pharaos Wagen, oder, unter Pharaos Pferden, denn hier kann ein Zweifel im Ueberſetzen entſtehen. So viel ſiehet man klar, Wagen und Pferd war zur Zeit dieſes Liebesdichters noch neu aus Aegypten; und wegen der Neuigkeit war das edle Thier damahls noch edler als jetzt. Ein Bereuter möchte vielleicht jetzt im Spas ſchreiben, ſeine Stute habe ein Folen, (wirklich ich ſtehle den Ausdruck aus dem Briefe eines noch vornehmern Mannes, der nicht weiß, daß ich ihn geſehen

 habe)

habe) aber in ein zärtliches Liebesgedicht wird er dergleichen nicht ſetzen. Ob das Predigerbuch von Salomon ſey, oder nur unter ſeinem Nahmen geſchrieben, wie Cato und Lälius des Cicero, unterſuche ich hier nicht: Cap. X, 7. iſt, auf Pferden reiten, vornehm.

In der auf Salomon folgenden Zeit finden wir bey Juden ſowohl, als Iſraeliten Pferde, doch gemeiniglich zum Kriege: z. E. Amos IV, 10. Mit Sammlung der Stellen will ich nicht beſchwerlich fallen, weil ſich die Sache von ſelbſt verſteht, nachdem Salomon die Pferde eingeführt hatte: blos einige merkwürdigere, die in Jeſaiä Zeit gehören, will ich auszeichnen.

Unter Uſia, der ſonſt ſo viel kriegeriſche Anſtalten machte, (*) und ſeinem Sohn Jotam, müſſen ſehr viel Pferde gehalten ſeyn: denn in einer, wie ich glaube, unter Jotam (**) gehaltenen Strafpredigt wider Götzendienſt und die Art

(*) 2 Chron. XXVI, 9 — 15.

(**) Die Urſache, warum ich dieſe Predigt Jeſaiä nicht mit anderen unter Uſia ſelbſt, ſondern unter Jotam ſetze, iſt: daß Jeſaias, wenn ich ſo reden darf, den Text, über den er prediget, aus Micha nimt, der doch erſt unter Jotam zu weiſſagen angefangen hat. Mich. I, 1. IV, 1 — 4. Wem dis dunkel ſeyn ſollte, den bitte ich, Geduld zu haben, bis ich in der deutſchen Bibel-Ueberſetzung, an der ich bisher gehindert bin, an den Jeſaias komme. Ich hoffe ihn im Anfang des Jahrs 1778. zu liefern, wenn ich noch lebe.

Art von Manie, die alles Glück des Volks in der Gröſſe ſeiner kriegeriſchen Anſtalten ſetzt, ſagt Jeſaias Cap. II, 7. **ihr Land iſt voll Pferde, und ihrer Reuterey iſt kein Ende.** Dis erläutert eine andere Stelle, die ſo lange dunkel geweſen iſt. Der Morgenländer driſcht, (das iſt bekannt, wem es aber nicht bekannt wäre, der ſehe **Paulſen vom Ackerbau der Morgenländer** S. 110 — 126. nebſt dem Titel-Kupfer) entweder mit Dröſchwagen, oder ſo, daß er Ochſen über das Getraide jaget, die es austreten. Nun ſagt Jeſaias Cap. XXVIII, 28. **Den Weitzen mahlet man, und driſchet ihn nicht, man läßt Wagenräder darauf herumrollen, und Reuter die Pferde darüber jagen, aber doch nicht ſo, daß es ganz zermalmet werde.** Es ſcheint alſo, zu Jeſaiä Zeit ging das Halten der Pferde ſo weit, daß man es auch beym Ackerbau, wenigſtens zum Dröſchen gebrauchte. Wer dis nicht geſehen hat, dem kann vielleicht ein Zweifel beyfallen, ob auch das Pferd zum Dröſchen brauchbar ſey? Es iſt es allerdings. Ein aus Ungarn gebürtiger Auditor, der meine Erklärung der Stelle des Jeſaias im Collegio hörte, erzählte mir: bey ihm ſey das Dröſchen mit Pferden ganz gewöhnlich, kleine Jungen ſetzten ſich auf die Pferde, und jagten denn auf der aufgehäuften Frucht herum. In der Barbarey driſcht man mit Pferden, (*) des-

(*) Shaw S. 138. 139. der Engliſchen Ausgabe, oder S. 124. der deutſchen Ueberſetzung.

gleichen zwiſchen der Wolga und dem Don. (*) Hieronymus ſcheint auch wegen des Dröſchens mit Pferden überhaupt keinen Zweifel zu fühlen, aber er macht den Einwurf: dis ſchicke ſich nicht für Paläſtina, wo man keine Pferde gehabt habe. Seine Worte ſind: *quidam volunt ex eo, quod ungulas & equos nominavit, oſtendi equarum greges, qui ad terenda frumenta areis immitti ſoleant: ſed non poterat ſcriptura dicere, quod Judaea provincia non habebat.* Sein Einwurf verräth den gelehrten und ſcharfſinnigen Mann: aber er fällt weg, ſo bald man die Zeiten unterſcheidet. War unter Ußia und Jotam das Land voll von Pferden, ſo konnte man ſie auch zum Dröſchen gebrauchen: ſogar für Cavallerie-Pferde wäre dis keine unnütze Uebung im Frieden, denn im Kriege ſollen ſie attaquiren, wo eben ſo viel im Wege ſeyn kann, als das zum Dröſchen aufgehäufte Getreide. Auf völlig ebenem Boden, wo kein Strohhalm im Wege liegt, wird das Pferd doch nicht brauchbar genug zugeritten.

Auch der erſte Hebräiſche Schriftſteller, der Farbe der Pferde unterſcheidet, iſt meiner Meinung nach Jeſaias; Zacharias thut es in zwey bekannten Stellen (**) viel genauer, und nennt vier Farben der Pferde, allein der gehört nicht hier-

(*) Göttingiſche gelehrte Anzeigen 1775. Zugabe, St. 8. Seite LXIX.

(**) Zachariä I, 8. VI, 2. 3.

hierher, denn er lebte unter der Zeit der Perſer, die eine reitende Nation waren. Wenn er in ſeinen Geſichten Pferde und Wagen ſiehet, den Winden Wagen giebt, damit ſie die Welt überfahren, (*) die Farben der Pferde ſo genau unterſcheidet, ſo iſt es Merkmahl der Zeit, in der er geſchrieben hat. Aber nun zu Jeſaia zurück. Die Stelle, die ich meyne, iſt Jeſ. XXII, 6. ברכב אדם פרשים, und wol wunderlich genug überſetzt: auf Menſchen = Pferden ſind Reuter. Was ſich dabey denken läßt, iſt ſchwer zu ſagen, erklärt hat man es auf mannigfaltige Weiſe. Zu verwundern iſt nur, daß niemanden beyfiel, אדם könnte eben ſo gut, roth, heiſſen, wenn es *Adom* ausgeſprochen würde; und denn wäre der Sinn, auf rothen Pferden, (Füchſe nennen wir ſie im Deutſchen, ob ich gleich das Wort in der Ueberſetzung der Bibel nicht gern wagen mag, weil es dem von Pferden nichts wiſſenden einen zu häßlichen Misverſtand giebt, den Herr Rambold in der Recenſion misbrauchen möchte) kommen Reuter.

Habakuk, deſſen Zeitalter wir nicht genau wiſſen, der aber Jeſaia nachahmt, und jünger als er zu ſeyn ſcheint, iſt der erſte, der dem Wagen GOttes Pferde giebt. Cap. II, 8. Vorhin hatte er Cheruben, (*) das iſt, eine Art von

(*) Cap. VI, 1 — 8. Siehe auch die Orientaliſche Bibliothek Th. VIII. S. 157.

(**) Siehe meine *Commentatio de Cherubis*.

von Sphingen, die kein wirklich exiſtirendes Thier, ſondern aus Menſch, vierfüßigem Thier, und Vogel zuſammengeſetzt waren. Dieſe ganz Aegyptiſch ausſehenden Sphingen waren in der Mythologie der älteſte Vorſpann des Donnerwagens Gottes, und zeigten im innern Heiligthum der Iſraeliten die Gegenwart des über ihnen wohnenden unſichtbaren GOttes an, der den Blitz ſchwenket. Auch noch Ezechiel hat ſolche ſphingiſche Cheruben vor dem Donnerwagen Gottes. Aber Habakuk verwandelt ſie ſchon in das ihm bekanntere Pferd, und ſagt, faſt wie ein Grieche und Lateiner gethan haben würde, und ich auch als Deutſcher in der Bibel-Ueberſetzung thun muß: **Du beſtiegeſt deine Pferde, und deine Wagen waren Sieg.** Das ſieht man wol, daß die Chaldäer, deren erſte Ausbrüche aus einem nördlichern Lande er vielleicht wirklich erlebt haben mag, vorzüglich wegen ihrer Reuterey fürchterlich waren. Habak. I, 8.

Hufeiſen müſſen in dieſer Zeit die Pferde noch nicht gehabt haben, ſonſt würde das nichts bedeuten, was Jeſaias Cap. V, 28. von den Pferden der Aſſyrier ſagt: **ihr Huf ſey wie ein Kieſelſtein.** Dis gehört mit zu den Abhandlungen vom Beſchlagen der Pferde, die im dritten Theil der **Archäologie der antiquariſchen Geſellſchaft in London** ſtehen ſollen: ſollen, muß ich dismahl ſagen, denn ſelbſt habe ich den dritten Theil noch nicht geſehen, ſondern kenne ihn blos aus Recenſionen, die aus Recenſionen gemacht ſind.

Das

Das letzte in dieſem Zeitlauf iſt, daß die Tyrier ihre Pferde ganz gegen das Ende deſſelben, zur Zeit Ezechiels, der unter Nebucadnezar lebte, aus Armenien kaufen. (Ezech. XXVII, 14. und Spicilegium geographiae Hebraeorum exterae T. I. S. 75 — 78.) Alſo der Aegyptiſche Pferdehandel hatte nach Salomons Zeit aufgehört; und Arabien war auch damahls noch nicht in Abſicht auf die Pferde, was es jetzt iſt, hatte entweder gar keine eigene Pferdezucht, oder doch eine ſchlechte, der Armeniſchen nicht zu vergleichende.

Aufhören könnte ich hier, denn die einzige ſehr merkwürdige Stelle, Jeſaiä XXI, 7. iſt nicht hiſtoriſch, ſondern eine Weiſſagung, und das noch dazu auf etwas jenſeits des Zeitlaufs, mit dem ich meine Abhandlung ſchlieſſe, aber dabey ſo mahleriſch, ſo hiſtoriſch treu, nur eben aus Urkunde der Hiſtorie ſo wenig verſtanden, daß ich meinen Leſern etwas entzöge, wenn ich ſie ausließſe. Sie geht auf die Eroberung Babylons durch Cyrus, alſo gerade auf das Jahr, mit dem in der Profangeſchichte etwas mehr Licht entſteht, da vorhin zu viel Dunkelheit oder Verworrenheit oder Jahrloſigkeit war. Dem Propheten, der dieſen Umſturz des Babyloniſchen Reichs vorher verkündiget, kommt es im Geſicht vor, als würde ein Wächter beſtellet, der von einer hohen Warte ſehen ſollte, was Babylon bevorſtände. Dieſer ſiehet, **Wagen**, **Pferde** die angeſpannet oder geſattelt werden, einen Zug (darf ich

es

es nennen, eine Reuterey?) auf Eſeln, einen Zug oder Reuterey auf Cameelen. Ein treueres Gemählde von den erſten Feldzügen Cyri, wie ſie einem der Sache ungewohnten hätten in die Augen fallen müſſen, kann wol nichts ſeyn. Daß er Kriegeswagen, dieſe noch dazu geſenſet, und Reuterey hatte, und daß in beiden die Stärke der Perſiſchen Kriegesmacht beſtand, wird jeder Kenner der alten Geſchichte wiſſen; es zeigte ſich auch, wie Xenophon erzählt, gleich in der groſſen entſcheidenden Schlacht, in der Cyrus den Cröſus überwand. Aber was ſollen die Cameele? — — Auch die hat Cyrus zu Anfang gehabt, ob ſie gleich nachher bey den Perſern abkamen. Cyrus ſagt gleich vor dem Treffen, das er dem Cröſus liefern will, zu den ſeinigen: (*) **ihr ſehet, die Reuterey ſteht im feindlichen Treffen hinten. Gegen dieſe laßt unſere Cameele anrücken, und denn werdet ihr was zu lachen ſehen.** Man folgt ſeinem Befehl. Die Wirkung ſteht S. 483. des in der Note angeführten Buchs: **Artageſes griff den Feind auf dem linken Flügel an, und zwar ſo, daß nach Cyri Befehl die Cameele voran gingen. Vor dieſen wurden die Pferde ſcheu, und gingen durch, als die Cameele noch in einer guten Entfernung waren, bäumten ſich oder renneten durch einander.** So

(*) Xenopohontis Cyropaedia, S. 481. der Hutchinſoniſchen Ausgabe.

So pflegen es die Pferde beym Anblick der Cameele zu machen. Nun erzählt Xenophon noch S. 493. man habe in dieſem Treffen geſehen, daß die Stärke der Perſiſchen Armee in der Cavallerie beſtehe, daher man ſie noch bis auf ſeine Zeit unter gleicher Rüſtung und Einrichtung beybehalte, wie Cyrus ſie eingerichtet hatte. Eben ſo die geſenſeten Wagen. Aber (fährt er fort) die Cameele hatten weiter nichts gethan, als, die Pferde ſcheu machen, und von beiden Seiten war dabey kein Blut vergoſſen, weil die Pferde in zu groſſer Entfernung ausriſſen. Dis war zwar damahls von Nutzen, aber die Folge iſt geweſen, daß jezt kein braver Kerl mehr verlangt, Cameel-Reuter zu ſeyn, und das Cameel nunmehr blos Laſtthier für die Bagage iſt. Was Xenophon, der gewiß nicht dichtende, ſondern treuer, als alle Griechen erzählende Xenophon, ſagt, iſt Wahrheit: nur wußte er vom Cameel nicht alles, was wahr iſt, und ſich lange Zeit nach ihm den Römern in einer ſehr groſſen Schlacht zeigete. Das Pferd wird freilich ſcheu, wenn es das Cameel nicht kennet, und reißt vor ihm aus: aber wenn man es nur einmahl zum Anblick des Cameels gewöhnt hat, ſo iſt dis nicht zu befürchten, und denn iſt das Cameel in der Schlacht ſehr unnütz. Ein Reuter muß Waffen zum Einhauen haben, denn mit Stich und Schuß richtet er gemeiniglich nicht viel aus: der lange Hals der Cameele

aber,

aber, und die Gröſſe deſſelben überhaupt macht den Haudegen unbrauchbar. In der Schlacht bey Magneſia hatte Antiochus einige tauſend Araber auf Cameelen, aber ſo beſchreibt ſie Livius: (*) *ante hunc equitatum falcatae quadrigae & cameli, quos appellant dromadas. His inſidebant Arabes ſagittarii, gladios habentes tenues* (alſo Degen zum Stich) *longos quaterna cubita, ut ex tanta altitudine contingere hoſtem poſſent.* So lange Degen laſſen ſich von einem, der reitet, nicht genug regieren, ſelbſt das Spieß der Ulanen, das ſie am Fuße befeſtigen, fallen laſſen, und denn anrennen, hat nicht die Wirkung gethan, die man ſich davon verſprach, und noch dazu in der Schlacht bey Hohenfriedberg eine ſehr widrige Wirkung gehabt.

Nun ſind noch die Eſel übrig. Daß Cyrus auch Reuter auf Eſeln gehabt habe, ſagt mein vorhin erwähnter Schriftſteller nicht: allein die Sache iſt ſehr wahrſcheinlich. Eine groſſe Perſiſche Provinz, Carmanien, bediente ſich im Kriege der Eſel ſtatt der Pferde. Strabo ſchreibt: (**) **meiſtentheils bedienen ſie ſich der Eſel auch im Kriege wegen Seltenheit der Pferde, opfern auch dem Mars, welchen die Perſer allein von unſern Göttern ver-**

(*) Libr. XXXVII. c. 40.

(**) Lib. XV. S. 1057. (oder 777.)

verehren, Eſel, und ſind kriegeriſch. Eſel haben dieſelbe Wirkung auf Pferde, die Xenophon von Cameelen erzählte: das Pferd wird bey Erblickung des Eſels fürchterlich ſcheu, und reißt aus; es verſteht ſich, wenn ihm der Anblick neu iſt, wiewohl auch einigen Pferden der Scheu vor dem Eſel nie völlig abzugewöhnen iſt, es wäre denn in Ländern, wo er ihnen alle Stunden begegnet. Wirklich die Perſianer haben einmahl dis Kunſtſtück gebraucht, die Scythen, das heißt, ein ihnen gegen Norden liegendes Aſiatiſches Volk, das ihnen an Reuterey überlegen wär, zu ſchlagen. Die Eſel ſind ein mittägiges Thier, und hören nach und nach gegen Norden auf: dis Scythiſche Volk hatte Reuterey, aber keine Eſel, die Pferde kannten alſo den Eſel nicht; die Perſianer lieſſen Eſel gegen die Reuterey anrücken, und die Pferde wurden ſcheu. Herodotus erzählt die Sache B. IV. Cap. 129. Hat Darius noch Eſel zu Felde geführt, ſo iſt wol kein Zweifel, daß ſie in der Armee des Cyrus geweſen ſeyn werden.

Aus dem bisher geſagten ergiebt ſich, daß Arabien nichts weniger, als das älteſte Vaterland der Pferde iſt, und lange Zeit hindurch gar keine Pferde gehabt hat. Sein recht eigenes, für die Wüſten ſich ſchickendes, vorzügliches, Hunger und Durſt aushaltendes, Thier iſt das Cameel: als Laſtthier der wahre Reichthum Arabiens, der es bisweilen zum Mittelpunct der Handlung zwi-

 ſchen

ſchen Aſien und Africa, Indien (*) und dem Occident gemacht hat, weil vermittelſt des Cameels Waaren ſo wolfeil durch die Wüſten transportirt werden können: für den einzelnen Reuter, der als Räuber auf den einzelnen Fußgänger den Anfall thun will, auch ganz brauchbar, desgleichen in dem kleinern Kriege, den Völker in Miniatüre, wie die Arabiſchen zu ſeyn pflegen, gegen einander führen, und denn mehr einzeln, oder doch Huſſaren-mäßig zerſtreuet, als in völlig geſchloſſenen Gliedern fechten; aber ganz verächtlich, ſo bald eine des Cameels gewöhnte Cavallerie, oder Römiſche Infanterie (wie bey Magneſia) dagegen kommt. Alſo für Arabien iſt es auch, ſo lange der Krieg nur in ſeinen Gränzen bleibt, das kriegeriſche Thier; denn in die Wüſten würde der auswärtige Feind ſchwerlich eine ſtarke Cavallerie bringen können. Dieſer krie-

(*) Eine derjenigen Straſſen, die die Oſtindiſche Handlung halten kann (eigentlich ſind ihrer fünf, unter denen ſie jetzt die weiteſte nimt) iſt, über den Perſiſchen Meerbuſen, zu Lande durch die Arabiſchen oder Syriſchen Wüſten, nach einen Haven Syriens oder Paläſtina. Dieſe Straſſe nahm er zum Theil in den erſten Jahrhunderten nach Chriſto, und machte das in den Wüſten liegende Palmyra ſo überaus mächtig.

kriegeriſche Gebrauch des Cameels hat einen Einfluß in die Arabiſche Sprache gehabt, noch dazu einen, der ſie vom Hebräiſchen unterſcheidet. Racab (רכב) heißt im Hebräiſchen, reiten, es geſchehe auf welchem Thier es wolle, Pferde, Eſel, Cameel: es iſt wahr, im Arabiſchen hat es eben die Weitläuftigkeit der Bedeutung, wenn es in keinem Gegenſatz ſtehet; aber dabey hat es doch eine gewiſſe eigentliche Bedeutung, auf dem Cameel reiten, die ich einem der Sprache unkundigen nicht beſſer begreiflich zu machen weiß, als durch dieſen Vers eines Arabiſchen Dichters, den ſie in meiner Arabiſchen Chreſtomathie S. 41. oder, da dieſe wol nicht meiner jetzigen Leſer Buch ſeyn möchte, in der Vorrede zur Arabiſchen Grammatik, die beſonders gedruckt iſt, und vom Geſchmack der Araber handelt, S. 78. antreffen: ich hätte aber lieber Leute, die, wenn ſie aufſitzen, zu Pferde (Furſan) oder zu Cameel (Rucban) grimmig im Anfall ſind. Dis zeigt denn doch, daß die Araber das Pferd viel ſpäter haben kennen lernen, als die Iſraeliten, weil ſie das beiden Völkern gemeinſchaftliche Verbum, reiten, im Gegenſatz gegen zu Pferde reiten, auf das Reiten der Cameele einſchränkten.

Mit dieſen Nachrichten vom Mangel der Pferde in Arabien, die wir in der Bibel finden, ſtimmet Strabo überein, und ſagt noch etwas mehr, daß ſo gar zu ſeiner Zeit, (er lebte un-

ter Auguſt und Tiberius, ohngefähr zur Zeit Chriſti) Arabien noch keine Pferde hatte. Vom glücklichen Arabien, in dem ich allenfalls wegen des Zuſammenhangs mit Habeßinien früher Pferde vermuthet hätte, ſagt er S. 1112 (oder 768) es habe keine Mauleſel, Pferde und Schweine: und von dem wüſten S. 1130. (oder 784) Pferde habe das Land nicht, die Cameele verträten ihre Stelle.

Zwar bey Nuweir, einem Arabiſchen Geſchichtſchreiber, den Schultens herausgegeben hat, (*) findet ſich S. 50. 51. daß Homeir, ein König von Jemen, der ein Zeitgenoſſe Kaidars, eines Sohns Iſmaels geweſen ſeyn ſoll, alſo ohngefehr in Jacobs oder Eſaus Zeit gehörte, (ſo gar mit Eſau hat er den Nahmen gemein, wenn man nach Orientaliſcher Art nomina propria überſetzt, denn *Edom* und *Homeir* heißt beides, roth,) der beſte Reuter ſeiner Zeit geweſen ſey, auch wird gerade das Wort gebraucht, das blos den Reuter zu Pferde bezeichnet. Aber der Zeuge hat das Unglück, um nicht mehr als einige tauſend Jahre zu jung zu ſeyn: alſo wird er wol ſeinen Abtrit nehmen. Zu

(*) In einem Buch ohne Anfang und Ende, das ich in der Orientaliſchen Bibliothek Th. IV. S. 142 — 160. unter dem Titel, *monumenta antiquiſſima hiſtoriae Arabum* beſchrieben habe.

Zu Joſepho, der nicht lange nach Strabo lebte, kommen zwey vornehme Emirs, die ich für Araber halte, die ihre Pferde, Waffen, und andere Bedürfniſſe zum Kriege gegen die Römer mitbringen. (*) Aber ſie ſind nicht aus Arabien ſelbſt, ſondern aus dem zu Syrien gerechneten, und noch dieſſeits der Syriſchen Wüſte gelegenen Lande Trachonitis. Alſo auch die ſind kein Einwurf.

Ich habe keine Spur, zu welcher Zeit, und von welcher Race die Araber zuerſt das Pferd, das ihnen noch Strabo abſpricht, bekommen haben mögen: aber ſo viel iſt gewiß, ſie haben es ſehr geſchwind veredelt, und vielleicht anfangs unwiſſend die Anſtalt gemacht, die beſten Pferde in der Welt zu haben. Schon in der Zeit des Heidenthums, das iſt, vor Muhammed, reden ihre Dichter vom Pferde und Reuter ſo, daß man wol ſieht, das Pferd war in Arabien ſehr bekannt. — Herr Niebuhr erzählt (S. 161 ſeines Arabiens) daß der guten Arabiſchen Pferde Abkunft ſchon ſeit 2000 Jahren abgeſchrieben ſeyn ſolle: wäre dieſes, ſo hätte Strabo geirret, der noch zu ſeiner Zeit keine Arabiſche Pferde erkennet. Allein eine Sage der Araber iſt, ſonderlich wenn es Chronologie betrifft, dem geſchriebenen Zeugniß eines Strabo nicht gleich; und

(*) Vita Joſephi §. 23.

zudem ſo ſahe Herr Niebuhr die beſten Pferde der Araber nicht in Arabien ſelbſt, ſondern zwiſchen Basra, Merdin, und Syrien. Er erzählt, die Araber leiteten ihre gute Pferde oder Köchlani von der Stuterey Salomons her: dis iſt nun nach der Art der Araber, die gern alles Groſſe Salomon zueignen, deſſen Andenken ſich ſo ſehr bey ihnen erhalten hat, vermuthlich Fabel, zugleich aber Eingeſtändniß, daß man die Pferde früher in Paläſtina, als in Arabien gehabt hat.

Ich vermuthe, daß die Pferdezucht durch das Wettrennen der Pferde, darin die Araber ihre Ehre ſuchten, ſo geſchwind zu ihrer Vollkommenheit geſtiegen iſt: doch ſchlieſſe ich den Boden, die Nahrung, den Himmelsſtrich nicht aus, die auch das ihrige beygetragen haben. Wo Pferderennen ſind, und entweder viel Ehre, oder viel Gewinſt bringen, legt man ſich auf gute Pferde, veredelt die Race durch die beſten, erſt ausländiſchen Beſcheeler, und denn auch durch einheimiſche, an denen man vorzügliche Tugenden bemerkt hat. So entſteht nach und nach im Lande ſelbſt eine vorzügliche Race. England hat größtentheils ſeine unvergleichlichen Pferde der koſtbaren und doch wieder nützlichen Thorheit des Wettrennens zu danken. So theure Arabiſche Beſcheeler würden nicht mit abermahls ſehr groſſen Unkoſten und Gefahr um ganz Africa herum zu Schiffe nach England gebracht werden, wenn nicht

nicht dort ein Wettläufer, der aus dieſer Race am beſten fällt, ein ſehr viel geltendes Pferd, und denn noch mit ihm beym Wettrennen ſehr viel zu gewinnen wäre. Daß das Pferderennen bald bey den Arabern eingeführet ward, nachdem ſie Pferdezucht hatten, ſiehet man aus den Nahmen der Wettläufer. Zehn Pferde wurden zugleich zu einem Wettrennen gelaſſen, und jedes vom Sieger bis zum letzten hat ſeinen eigenen Nahmen. Einer ihrer beſten Scholiaſten, der von der Stadt Tauris den Nahmen Tabrizi oder Taurizi hat, erzählt ſie uns folgender maſſen. Das erſte oder der Sieger, hieß, Sabek, der Vorderſte, oder Mudſchalli, der Erfreuende, allen Kummer Wegnehmende, weil ſein Herr frölich und ohne Sorge dem Wettrennen zuſehen konnte: — — das zweyte, Murzalli, weil es ſeinen Kopf an dem Rücken des erſten hat: — — das dritte, Muſalli, weil es ſeinen Herrn vergnügt macht: — — das vierte, Tali, d. i. das Folgende: — — das fünfte, Murtach, das Willige oder Muntere: — — das ſechſte, Atif, das Willige oder Wohlmeinende: — — das ſiebente, Muvaimnal, das Hoffnung aufs künftige Gebende: — — das achte Hadi, das Langſame: — — das neunte Latim, das Geprügelte, weil man es im Stall mit Prügeln empfieng: — — das zehnte, Sucait, d. i. deſſen Nahmen man gar nicht nennen will, von dem man nicht redet, weil die Sache zu ſchlimm iſt. Und dieſe Nahmen waren in Arabien ſo bekannt,

daß Dichter ſie figürlich gebrauchen: z. E. in demjenigen Gedicht, das in meiner Arabiſchen Chreſtomathie S. 78. 79. abgedruckt iſt, und bey dem eben Tabrizi in einer Anmerkung die Nahmen der Wettrenner erzählt, heißt es: Wir ſind Naſchjålls Söhne, wir verlangen keinen andern Vater, und er keine andern Söhne. Wo ein Wettlauf zur Ehre angeſtellet wird, wird man Sabik und Mutzalli (den Sieger und den nächſten nach ihm) aus unſerm Stamm finden. So würde doch wol kein Deutſcher Dichter ſingen, denn wir haben keine Nahmen der Wettläufer, und mancher Dichter hat gar auf keinem lebendigen Thier geſeſſen: auch kein Engliſcher, denn ob man gleich dort Wettrennen, auch einige Nahmen der Wettläufer hat, ſo ſind ſie doch nicht immer dem Dichter und ſeinen Leſern bekannt genug. Welche Sorgfalt die Araber auf die Erhaltung der guten Race wenden, und wie argwöhniſch-vorſichtig eine Stute der Art belegt wird, erzählt Herr Niebuhr in ſeiner Beſchreibung Arabiens S. 162 — 164. Etwas davon hat auch Arvieux.

Ich mache den Beſchluß mit einer Anmerkung über die zwey bekannteſte Nahmen des Pferdes im Hebräiſchen, die vielleicht noch auf eine neue Ausſicht in der Geſchichte dieſes Thiers leiten. Vermuthen konnte man aus dem bisher geſagten, daß ſie ausländiſch wären, entweder ſolche, die

das

das Pferd vorhin ſchon bey einem andern Volk gehabt hätte, oder Nahmen des Landes, aus dem die Hebräer das Pferd bekamen: und hiervon iſt etwas wahr. Nun würde man noch einen Schritt weiter rathen, ſie ſind Aegyptiſch, weil wir in der Bibliſchen Geſchichte das Pferd zuerſt in Aegypten kennen lernen. Aber darin würde man ſich irren; wider alle Erwartung hat das Pferd keinen Aegyptiſchen Nahmen. Alſo iſt die Folge, noch ehe die Patriarchen nach Aegypten zogen, hatten zwar ſie, und die ſüdlichen Cananiter, unter denen ſie wohnten, keine Pferde, aber das Pferd war doch nicht ganz unbekannt, wenigſtens ſo bekannt, wie ein ausländiſches Thier, und war dem Volk, deſſen Sprache wir in der Bibel finden, zuerſt von einem andern Volk, das nicht Aegyptier waren, bekannt geworden.

Der gewöhnlichſte Hebräiſche Nahme des Pferdes iſt Sus (סוס), eben den trägt es im Samaritaniſchen, und wer die Geſchichte der Morgenländiſchen Sprachen verſteht, wird hieraus ſchon abnehmen, daß es auch der Nahme war, den die Cananiter, (Griechiſch und Lateiniſch nennet man ſie, Phönicier) dem Pferde gaben. Beym Aramäer, oder, wie wir jetzt ſagen, Syrer und Chaldäer, iſt eben der Nahme gebräuchlich. Blos der Araber, deſſen Sprache ſonſt ſo ſehr mit der Hebräiſchen verwandt iſt, hat ihn nicht: doch aber allerhand davon abgeleitete

Wörter, unter denen Saais, (*) ein Bereuter, das kenntlichſte iſt. Aber auch das Verbum der Araber, Saas, heißt wol eigentlich als ein denominativum, Pferde bändigen, und was man bey Golio als Bedeutungen dieſes Verbi antrift, (ich ſetze ſeine eigene Worte ungeändert hieher) rexit pro arbitrio *gregem ſubditosque*, *caſtigando ſubegit*, iſt wol weiter nichts, als von dieſer Bedeutung entſtanden, oder vielmehr, *caſtigando ſubegit*, ſie ſelbſt, nur umſchreibend ausgedruckt.

Dieſer Nahme, Sus, ſieht wirklich etwas fremd aus. Nicht einmahl eine vernünftige Derivation läßt ſich für ihn in dem eigenen Vorrath der morgenländiſchen Sprachen finden; und dis iſt deſto ſonderbarer, da ſonſt die Etymologie wegen der ganz beſondern Einrichtung der morgenländiſchen Sprachen in ihnen die leichteſte und helleſte Seite zu ſeyn pflegt. Bochart meinte zwar eine zu finden: Sus, ſagte er, kommt vom Arabiſchen, Saas, *regere*, *moderari* her. (**) Er ſetzte noch als Exempel hinzu: *Sas Elrakib*, *eques moderatus eſt*, equum ſuum, und *Sias elchail*, *moderator equorum*; allein eben aus dieſen Exempeln wird

(*) Weil ich hier keine Arabiſche Buchſtaben gebrauchen kann, ſo verweiſe ich blos auf Golii Lexicon S. 1237.

(**) Hieroz. P. I. libr. II. c. 6. S. 96.

wird es wahrſcheinlich, daß Saas, ein Pferd regieren, umgekehrt ein denominativum von Sus, das Pferd war, und nachher nur noch etwas weitläufiger gebraucht iſt.

Da Perſien wegen der Pferdezucht und Reuterey ſo vorzüglich bekannt iſt, ſo kann man ſich hier kaum erwehren, daß einem nicht die alte Hauptſtadt Perſiens, Suſa, beyfallen ſollte. Wirklich an die haben auch einige von Bochart (*) Citirte gedacht, und behauptet, Suſa habe den Nahmen von den Pferden. Dis dächte ich nun wol kaum: den Nahmen einer Perſiſchen Stadt aus dem Hebräiſchen, es ſey vom Pferde, oder wie andere wollen, von den Lilien abzuleiten, ſieht mir ohngefähr aus, als für unſer Göttingen eine Etymologie aus dem Hebräiſchen ſuchen. Aber umgekehrt konnte es ſehr wol ſeyn, daß Cananiter, deren Sprache die in Canaan wohnenden Patriarchen annahmen, (**) Syrer, Chaldäer das Pferd von der Provinz benannt hätten, die in den älteſten Zeiten wegen der Pferdezucht berühmt ſeyn mochte. Eine ſchlechte Einwendung dagegen würde ſeyn: dieſe Stadt heiſſe im Hebräiſchen nicht Suſan, ſondern Schuſchan, Dan. VIII, 2. Eſther I, 2. Nehem. I, 1. שושן kann, je nachdem man die Punkte ſetzt, ſo gut Suſan,

(*) Eben daſelbſt.

(**) Was wir Hebräiſch nennen, iſt eigentlich Süd-Cananitiſch.

Suſan, als Schuſchan ausgeſprochen werden; und die Punkte der Juden ſind viel zu neu, hier irgend in Betracht zu kommen: gewiß iſt auch, daß Abulfeda in ſeiner Beſchreibung von Churiſtan den Nahmen der Stadt mit einem ſcharfen S, Sus ſchreibt, völlig wie das Pferd im Hebräiſchen heißt.

Der andere recht bekannte Nahme von Pferd ſo wol, als Reuter iſt, פרש: ich glaube dieſe Buchſtaben ſollten *Feres* im Plurali Feraſim ausgeſprochen werden, wenn vom Pferd, und *Faras, plur. Faraſim*, wenn vom Reuter die Rede iſt, ſo wie im Arabiſchen ein Pferd Färs, und der Reuter Faris heißt. Dieſer Nahme iſt in der Geſchichte des Pferdes noch redender. Arabiſche oder Hebräiſche Derivation hat er nicht: Faras heißt zerreiſſen, und davon pflegen die Araber den Löwen zu benennen: es kann zwar auch heiſſen, zerbrechen, und ich leugne nicht, ein Pferd kann Knochen zerbrechen, wenn es hauet oder hinten ausſchlägt, aber ſchwerlich wird es von dieſer Handlung bey irgend einem Volk den Nahmen haben. Sollte man nicht auch hier an Perſien denken? Fars iſt der Nahme derjenigen Provinz, die im engeſten Verſtande Perſien war: es iſt zugleich der Perſianiſche Nahme des Pferdes. Ganz wahrſcheinlich iſt noch die Vermuthung mancher, daß Perſer eigentlich ſo viel ſey als, Reuter, und das Volk den Nahmen davon habe, weil alle Vornehme zu reiten pflegten. Aber wenn auch

das

das wegfällt, (denn über Vermuthung ſteigt es freilich nicht) ſo ſcheint es doch wenigſtens, die Pferde möchten den Nahmen *Feres* oder *Färs* bey Arabern und Hebräern von der Provinz bekommen haben, in der dieſe Völker ſie zuerſt kannten.

Es iſt wahr, wir hören in der patriarchaliſchen Familiengeſchichte zuerſt in Aegypten vom Pferde: aber da es keinen Aegyptiſchen Nahmen hat, ſo ſollte man denken, die Cananiter, deren Sprache die Nachkommen Abrahams annahmen, müßten es ſchon vorhin bey einem andern Volk haben kennen lernen, und zwar, weil beyde Nahmen ſo Perſiſch ausſehen, bey den Perſern. Und ſo wäre noch ein anderes Aſiatiſches Vaterland der Pferde, Perſien, entdeckt.

Nur die Nachrichten ſtimmen hiermit nicht überein, die uns Xenophon im Leben Cyri giebt. Gleich im erſten Buch ſagt er, (*) der junge Cyrus habe ſich ſehr gefreuet, als er an ſeines Großvaters Hofe zuerſt das Reiten lernte: denn in Perſien habe man damahls nur ſelten ein Pferd geſehen, weil die bergigte Gegend zur Pferdezucht und zum Reiten unbequem ſey: und im vierten Buch (**) erzählt er ausführlich,

---

(*) S. 20. 21. der Hutchinſoniſchen Ausgabe.

(**) ſonderlich S. 272—280 und S. 301 – 303.

führlich, wie Cyrus die Perſer aus Fußgängern in Reuter verwandelt habe. Xenophon iſt ein ſehr guter Schriftſteller, und in ſeiner Cyropädie leuchtet noch aus der ganzen Manier zu erzählen durch, daß er das Seinige aus Perſiſchen Memoiren oder Sagen genommen hat, denn ſie hat kenntliche Aehnlichkeit mit dem, was wir bey einheimiſchen Schriftſtellern der Perſer finden. Er iſt aber doch darum nicht eigentlich untrüglich. Die Perſer ſelbſt, ſonderlich die Dichter, konnten dem gröſſeſten Manne ihres Volks zu viel zugeſchrieben haben, ein Fehler, der ſehr oft den Geſchichtſchreiber beſchleicht. Xenophon konnte auch ihre Memoiren unrecht verſtanden haben. Vielleicht redeten ſie nur von den bergigten Gegenden Perſiens, und ſprachen den dazwiſchen liegenden Ebenen Pferde und Reuterey nicht ab. Etwas unwahrſcheinliches iſt ohnehin in der geſchwinden Verwandelung der Perſer in Reuter, denen Cyrus die erbeuteten Aſſyriſchen Pferde austheilt. Sie müßten zu Anfang nicht blos, wie Cyrus ſelbſt ſagt, eine etwas lächerliche Poſitur gemacht haben, ſondern das Experiment wäre auch, falls ſie vorhin des Reitens ganz ungewohnt waren, ſehr gefährlich geweſen: die erſte wahre geübte Cavallerie, die auf ſie ſtieß, hätte ſie zu Grunde richten müſſen. Der recht gute und hardie Reuter wird der nie, der nicht ſchon in den jüngern Jahren geritten hat: und wer gar erſt als ein Mann von 30 bis 40 Jahren das Reiten anfängt, wird ſchwerlich in ſeinem

Leben

Leben auch nur ein mittelmäßiger, wenigſtens keiner, der ſich auf dem Pferde geſchickt vertheidigen und die Waffen führen könnte. Doch ich entſcheide hier nichts; es ſey mir genug, den Widerſpruch, der ſich zwiſchen einer ſehr wahrſcheinlichen Folge aus dem Hebräiſchen Nahmen der Pferde, und den Nachrichten Xenophons findet, angezeigt zu haben.

Michaelis, Johann David, 1717-1791

Mosaisches Recht

Bd.: 3

Biehl 1777

Bamberg, Staatsbibliothek -- Arch.eccl.o.16(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11423209-1
VD18 80369316-001